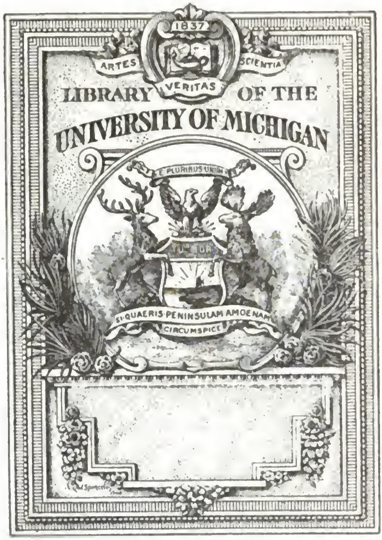


Akademische Vorträge

Johann Joseph Ignaz von Döllinger


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



F Lenbach pinx — Photogr Hanfstaengl

Ign. v. Döllinger

Verlag der C H. Beck'schen Buchhandlung, Nordlingen.

Akademische Vorträge

von

J. von Döllinger.

Zweiter Band.

Mit einem Porträt.

Nördlingen.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1889.

Druck von C. H. Beck in Nördlingen.

Vorwort.

Der zweite Band meiner „Akademischen Vorträge“ enthält zuvörderst zwei Reden, welche ich als Rector der Universität München in den Jahren 1866 und 1872 gehalten habe. Beide beschäftigen sich mit der Geschichte der Hochschulen. Demnächst folgt eine Reihe von „Gedenkworten und Gedächtnißreden“, zu welchen ich in den einleitenden Worten S. 93 einige Erläuterungen gegeben habe. Dem dort Gesagten möge hier noch beigefügt werden, daß die drei Gedächtnißreden auf Gino Capponi, Herculano und Garcin de Tassy das mit einander gemein haben, daß sie zugleich mit der Geschichte der Länder, in welchen oder für welche diese Männer wirkten, — Italien, Portugal und Indien — sich befassen. In ähnlicher, das Persönliche mit dem Allgemeinen verbindender Weise ist die Denkrede auf Mignet gehalten. Von den im dritten Abschnitt folgenden sechs Reden haben die vier ersten die Geschichte der Akademie und ihrer Leistungen, speciell die der historischen Classe, zum Gegenstand. Daran schließt sich eine Schilderung des Stifters der Akademie, des Kurfürsten Maximilian's III. und des Landes Bayern in

seiner Zeit. Den Schluß bildet ein Vortrag über das Studium der deutschen Geschichte, welcher insbesondere die Stellung des römischen Kaiserthums deutscher Nation und die Ursachen seines Verfalls in's Auge faßt. — Auch in diesem wie im ersten Band sind die Vorträge im Wesentlichen durchweg so gedruckt, wie sie seiner Zeit gehalten oder niedergeschrieben wurden. — Auf Wunsch des Verlegers ist ein Porträt beigegeben, welches einem in meinem Besitz befindlichen Oelgemälde von Lenbach nachgebildet wurde.

Meinem akademischen Collegen, dem Secretär unsrer Akademie, Herrn Dr. Lossen, bezeuge ich hiemit öffentlich meinen herzlichen Dank; er hat durch Sammlung und Anordnung der Stücke, sowie durch sorgfältige Correctur in erwünschtester Weise zum Zustandekommen des Werkes mitgewirkt.

München, den 24. Oktober 1888.

J. von Döllinger.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Universitätsreden.

Die Universitäten sonst und jetzt.*

Indem mir die ehrenvolle Aufgabe zu Theil wird, vor zwei Prinzen unseres Königshauses, dem hochverehrten Kreise meiner Collegen und vor einer Auswahl jüngerer akademischer Mitbürger das Wort zu nehmen, ist es das Wohl und die Blüthe der Genossenschaft, der wir alle angehören, sind es die gemeinsamen uns verknüpfenden Interessen, welche mir den Gegenstand meiner Rede vorzeichnen. Ich darf mir wohl gestatten, unsern Standpunkt hoch genug zu nehmen, um in einer weit ausgreifenden Ueberschau Ihre Blicke hinstreifen zu lassen über Völker und über Jahrhunderte; geschieht es doch nur, um dann, zurücklenkend auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse, die Bedingungen, von denen das Gedeihen unserer Hochschulen abhängt, die Gesetze, nach denen auch in Zukunft das Schicksal dieser Institute sich gestalten wird, zur klareren Anschauung zu bringen.

Als freie Genossenschaften angesehener Lehrer und wißbegieriger Schüler entstanden die Universitäten — ohne noch Universitäten im neueren Sinne des Wortes zu sein. Die älteste war die medicinische Schule zu Salerno, die schon im elften Jahrhundert sich eines Rufes erfreute. Es folgte die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts blühende Rechtsschule zu Bologna; später, im dreizehnten, entstand, durch eine Auswanderung von Bologna, die zu Padua. Erst Neapel begann, im J. 1224, als planmäßige

* Rectorats-Rede, gehalten am 22. December 1866, gedruckt von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker, 1867, aber meines Wissens längst vergriffen.

1*

fürstliche Stiftung, und zugleich auch mit dem Monopol, da den Inwohnern des sicilischen Reiches untersagt wurde, fremde Schulen zu besuchen. Die italienischen Rechtsschulen, wie Bologna vor allen, bestanden sogar aus mehreren sogenannten Universitäten, das heißt, aus mehreren von einander unabhängigen, durch den Unterschied theils der Nationen, theils der Juristen und Artisten gebildeten Corporationen.

Abgesehen von Salerno war es in Italien immer das Studium des Rechtes, des römischen und des kanonischen, welches, entweder ausschließend oder doch ganz überwiegend, die Hochschulen beherrschte. Und dieses Recht selbst wurde nicht mit wissenschaftlichen Mitteln und zu wissenschaftlichen Zwecken betrieben, sondern einzig um praktische Ziele handelte es sich, um Erfolge im Leben, um Gewinn, um Pfründen und Staatsämter. Durch die Jurisprudenz, die geistliche und die bürgerliche, wie sie zu Bologna geschaffen worden war, beherrschte damals Italien die Welt, und machte sich alle Reiche Europas dienstbar und zinsbar. Daneben konnten in diesen italienischen Schulen weder damals noch später theologische oder philosophische und allgemein wissenschaftliche Studien zu einer Blüthe gedeihen. Darum klagte schon Dante, daß Alle nur die Decretalen studiren wollten. Und wie düster und verzweiflungsvoll klingen die Schilderungen des Mannes, der in seiner Zeit allein eine universellere Bildung besaß, des Roger Bacon. „Die Jurisprudenz der Italiener", ruft er, „zerstört seit vierzig Jahren das Studinm der Weisheit" — er meint Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie —, „ja selbst die Kirche und alle Reiche."* Sein Ideal war eine von der Kirche geleitete und beaufsichtigte, vom Klerus gepflegte, Geistliches und Menschliches, Sichtbares und Unsichtbares zusammenfassende Wissenschaft. Aber er fand die Menschen nicht dafür in seiner Zeit, denn der Klerus wollte nur Jurisprudenz studieren,

* **Rogeri Bacon** opera quaedam hactenus inedita, ed. Brewer. Lond. 1859 p. 418.

um auf dieser Leiter zum Paradiese der hohen Würden und reichen Pfründen emporzusteigen. Ohne die beiden neuen geistlichen Orden (Minoriten und Dominikaner), die sich fast allein noch der wahren Wissenschaft annähmen, wäre daher, meinte Bacon, Alles verloren. Zählte man doch um die Zeit Bacon's, im Jahre 1262, in Bologna 20,000 Studirende, darunter tausende gereifter Männer, die fast alle nichts anderes als die Rechtsgelehrtheit trieben, — fürwahr eine Schaar, welche, unter einem Banner streitend, die Welt erobern und beherrschen konnte.

Ganz anders ging es diesseits der Alpen. Seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts wuchs die Pariser hohe Schule, anfangs als „Studium Generale", dann als „Universitas", früher von den Päpsten, später von den Königen geschützt und begünstigt, zu der mächtigsten und angesehensten aller Corporationen empor. Ruhend auf der dauerhaften Grundlage zahlreicher Collegien war sie doch arm, besaß nicht einmal ein eigenes Haus, bedurfte auch kaum desselben, da die Collegien als die gemeinschaftlichen Wohnungen von Schülern und Lehrern dergestalt sich ausbreiteten, daß zuletzt fast die ganze Universität in ihnen enthalten war. Dort wo die philosophischen und theologischen Studien alle andern ferne hielten oder in Schatten stellten — Jurisprudenz durfte kraft eines eignen päpstlichen Verbots lange Zeit in Paris nicht gelehrt werden —, studirte man 15, 16 Jahre lang Theologie, war man mit 30, 40 Jahren noch Student. Auch der Gelehrteste in fernen Ländern rechnete es sich noch im Alter zum Vorzuge, einmal mindestens der Universität Paris angehört zu haben. Fast die Hälfte der großen Stadt war in eine Schule verwandelt, und das heutige Oxford mag annähernd, aber nur in localer und architektonischer Beziehung, eine Vorstellung der alten Pariser Hochschule geben. Die Angabe eines venetianischen Gesandten am Ende des 16. Jahrhunderts, also selbst nach den Zerrüttungen der Religionskriege, daß die Pariser Universität mehr Studirende als alle italienischen Hochschulen zusammen, nahe an dreißigtausend habe, erscheint zwar kaum glaublich, aber auch der

General-Procurator Arnauld spricht von 20 bis 30 tausend, und man mag daraus schließen, was diese Körperschaft in der Zeit ihrer Größe gewesen.

Und doch war auch Paris keine Universität im vollen, im jetzigen deutschen Sinne. Es hatte doch das ganze Mittelalter hindurch keine vollständige juridische Facultät. Ungeachtet dieses Mangels vermochten die anderen Hochschulen Frankreichs nicht von ferne mit der Pariser auf eine Linie sich zu stellen, alle andern brachten es nie über den Charakter und die untergeordnete Bedeutung von Specialschulen hinaus: so Orleans, Bourges, Cahors und Angers für die Rechtslehre, Montpellier für die Medicin.

Zwei Jahrhunderte lang erwachte in Deutschland nicht einmal der Gedanke, der geistigen Abhängigkeit von Italienern und Franzosen, in welcher die Nation sich befand, durch die Gründung einer deutschen hohen Schule ein Ende zu machen. Jeder Deutsche, der nach höherer Bildung begehrte, mußte in Paris, in Bologna oder Padua sie suchen. Besser hatten die Engländer für ihre geistigen Bedürfnisse gesorgt; denn bei ihnen standen Oxford und Cambridge, noch heute die beiden Geistesaugen des brittischen Reiches, schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in hohem Ansehen. In Deutschland aber fand sich kein Kurfürst, kein Kaiser, der Hand an ein so nahe liegendes Werk gelegt hätte. Auch im Volke wurden keine dazu mahnenden Stimmen laut. Das Jahrhundert nach dem Tode Friedrich's II., mit seinen Zerrüttungen, Thronstreitigkeiten und inneren Kriegen war allerdings solchen Werken des Friedens nicht günstig. Schon war auch der Geist der Zersplitterung, des „Für sich sein wollen" in Deutschland zu mächtig geworden. Wie in der deutschen Kirche schon längst an kein einheitliches Zusammenwirken mehr zu denken war, so wollte man auch keinen Mittelpunkt der Lehre in der Wissenschaft. Man beruhigte sich mit der Ansicht, die Gaben seien den großen Hauptvölkern Europas verschieden ausgetheilt: wie den Deutschen das Imperium zugefallen, so hätten die Franzosen, und nur sie, das Studium. So wie das Sacerdotium, meinte man, den einen

Sitz in Rom habe, so bestehe das Studium durch göttliche Fügung in Paris, und bedürfe die Christenheit nur dieses einen.* Niemand scheint der Gedanke gekommen zu sein, daß gerade darum daß Deutschland sein Imperium und dessen Grundlage, die nationale Einheit, bewahren könne, es auch sein Studium haben müsse.

Endlich, im Jahre 1348, stiftete Kaiser Karl IV. die Hochschule zu Prag, nach dem Muster der Pariser. Auch jetzt noch war es kein allgemeiner Drang, kein aus dem Schooße der Nation laut gewordenes Verlangen, welches diesen Erstling deutscher Hochschulen in's Leben treten ließ, sondern bloß der zufällige Umstand, daß Kaiser Karl selbst in Paris studirt hatte, und nun in der Erinnerung an sein Studentenleben in der rue du fouarre, ein Nachbild der dortigen hohen Schule in seinem Erblande Böhmen zu besitzen wünschte. Allzuweit entfernt vom Herzen Deutschlands und von Anfang an getheilt zwischen Slaven und Deutschen wurde die Prager Universität bald in die Stürme und Wechselfälle des Hussitenthums hineingerissen, und verlor alles, was sie von deutschem Elemente besessen hatte. Wichtiger und wohlthätiger hätte die im J. 1365 gestiftete Universität Wien für Deutschland werden können; aber schon war die Zeit der sinkenden Scholastik eingetreten; der Artistenfacultät fehlte der rechte Stoff; die juristische konnte sich so wenig entwickeln, daß das bürgerliche Recht geraume Zeit in Wien nicht gelehrt wurde; auch die medicinische Facultät fristete nur ein kümmerliches Dasein, und der Antheil, den das übrige Deutschland, außer dem Herzogthume, an der Universität nahm, war ein sehr beschränkter.

* So in der Chronica M. Jordanis de imperio, p. 306 (im Syntagma des Schardius): studio' unus locus, videlicet Parisius, sufficit. Der Verfasser war um die Zeit Rudolf's von Habsburg Canonicus zu Osnabrück. Man sieht, wie die Theorie sich damals den Neigungen der Menschen und den bestehenden, wenn auch verkehrten Zuständen accommodiren mußte. Oxford, wohin die Deutschen nicht zu gehen pflegten, wird ignorirt, und um das träge Verzichten der Deutschen auf den Besitz einer Hochschule zu beschönigen, wird angenommen, daß es grundsätzlich nur ein einziges Studium geben dürfe, und daß dieses den Franzosen gehöre.

Ueberhaupt war es für Deutschland von wichtigen, weit ausgreifenden, jetzt noch empfundenen Folgen, daß erst Ende des 14. und im Laufe des 15. Jahrhunderts mittels der Universitäten Schulen des Rechtes, und zwar nur des fremden, von Bologna und Padua her eingeführten römischen Rechtes sich bildeten; denn das deutsche Recht hatte sich nicht zu einem gemeinschaftlichen Nationalrecht auszubilden vermocht und fand auf den neuen Hochschulen keine Vertretung, keine Berücksichtigung. Wie vieles würde in der Geschichte, in den Zuständen Deutschlands sich anders gestaltet haben, wenn Deutschland bereits im 13. Jahrhundert seine Hochschulen, wenn auch nur eine oder zwei, gehabt hätte, damals als die Rechtsbücher, der Schwabenspiegel, der Sachsenspiegel, entstanden, und eine vollständigere und besser geordnete Darstellung des Rechtes, freilich ohne System und ohne alle Entwickelung der Begriffe, versucht wurde; dann wäre es doch wohl zu einer deutschen Rechtswissenschaft, mindestens zu den Anfängen derselben gekommen, und das römische Recht, wenig einladend in seiner unförmlichen Gestalt eines bloßen Glossirens der Pandekten und Institutionen, würde doch nicht die Alleinherrschaft auf den Schulen erlangt und so lange behauptet haben. Und wie vieles wäre damit im Staatsrecht, im Strafverfahren, in der Politik, in den kirchlichen Zuständen anders geworden! Ich erinnere nur flüchtig an den durch Berufung auf das römische Recht und die italienischen Juristen begründeten allgemeinen Gebrauch der Tortur, an die römische Rechtstheorie von der gesetzgebenden Willkür des Monarchen, an die Juristenlehre, daß jeder Territorialherr in seinem Lande als römischer Kaiser zu betrachten sei, an die Vorrechte des römischen Fiscus, an die furchtbare Lehre von der Majestätsbeleidigung und die drakonischen Strafgesetze gegen solche Vergehen, endlich an das Rechtsaxiom, daß der Fürst an die Gesetze nicht gebunden sei.

Von allem diesem wußte das germanische Recht nichts, setzte vielmehr durchgängig das Gegentheil voraus. Es waren dies Früchte der römischen, durch italienische Köpfe des späteren Mittel-

alters hindurchgegangenen Jurisprudenz in Deutschland — des späteren Mittelalters sage ich, denn erst nachdem die ältere, bessere Schule der italienischen Romanisten erloschen, und mit der Schule des Bartolus und Baldus der Verfall eingetreten war, erst dann erfolgte die Verpflanzung dieses Rechtsstudiums über die Alpen herüber in die deutschen Hochschulen.

Noch lange blieben die Universitäten in Deutschland ein aus fremden Ländern künstlich verpflanztes Institut, noch griffen sie nicht bildend und bestimmend ein in das Bewußtsein der Nation. Nur die Theologen und Kanonisten der Hochschulen fanden auf den großen reformatorischen Concilien des 15. Jahrhunderts Gelegenheit, sich und ihre Einsichten geltend zu machen. Wohl hätte schon das durch die Concilien vermittelte mehrjährige Zusammenleben der gelehrten Männer aus den Hauptländern Europas, und der daran geknüpfte Austausch von Ideen und Kenntnissen, anregend und belebend auf die Hochschulen zurückwirken müssen. Aber bei dem Uebergewichte der theologischen Facultäten diesseits der Alpen hing der Flor der hohen Schulen von den Zuständen in der Kirche ab, und da diese traurig und verworren waren, so war die Niederlage, welche die von den Fürsten zuletzt preisgegebenen Concilien und ihre Bestrebungen erlitten, zugleich eine Niederlage der Hochschulen, und wurde auch als solche von den Mitgliedern derselben empfunden. Mit wenigen Ausnahmen sind aber sonst die Namen der deutschen Professoren im 15. Jahrhunderte todt und verschollen, keine Erinnerung einer Leistung von bleibendem Werthe knüpft sich an diese Namen, kein Buch, das von der Nation beachtet worden wäre. Der einzige deutsche Philosoph, Nikolaus von Cusa, der einzige Staatsrechtslehrer, Peter von Andlau, alle Geschichtschreiber jener Zeit, standen den Universitäten ferne. Nur Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brand gehörten vorühergehend einer Hochschule an.

Und dennoch war seit dem Ende des 14. Jahrhunderts ein Wetteifer in der Stiftung von Universitäten in Deutschland erwacht. Zu den fünfen am Beginne des 15. Jahrhunderts kamen

bis zum J. 1500 noch neun hinzu, die meisten freilich mit sehr beschränkten Mitteln und in dürftigster Ausstattung. Wollten doch selbst einzelne Städte, wie Erfurt, ihre eigenen Universitäten besitzen. Nicht eine einzige der 14 deutschen Hochschulen konnte auch nur den bescheidensten Anforderungen, auch nach dem damaligen Maße der Wissenschaft und ihrer Erfordernisse, entsprechen. So hatten Tübingen und Leipzig anfänglich nur 2 Professoren der Medicin, von welchen in Tübingen der eine einen Gehalt von 100, der andere von 60 Gulden hatte. Erleichtert war die Ausstattung einer Universität damals durch die Leichtigkeit, von den überall vorhandenen und meist gut dotirten kirchlichen Stiftern einige Präbenden an Professoren zu verleihen. Da fast alle diese Lehrkörper nach dem Muster von Prag, wie dieser nach dem von Paris, gebildet waren, so hatte die Theologie in ihrer scholastischen Form das Uebergewicht, und die Artistenfacultät, gleichfalls an die scholastische Form gebunden, stand gewöhnlich unter der Bevormundung der theologischen; befand sich doch auch meist ein geistlicher Würdenträger als Kanzler an der Spitze. Gleichwohl wurden die Hochschulen nie als rein kirchliche Anstalten betrachtet; wie denn die graduirten Lehrer, um nach ihrem Gutdünken zu lesen, auch keiner Staatserlaubniß bedurften. Diese Genossenschaften waren Freistaaten im Staate. Bibliotheken, Sammlungen existirten nicht oder nur in den kleinsten Anfängen, und so waren Wanderungen ganzer Universitäten, in Folge von Krieg oder Krankheiten oder innerlichen Zwisten, ebenso leicht als häufig.

Eine Betrachtung liegt hier nahe:

Wie spiegelt sich doch auch in der Geschichte der Universitäten der Charakter und der durch diesen Charakter bedingte Entwicklungsgang der drei Hauptnationen ab! Frankreich, das seit Jahrhunderten folgerichtig und unaufhaltsam zu immer strafferer und enger sich zusammenschließender Centralisation fortgeschritten ist, das Volk von 36 Millionen, das nur eine einzige Stadt hat, wo ein gebildeter Franzose leben möchte, eine Stadt, welche in der That das alles nationale Leben anziehende und aufsaugende

Centrum ist — Frankreich hat stets nur eine einzige Universität und zwar eben in dieser Stadt besessen. Die andern waren nur Specialschulen. Und das Frankreich nach der Revolution, welches keine Selbstständigkeit der Corporationen, weder der städtischen noch der gelehrten, mehr vertragen kann, hat denn auch, einem natürlichen Triebe gehorchend, seine alte Universität zertrümmert und an deren Stelle einen das ganze Unterrichtswesen des Landes umfassenden und beherrschenden Complex von Verwaltungsbehörden gesetzt, welche, selber willenlos und unmündig, in die Hand der Staatsgewalt gegeben sind. Die französische Universität hat heute mit den deutschen und englischen Universitäten nichts mehr als den Namen gemein.

Dagegen hat England, seine ganze Geschichte hindurch stets das Doppelziel praktischer Tüchtigkeit und politischer Freiheit verfolgend und aller Centralisation abhold, von Anbeginn an zwei Hochschulen, zwei gelehrte Körperschaften sich gegeben, die ihre republikanische Verfassung und Selbstständigkeit bis in die Gegenwart hinüber gerettet haben. Eine einzige würde zu exclusiv, zu monopolistisch geworden, würde am Ende auf dem Polster ihrer Privilegien und früher erworbenen Ehren eingeschlafen sein; aber die zwei bewachten und spornten sich wechselseitig, und jede von ihnen pflegte vorzugsweise die eine der beiden Hauptrichtungen des englischen Geistes, Oxford nämlich die kirchliche und die dieser dienenden Disciplinen, die andere, Cambridge, die mathematische, den mehr praktischen Zwecken zugewendete.

In Deutschland endlich, wo gegen Ausgang des Mittelalters der Particularismus jede andere Richtung überwältigte oder sich dienstbar machte, und die großen Einheits-Institutionen, Kaiserthum und Kirche, allmälig auflöste, wurden auch die Universitäten als die zahlreichen, freilich oft schwächlichen, kränklichen und zwerghaften Kinder dieser Mutter geboren. Da wollte auch eine Stadt zweiten oder dritten Ranges oder ein Ländchen, kleiner als eine englische Grafschaft, sein eigenes Universitätchen, gleichsam die Taschenausgabe einer Hochschule in Duodezform zum

Privatgebrauche besitzen: — da geschah es denn freilich, daß von den beiden Universitäten Erfurt und Duisburg im Jahre 1805 jede noch 21 Studenten hatte, so daß Erfurt doppelt so viel Professoren als Studirende zählte. Zu großartigeren Stiftungen kam es im Grunde doch erst spät, als bereits größere Staatskörper sich gebildet hatten.

Da begann mit dem 16. Jahrhundert eine neue Ordnung der Dinge und die deutschen Universitäten stiegen zu einer früher nicht geahnten Macht und Bedeutung empor. Die Humanisten oder Philologen und Lehrer des klassischen Alterthums begannen sich Eingang in die Universitäten zu verschaffen, und wo sie nicht in dem Kampfe, der sich alsbald zwischen den Vertretern der Scholastik und ihnen entspann, unterlagen, da durchbrachen sie nothwendig die Zäune und Bollwerke, hinter denen die Artistenfacultäten in Grammatik und Philosophie ihre scholastische Gedankenarmuth und Unbehülflichkeit gefristet hatten. Und während noch diese kleineren Kriege mit wechselndem Erfolge einzelne Universitäten bewegten, brach jener weltgeschichtliche religiöse Streit aus, der, von der jüngsten Hochschule entzündet, alsbald zu einem gewaltigen, alles vor sich niederwerfenden Sturme anwuchs, die deutsche Nation von der Nord- und Ostsee bis in die Alpen hinein tief in ihrem Innersten, wie keine andere frühere oder spätere Bewegung, aufregte, und sie endlich auf Jahrhunderte hinaus in zwei fast gleiche Hälften spaltete. So mußten denn vor allem die deutschen Universitäten von dieser Bewegung ergriffen, erschüttert und endlich umgestaltet werden. Sie waren die Arsenale, in denen die Waffen des Kampfes geschmiedet wurden, sie waren oft auch die Schlachtfelder, auf denen gestritten, Sieg oder Niederlage der einen oder der andern Doctrin entschieden wurde. Wie in ganz Deutschland für lange Zeit die theologischen Fragen und kirchlichen Interessen die Mächte wurden, welche alles andere sich unterordneten und zurückdrängten, so waren es nun auch, mehr als jemals, die theologischen Facultäten, von deren Ruf und Geltung die Blüthe oder der Verfall

der Hochschulen abhing. Doch mußten dieses Ansehen und dieser Vorrang theuer erkauft werden. Denn eben dadurch wurden, in Deutschland zum ersten Male, die Hochschulen instrumenta dominationis; die Fürsten bemächtigten sich sofort des Rechtes, die Professoren, die theologischen voran, dann auch die andern, nach Gutdünken zu ernennen und zu vertreiben; die Leichtigkeit, mittels der Ab- und Einsetzung von drei oder vier Professoren den Religionsstand eines ganzen Landes zu ändern, gebar das Teritorialsystem mit seinem Grundsatze, daß der Fürst über die Religion des Landes entscheide; es folgten die Reformationen und Gegenreformationen, und was durch die vereinigte Wirksamkeit dieser beiden neuen, riesig emporgeschossenen Mächte, der römischen Rechtsprincipien und der Fürstenmacht in religiösen Dingen, aus dem deutschen Reiche, aus der Freiheit der Nation, aus den Befugnissen der alten Stände geworden ist, auf katholischer wie auf protestantischer Seite, — dieses Bild hier auszumalen, wäre allzu unerfreulich und ist glücklicher Weise für mein Thema nicht nöthig.

Da wo die Reformation gesiegt hatte, entstanden nun rasch neue Hochschulen, so Marburg, Königsberg, Jena, Helmstädt, Altorf — sie sollten Pflanzstätten der protestantischen Theologie und zugleich der römischen, dem fürstlichen Absolutismus so günstigen Rechtsanschauungen sein. So wird von Helmstädt berichtet, daß die Landstände die herzogliche Universität nur als eine bezahlte Gesellschaft von Verteidigern der fürstlichen Ansprüche anzusehen und zu hassen pflegten.* Wie Kirche und Staat in der Person des Fürsten zur Einheit zusammengefaßt waren, so that auch die politisch-juristische Bestimmung der Hochschule ihrem kirchlichen Charakter keinen Eintrag. In den Wittenberger Statuten von 1595 hieß es: auch die philosophische Facultät müsse ein Theil der Kirche sein. Disputationen und Promotionen in allen Facultäten wurden bis in's 18. Jahrhundert hinein in den

* Henke, Georg Calixtus und seine Zeit. I, S. 48.

Kirchen gehalten und gewöhnlich mußten alle Professoren und Doctoren den Eid auf die symbolischen Bücher schwören.

Daß in dem düstersten Jahrhunderte der deutschen Geschichte, im siebzehnten, die Hochschulen nicht untergingen, daß sie den dreißigjährigen Krieg überdauerten, mußte Deutschland schon als Gewinn achten.

Aber so unbefriedigend war ihr Zustand in sittlicher sowohl als in wissenschaftlicher Hinsicht, daß die Deutschen, besonders in den ersten Decennien des Jahrhunderts, gerne im Auslande eine bessere Nahrung suchten, oder auch wohl der unerträglich gewordenen Tyrannei des verwilderten Studentenwesens, dem Pennalismus, zu entfliehen trachteten. Die Juristen wandten sich nach den Rechtsschulen Frankreichs, die Mediciner gingen nach Italien; denn durch seine Schulen zu Padua und Pisa, durch Männer wie Telesio, Baglivi, Fabrizio, Cardano, Galilei, war Italien noch einmal, wenngleich nur für kurze Zeit, Lehrer des übrigen Europa auf dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Gebiete geworden.

Am Schluß des großen Krieges, im Jahre des westfälischen Friedens, hat Valentin Andreä das traurige, fast wie eine Grabschrift auf den deutschen Geist klingende Wort niedergeschrieben: „Schon lange und zwar aus eigener Erfahrung habe ich gelernt, daß es nichts profaneres gibt als unsere Religion, nichts schädlicheres als unsere Medizin, nichts ungerechteres als unsere Justiz.“ *

Und auch die spätern Zeiten dieses Jahrhunderts entrollen uns kein erfreulicheres Bild. Als Deutschland in seiner politischen Ohnmacht tief gedemüthigt, ja mit Schmach bedeckt war, als fremder Uebermuth und fremde Habgier ein Glied nach dem andern von dem kraftlosen und gelähmten Körper des Reiches losrissen, als die Pfalz verwüstet und Heidelberg eine Brandstätte geworden war, wie stille, wie ruhig war es damals auf unseren Universitäten! Kein patriotischer Unwille gab sich kund, kein zündendes, die Nation aus ihrer Lethargie weckendes Wort ging von dort aus, Professoren wie Studirende schienen völlig resignirt und

* In einem Briefe in Moser's patriotischem Archiv. VI, 348.

bereit, in stumpfer Gleichgültigkeit alles über sich ergehen zu lassen. Die katholischen Anstalten, von denen viele nicht einmal den Namen einer Universität verdienten, da sie nur aus ein paar Facultäten bestanden, vegetirten mehr als sie lebten, bei halber Diät und in dem ihnen sparsam zugemessenen Luftraum. Die protestantischen Lehrkörper standen unter dem überwältigenden Einfluß der theologischen Interessen und Gegensätze, und ihre Geschichte ist fast ausschließlich eine Geschichte des Kampfes zwischen lutherischer Orthodoxie einerseits und Calvinismus, Synkretismus, Pietismus andrerseits. Nur Helmstädt macht eine Ausnahme. Dort wurde noch die Cultur der humanistischen Richtung gepflegt, dort wirkte Hermann Conring, ein Mann von einer damals beispiellosen Vielseitigkeit, — Professor der Medicin, aber zugleich hervorragend als Rechtsgelehrter, Historiker und Theolog — durch seine Anwendung der historischen Methode auf deutsches Recht und Staatswissenschaft als Prophet und Vorläufer einer wissenschaftlichen Richtung, welcher die deutschen Hochschulen später glänzende Erfolge verdanken sollten.

Bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren alle Vorträge in allen Facultäten lateinisch gehalten worden; die deutsche Sprache war wie verbannt aus den Hörsälen, obgleich bereits Leibniz erklärt hatte, daß die deutsche Sprache sich besser als jede andere zur philosophischen und wissenschaftlichen Kunstsprache eigne, da sie „nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne.“ Es war dieß noch die Nachwirkung davon, daß wir Deutsche uns Jahrhunderte lang besonnen hatten, bis wir es zu der Spätgeburt einer eigenen Universität brachten, und daß wir selbst dann noch Jurisprudenz, Philosophie und Naturwissenschaft aus Italien holten. Was man dort lateinisch gelernt hatte, wollte und konnte man auch in Deutschland nur lateinisch wieder mittheilen. Endlich begannen ungefähr um die gleiche Zeit Thomasius in Halle und Buddeus in Jena deutsche Collegien zu halten. Aber wie lange währte es noch, bis die deutsche Sprache allgemein durchdrang, und mit welcher Zähigkeit

hielt man an den lateinischen Vorträgen fest! Denn nichts ist erwünschter und bequemer für den mittelmäßigen und beschränkten Lehrer, der nur herkömmliches mitzutheilen weiß, als der Gebrauch der fremden, lateinischen Sprache. In dem ausgetretenen Geleise dieses, selbst in seiner modernen Gestalt verarmten Idioms verbirgt sich trefflich die eigene Unklarheit der Begriffe und die Dürftigkeit der Gedanken; Gemeinplätze, die im deutschen Gewande unerträglich wären, klingen doch etwas vornehmer in der lateinischen Umhüllung.

Da doch jeder nur in seiner Muttersprache denkt und eine todte Sprache unsern eigensten Gedanken und Gefühlen stets fremd bleiben wird, so hat man der Jugend die doppelte Geistesarbeit zugemuthet, erst das lateinisch Gehörte innerlich in's Deutsche zu übersetzen, und dann in dem deutsch Nachgedachten sich zurecht zu finden, welches letztere um so häufiger mißlingen mußte, als gerade in den abstracten Begriffen die deutschen und lateinischen Bezeichnungen sich durchaus nicht decken, und die bedeutsamsten deutschen Worte oft kaum annähernd oder nur durch Umschreibung lateinisch wiedergegeben werden können. Es erklärt sich dadurch leicht, daß, so lange die Alleinherrschaft des Latein und des beliebten, genau damit zusammenhängenden Dictirens an den Hochschulen währte, jener Stillstand in den nicht vom nationalen Leben berührten und nicht äußerlich angeregten Disciplinen eintrat, welcher dann bald naturgemäß in einen Rückgang sich verwandeln mußte.

Im allgemeinen standen die deutschen Universitäten gegen Ende des siebzehnten und noch weit in's folgende Jahrhundert hinein in geringem Ansehen, und die Fürsten gingen nicht selten mit dem Beispiele der Mißachtung voran. Stärker konnte man eine Körperschaft den Hohn und die Geringschätzung nicht fühlen lassen, als dieß König Friedrich Wilhelm I. in Frankfurt an der Oder, sein Sohn gegen Halle thaten.* Man betrachtete und

* Vgl. Stenzel's Geschichte von Preußen. III, 504 u. Tholuck's vermischte Schriften. II, 36.

behandelte sie als verkommene, aber doch nicht oder noch nicht zu entbehrende Institute der Vorzeit, in denen geistige Beschränktheit, trockene Schulmeisterei und pedantische, dem Leben wenig frommende Buchstabengelehrsamkeit sich eingenistet hätten. Während die höheren Stände sich in Sitte und Sprache immer mehr den Franzosen zuneigten, während ein Fürst wie der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, und ein Gelehrter wie Leibniz, viele Jahre lang nur französische Briefe mit einander wechselten, mußte Thomasius, dem die Wiedereinsetzung der Muttersprache in ihre Rechte am Herzen lag, mit seinen Zuhörern in Halle vor allem deutsche Stilübungen vornehmen. Die meisten, sagt er, konnten nicht einmal einen kleinen Satz förmlich vorbringen, oder einen deutschen Brief schreiben. „Derjenige, welcher die Muttersprache herstellen will, wird wie ein Wahnsinniger betrachtet," schrieb einige Jahre früher Gabriel Wagner, welchem der ausschließende Gebrauch fremder Sprachen, besonders in philosophischen Dingen, als ein unerträgliches Uebel erschien. Bezeichnend ist es für den argen Verfall der Universitäten, daß der größte Mann Deutschlands, Leibniz, damals bei seinen Plänen und Vorschlägen für Hebung des wissenschaftlichen Lebens auf die Universitäten keine Rücksicht nahm; er scheint sie für allzu tief gesunken und eine Reform für hoffnungslos gehalten zu haben.

Vom J. 1690 bis gegen 1730 nahm Halle unter den deutschen Hochschulen den ersten Rang ein, es besaß eine Reihe von Lehrern in allen Facultäten, an deren Namen sich das Andenken eines wirklichen Fortschrittes in ihrem Geistesgebiete knüpft; Gedanken, Richtungen in Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, die an andern Hochschulen niedergehalten und verfolgt wurden, fanden hier ein Asyl und freie Entwickelung; die Franke'schen Stiftungen zogen die theilnehmende Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich.

Mit der Verkümmerung dieser Freiheit, als der Philosoph Wolf ausgestoßen, Spangenberg verbannt wurde, sank Halles Ruhm und Einfluß, und um das J. 1734 erhob sich unter brittischem

Schirm, von einem einsichtsvollen Staatsmanne geleitet, das mit reicheren Mitteln ausgestattete Göttingen. Es war dieß wohl die erste Hochschule, welche mit dem bestimmten Gedanken, daß eine Reform der deutschen Wissenschaft von ihr ausgehen solle, gegründet wurde. Die Namen Mosheim, Böhmer, Geßner, Haller, später Pütter, Schlözer, Michaelis, Heyne, Lichtenberg, die dort gewährte Lehr- und Censurfreiheit, die Menge der von Göttinger Professoren allmälig verfaßten Lehrbücher, welche an den übrigen Universitäten eingeführt wurden — alles dieß bewirkte, daß Göttingen, für den Zeitraum eines halben Jahrhunderts etwa, den Primat unter den deutschen hohen Schulen behauptete.

In einem Gebiete vorzüglich war Göttingens Einfluß auf den deutschen Geist von hoher Bedeutung — in dem geschichtlichen. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurden zwar an den deutschen Universitäten, im Norden wenigstens, Vorträge über Geschichte gehalten; doch waren es mehr Geschichten, wie sie zu bestimmten Zwecken verwendbar schienen, als eigentliche Geschichte, was gelesen wurde, und der Lehrer hieß mit Recht professor historiarum. Die Profangeschichte sollte als Hintergrund und Illustration der Kirchengeschichte dienen, und diese wurde dann, was damals in den Augen der Deutschen die Hauptsache war, der confessionellen Polemik dienstbar gemacht. Die deutsche und theilweise auch die italienische Geschichte wurden, so weit es sich um Fragen des öffentlichen Rechts und der Verfassung handelte, von den Staatsrechtslehrern als Vorrathskammer und Arsenal benützt, aber vor dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hatte Deutschland kein erträgliches Lehrbuch der Universalgeschichte — das erste von Cellarius in Halle —, vor Köhler und Struve keine genießbare deutsche Geschichte. Neben Mascov in Leipzig waren es Göttinger Gelehrte, Pütter, Gatterer, Schlözer, Spittler, welche die neue Aera deutscher Geschichtsforschung einleiteten. Blickt man von einem Werke, wie Spittler's Geschichte der europäischen Staaten, welche im J. 1794 erschien, zurück auf die Leistungen vor 1750, so muß man gestehen, daß hier binnen vierzig Jahren Riesen-

schritte gemacht wurden, und es erhöht unsere, auch für die Zukunft auf die deutschen Hochschulen gesetzten Hoffnungen, daß sie es waren, auf denen damals und nachher diese besten Früchte deutscher Forschung und deutschen Scharfsinns gezeitigt wurden.

Ganz unerwartet und plötzlich zog in den letzten Decennien des Jahrhunderts die entlegenste der deutschen Hochschulen, Königsberg, durch den Besitz eines einzigen Mannes, Kant's, des großen Reformators der Philosophie, die Augen von ganz Deutschland auf sich; bald gab es kaum mehr eine deutsche Universität, an welcher nicht ein Schüler des Königsberger Denkers oder ein Bekenner seiner Lehre gelehrt hätte. Und kaum war Kant abgetreten, als Jena, lange Zeit nur als die Schule tüchtiger und streng symbolisch-gläubiger Theologen bekannt, durch Fichte und Schelling der Sitz jener philosophischen Bewegung wurde, welche für einige Zeit eine Fülle deutscher Geisteskräfte in Anspruch nahm, und andere Studien in den Hintergrund drängte. Die Tochter des früheren Schelling'schen Systems, die Naturphilosophie, oder der allzu früh gemachte Versuch, aus der damaligen, noch sehr unzureichenden und gerade in einer Wandlung begriffenen Kenntniß der Physik heraus und mit Hülfe allgemeiner logischer, in's physische umgedeuteter Begriffe, die Natur und ihren Gang zu construiren, wie Fichte die Geschichte construirt hatte, drohte damals, da sie vielfach an den Universitäten Eingang fand, der nüchternen empirischen Forschung Gefahr. Allein die unerwarteten physikalischen und chemischen Entdeckungen auswärtiger Naturforscher, die sich nicht mehr in dem allzu hastig und mit zu gebrechlichem Material aufgeführten Gebäude unterbringen lassen wollten, offenbarten schon binnen wenigen Jahren die Haltlosigkeit des Systems, und der Versuch solcher Natur-Construction hat aufgegeben werden müssen. Auch hier zeigte sich, daß die Wissenschaft die Kraft zur Heilung der von ihr erzeugten Krankheiten in sich selber trage, wenn ihr nur einige Zeit dazu gegönnt wird.

Das achtzehnte Jahrhundert endete und das neue begann mit politischen Stürmen, mit Umwälzungen und Gebietsverände-

rungen, zu deren Folgen es gehörte, daß eine beträchtliche Zahl von Universitäten vom deutschen Boden verschwand. Helmstädt, Rinteln, Frankfurt an der Oder, Duisburg, Wittenberg, Erfurt, Mainz, Bamberg, Köln, Paderborn, Münster, Dillingen, Salzburg — sie alle starben, theils eines natürlichen Todes in Folge langen Siechthums, theils eines gewaltsamen durch plötzliche, mitunter als Vereinigung mit einer andern Hochschule beschönigte Unterdrückung. Im Grunde wurde keine dieser Anstalten vermißt oder beklagt. Meistens hatten sie schon seit längerer Zeit nur ein schattenhaftes, kümmerliches Dasein geführt, mit nur zwei oder drei Facultäten und ohne auch nur einen einzigen Gelehrten von allgemeinem Ruf zu besitzen. Manche von ihnen hatten ein so bescheidenes Stillleben geführt, daß ihre Existenz kaum noch jenseits der städtischen Mauern, innerhalb deren sie bestanden, bis zu den Ohren der Menschen gedrungen war. Nur der Untergang der Mainzer, erst wenige Jahre vorher von dem Kurfürsten erneuerten und gut besetzten Hochschule, welche im Jahre 1787 sechshundert Studirende zählte, wurde als ein schmerzlicher Verlust empfunden.

Nun aber sollte eine Anstalt in's Leben treten, welche rasch, schon in der Wiege gleichsam, alle andern zu überstrahlen und das höchste zu verwirklichen bestimmt war, was Deutschland bisher in der Gestaltung von Hochschulen zu erreichen vermochte. Gleich nach dem Frieden zu Tilsit, als Preußen um die Hälfte seiner Einwohner und seines Einkommens verringert und zu einer Macht dritten Ranges herabgedrückt war, hatten der König und seine Räthe die Gründung einer Hochschule in der Hauptstadt beschlossen. Sie sollte mit der dort schon vorhandenen Akademie der Wissenschaften vereinigt werden. Man glaubte, daß der Anfang zur Wiedergeburt Preußens mit einer großartigen geistigen Schöpfung gemacht werden müsse. Anfänglich war man nahe daran, mit der bisherigen Universitäts-Ueberlieferung völlig zu brechen; auch die Scheidung der Facultäten sollte wegfallen und eine höhere wissenschaftliche Lehranstalt nach ganz neuem Aufriß errichtet werden. Es ist bemerkenswerth, daß ein so durch und durch

deutscher Geist, wie Fichte, gleichsam angeweht von dem Hauche französischer Revolutions-Ideen, zu einem völligen Umsturz des bisherigen und zur Errichtung eines Instituts rathen konnte, welches, dem platonischen Gedanken eines von Philosophen beherrschten Staates entsprossen, die Individualität der zu erziehenden Lehrer und Gelehrten völlig unterjocht, ihre Freiheit vernichtet, und eine Art literarischen Mönchthums mit ganz despotischen Fotmen begründet haben würde.*

Doch nun nahm Wilhelm von Humboldt, zugleich Staatsmann und Gelehrter, die Angelegenheit in die Hand, und drückte der werdenden Anstalt das Gepräge seines reichen und vielseitigen Geistes auf. Nicht auf eine patriotisch-preußische war es zunächst abgesehen; denn mindestens zwei Dritttheile der Lehrer wären Fremde gewesen, wenn alle nach dem Auslande ergangenen Berufungen Erfolg gehabt hätten. Es war wohl das erste Mal in Deutschland, seit der Reformation, daß eine Hochschule ohne jedes Programm, nicht um im Dienste einer kirchlichen Confession oder einer Schule zu stehen, sondern einzig nur um geistige Bildung und gründliche Wissenschaft zu verbreiten, gestiftet wurde. Jeder der hervorragenden Männer, mit denen die Schule begann, Friedrich August Wolf, Fichte, Savigny, Schleiermacher, Reil, vertrat nur sich selbst und die von ihm geschaffene Richtung oder ausgebildete Doctrin. Und welch' ein Wachsthum war die Folge! Im Jahre 1815, dem fünften Jahre ihres Bestehens, hatte Berlin in allem 56 Lehrer; im Jahre 1860 waren dort 170 vereinigt, 97 Professoren, 66 Privatdocenten und 7 Lectoren. Binnen 45 Jahren hatte sich also die Stärke des Lehrerpersonals verdreifacht. Im Jahre 1835 betrug die Zahl der Studierenden 2000, jetzt sind dort 2180.

Was in andern, außerdeutschen Ländern kaum möglich gewesen wäre, das zeigte sich nun in Preußen. Die große Ueberlegenheit der hauptstädtischen Hochschule und ihre natürliche Be-

* Die Details bei Köpke, die Gründung der Universität zu Berlin, 1860, S. 47 ff.

vorzugung durch die Regierung, weit entfernt, die übrigen im Lande zu erdrücken oder die Lebenskräfte ihnen auszusaugen, wirkte vielmehr wohlthuend und stärkend auf sie zurück. Halle schwang sich neuerdings empor, und ward die Lieblingsschule der, einmal dort sogar auf 800 angewachsenen Jünger der Theologie. Und noch immer übt die dortige theologische Facultät, allgemein als das dem jedesmaligen Stande der protestantischen Theologie am besten entsprechende Organ derselben betrachtet, eine stärkere Anziehungskraft als jede andere in Deutschland. Breslau hat seit seiner Verschmelzung mit Frankfurt a. d. Oder, ohne gerade unter seinen Professoren Sterne erster Größe zu besitzen, doch als eine der besseren Anstalten, von der viele tüchtige Gelehrte ausgegangen sind, sich bewährt. Am Rhein hat das im Jahre 1818 gestiftete Bonn durch die Gunst seiner örtlichen Lage, durch seine treffliche Philologenschule und durch den Einfluß einer Größe wie Niebuhr, es zu einer noch nicht verwelkten Blüthe gebracht.

Sie erwarten wohl nicht, daß ich hier der Leistungen und Vorzüge unserer nun seit vierzig Jahren hier waltenden Hochschule gedenke. Sie ist, Dank der einsichtsvollen Fürsorge der Könige, deren Namen sie trägt, Ludwig's und Maximilian's II., in diesen vier Decennien ein stattlicher Baum geworden, der seine Wurzeln tief in den vaterländischen Boden gesenkt und seine fruchtbeladenen Aeste weithin ausgebreitet hat. Möge er im Stande sein, den kommenden Stürmen zu trotzen.

Endlich ist denn auch der ehrwürdigen Alterspräsidentin der deutschen Hochschulen, der Wiener Universität, die längst ersehnte Wiedergeburt durch Erweiterung und Vertiefung, durch Entlastung und Entfesselung zu Theil geworden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte diese Hochschule vorzüglich durch ihre ungemein tüchtige und gründliche medicinische Schule in Deutschland, ja in Europa, eine, früher ihr nicht gewährte Geltung erlangt. Van Swieten, de Haen, Stoll, alle aus dem Auslande gerufen, waren Namen vom besten Klange. Allein ihre Nachfolger waren ihnen nicht ebenbürtig, die übrigen Facultäten waren schwach und lücken-

haft, der geistige Druck, die Censur, der ganze Knäuel von verkehrten Einrichtungen, von Zwang und Beschränkung, — alles dieses führte den trostlosen Zustand herbei, in welchem Wien, gemeinschaftlich mit seinen übrigen österreichischen Schwestern, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sein träges und unerquickliches Dasein fristete. „Dort waren" — ich rede mit den Worten eines Wiener Gelehrten — „die Universitäten zu Fachschulen für Aemter, Advokaten und Aerzten herabgesunken; die Wissenschaft fand nur ausnahmsweise eine Pflege auf denselben und einen Stützpunkt in ihren Lehrern." Unter der umsichtigen Leitung des Grafen Thun ist nun das Werk der Erneuerung im Ganzen glücklich durchgeführt worden; tüchtige Kräfte wurden aus dem Auslande herbeigezogen, München trug sein Contingent dazu bei, und da gleichzeitig auch die früher in Oesterreich so tief gesunkenen Gymnasien sich wesentlich verbessert haben, so mag die Wiener Hochschule jetzt wohl würdig erscheinen, Mittelpunkt und vornehmster Träger des wissenschaftlichen Lebens im Kaiserreiche zu sein; und gewiß würde ihr Aufschwung noch fruchtbarer, würden ihre Leistungen noch umfassender sein, wenn nicht die politische Noth und Zerfahrenheit, die Entmuthigung, und das peinliche Gefühl, auf unterwühltem und wankendem Boden zu stehen, sich dort wie ein lähmender Alp auf die Geister gelegt hätte.

Ein vergleichender Rückblick läßt uns nun leicht erkennen, welche Fortschritte wir gethan, welchen Gewinn wir in Deutschland auf dem Gebiete des Universitätslebens errungen haben. Im siebzehnten Jahrhundert und noch im Beginne des achtzehnten entsprachen unsre Hochschulen den Bedürfnissen der Nation nur in sehr mangelhafter Weise; darum war auch ihr Ansehen wie ihr Einfluß nur gering und fehlte es nicht an solchen, die in ihnen kaum etwas mehr als ein zur Zeit noch nothwendiges Uebel sehen wollten. Die einzelnen Disciplinen griffen allzu wenig in einander, bewegten sich noch allzu sehr in dem herkömmlichen scholastischen Formelwesen; man ließ sich an handwerksmäßiger Abrichtung, im besten Falle an Bildung brauchbarer Beamten genügen. Nur

als Producte eines vieljährigen Sammlerfleißes, eines fast mechanisch zu nennenden ameisenartigen Zusammentragens, wurden die Wissenschaften betrachtet, und nach diesen Wissenschaften ward der einzelne Gelehrte gemessen. Schriften, welche über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaus an die Nation sich gewendet hätten und von ihr beachtet worden wären, gingen von den Professoren nicht aus, und fast jede Universität war ein Kampfplatz, auf welchem Parteien mannigfacher Art, meist ohne Gewinn für die Wissenschaft, gegen einander, nicht immer mit geistigen Waffen stritten. Die Zwietracht unter den Professoren war sprichwörtlich geworden. Um nur einer Facultät hier zu gedenken, konnte doch Niebuhr von der Rechtskunde sagen, daß sie erst durch den Aufschwung der Philologie von der Barbarei zweier Jahrhunderte befreit worden sei.* Und wenn wir näher zusehen, möchten wir wohl auch bei der Medicin, bei der Philosophie, der Physik und Chemie von einer zweihundertjährigen Barbarei zu reden versucht sein.

Vergegenwärtigen wir uns nun die jetzige ehrenvolle Stellung der deutschen Universitäten, erwägen wir, daß sie die Stätten sind, an welchen alle besseren und höheren Richtungen des deutschen Geisteslebens oft erzeugt, immer genährt und geleitet werden, und bedenken wir hiezu die Kürze des Zeitraumes — etwa fünfzig Jahre — in welchem dieser Umschwung sich vollzogen, diese bewunderungswürdige Productivität in allen Wissengebieten sich entfaltet hat, dann müssen wir gestehen, daß sich kaum in dem ganzen Laufe der Weltgeschichte eine Parallele dafür entdecken läßt.

Alle großen und bleibenden Errungenschaften im wissenschaftlichen Gebiete sind durch die Verbindung verschiedener Fächer und Studien in einzelnen Männern zu Stande gekommen. Ich nenne drei, verschiedenen Zeiten angehörige Namen: Scaliger, Leibniz, Haller. Der letzte dieser Namen erinnert uns sofort,

---

* Brief an v. Schuckmann, bei Köpke, S. 229.

daß der Träger desselben das Wissen seiner Zeit fast wie ein zweiter Aristoteles umfaßte. Leibniz, mit seiner nach ihm nie wieder erreichten Vielseitigkeit, war der erste Gelehrte, in welchem der Geist und die Einsicht des Alterthums mit den Entwicklungen und Errungenschaften der Neuzeit sich vermählte und eine in ihrer Art einzige Kühnheit und Genialität der Forschung erzeugte. Scaliger endlich ist dadurch so groß und epochemachend geworden, daß er Theologie und Geschichte, Grammatik und Realien, Bibel und Klassiker in seinem Geiste umfaßte und sich von ihnen durchdringen ließ. In unseren Tagen haben sich Theologie sowohl als Jurisprudenz in der Verbindung mit Philologie und Geschichte gereinigt, vertieft und erweitert, und hat sich die Medicin durch Herbeiziehung aller Zweige der physischen Erkenntniß zu einer den ganzen Menschen und die ihn umgebende organische und unorganische Natur umfassenden Kunde ausgedehnt. So haben diese Wissenschaften zugleich an Stoffreichthum wie an Sicherheit des Verfahrens, also an Wahrheit gewonnen; sie sind Fackeln geworden, welche mit gesteigerter sowohl als geläuterter Flamme leuchten. Es ist nun viel leichter geworden, krankhaften Stoff auszuscheiden, Irrthümer zu entdecken und zu entfernen. Aber da die Fortbildung einer jeden Wissenschaft durch tausend Fäden mit der Entwicklung und dem Gedeihen der übrigen zusammenhängt, da alle durch ein organisches Leben unter einander verbunden sind, so muß, wenn ein Glied leidet, das Ganze und folglich auch jeder einzelne Theil mitleiden. Und wie paradox es auch manchen Ohren klingen mag: wenn z. B. Physik oder Chemie im Verfalle begriffen wären, so müßten auch die Theologie und die Rechtswissenschaft darunter leiden, müßten ihrerseits krankhaft davon afficirt werden. Und dasselbe gilt auch von dem Volksleben; auch dieses könnte, wenn ein Zweig des wissenschaftlichen Lebensbaumes abzusterben drohte, nicht unberührt davon bleiben.

Hier offenbart sich uns der rechte Werth der deutschen Universitäten und ihre, schlechthin durch nichts anderes zu ersetzende Eigenthümlichkeit. An ihnen soll jede Kenntniß oder Lehre in die Sphäre

der Wissenschaft erhoben und nur so mitgetheilt werden; dieß geschieht aber eben dadurch, daß alles principlose, zersplitterte Wissen, das ideenlose Notizenwesen, ferne gehalten, daß die innere Nothwendigkeit, der Causalzusammenhang der einzelnen Thatsache oder Lehre, ihre gliedliche Stellung im Organismus des Ganzen, zur Anschauung gebracht wird.

Sodann sollen an der Universität die Facultäten und die Wissenschaften einander überwachen und ergänzen. Es geschieht dieß von selbst, sobald nur die Lehrer der Solidarität aller Erkenntniß sich stets bewußt bleiben; es wird ihnen dann nie entfallen, daß jede Wissenschaft ein dringendes Interesse hat, die übrigen zu ihrem Dienste heranzuziehen, daß sie aber auch ihrerseits sich ihrem Einflusse nicht verschließen, ihre etwaige Gegenrede nicht unberücksichtigt lassen darf; denn als Glied an dem großen Leibe der Cultur und Erkenntniß soll jede sich fühlen. Und daß eben dieser Zusammenhang der einzelnen Disciplin mit dem Ganzen, und wiederum in dem Fache selbst die Verbindung jedes Theiles, jeder Thatsache mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden dem Jünger klar werde, daß dieser sich stets, von jedem Orte seiner Wissenschaft aus, nach allen Richtungen hin zu orientiren vermöge, dafür hat der Lehrer Sorge zu tragen. Er wird dieß erreichen, wenn er nicht bloß systematisch, sondern zugleich auch historisch zu Werke geht, wenn er den ganzen genetischen Proceß, den sein Fach durchlebt hat, um zu seinem gegenwärtigen Stadium zu gelangen, also die Entwicklungsepochen dieser Wissenschaft, seinen Zuhörern anschaulich vor Augen stellt.

Jenes geistige Band also, welches die Glieder einer Hochschule zu einem harmonisch waltenden und einträchtig sich bewegenden Organismus verknüpft, besteht nicht bloß in der Gemeinsamkeit des Strebens und der Interessen, sondern auch in dem Wechselverkehr des Gebens und Empfangens, in der lebendigen Anregung, der Sollicitation zu immerdar sich erneuernder Thätigkeit, zu fortschreitender Forschung, welche der Einzelne von dem Ganzen empfängt. Und zu dem auf diese Weise sich entzündenden

Wetteifer tragen nicht nur die Lebenden, sondern auch die bereits Hinübergegangenen, durch die Erinnerung an ihr Wirken, an ihre Vorzüge, durch ihre Schriften bei. Denn eine Genossenschaft, wie die Universität, lebt und zehrt auch von ihrer Vergangenheit — glücklich freilich, wenn nicht auch die Sünden und Thorheiten einer früheren Zeit, als noch nicht völlig durchschaut und innerlich überwunden, fortwährend störend und verwirrend in die Gegenwart eingreifen und die Gemüther verbittern.

Unbedenklich rechne ich zu den Vortheilen der akademischen Gelehrten-Gemeinschaft auch jene Bescheidenheit, welche sich in der richtigen Abschätzung der eigenen Wirksamkeit und in maßhaltender Selbstbeschränkung kund gibt. Denn der einzelne, bloß nach eigenem Drange und in stiller Abgeschiedenheit forschende Gelehrte ist allzusehr geneigt, sein Fach, auch wenn es mehr der Peripherie als dem innersten Lebensherd des geistigen Mikrokosmos angehört, zu überschätzen; er unterliegt gar leicht der Versuchung, das Dienende zum Herrschenden machen, sein specielles Fach mitten in das Centrum des gesammten Wissensgebietes versetzen zu wollen, was dann die doppelte Folge zu haben pflegt, daß er einmal seine Wissenschaft nicht aus der Idee des Ganzen heraus construirt und anbaut, und in der Verkennung ihrer richtigen Stellung auch zu bedenklichen Irrthümern bezüglich ihrer Grenzen und ihrer Leistungsfähigkeit verleitet wird, daß er ferner, als der Priester dieser Göttin, in der Schätzung der eigenen Persönlichkeit und Bedeutung getäuscht, sich immer fester in seine Einseitigkeit hineinarbeitet, sich verkennt und zurückgesetzt wähnt. Dagegen sind nun unsere Universitäten ein ganz vorzügliches Verwahrungsmittel. Sie setzen oder drängen jeden an seine Stelle, und mahnen ihn immer wieder, daß er doch nur ein Glied eines großen Organismus sei und im besten Falle doch nur ein Bruchstück der Wahrheit ergriffen habe, nur einen geringen Beitrag zur Lösung der großen wissenschaftlichen Aufgabe beizusteuern im Stande sei.

Hier dürfte vielleicht die Ursache zu entdecken sein, warum

Deutschland, welches sich am spätesten unter den großen Culturvölkern, und lange ohne sonderliche Erfolge, das Institut der Universitäten aneignete, in der Gegenwart gerade das klassische Land der Universitäten ist, und sie zu einem Umfang, zu einer wissenschaftlichen Vollständigkeit und Tüchtigkeit ausgebildet hat, daß es unstreitig nicht nur alle andern Völker hierin übertrifft, sondern, man darf fast sagen, im Alleinbesitze der rechten Universitäten ist.

In Frankreich, welches im Mittelalter die vollkommenste Universität, das Musterbild der übrigen besaß, ist das ganze Institut erloschen. Man hat richtig bemerkt, daß, wenn nicht der erste Napoleon seine kaiserliche Universität, das heißt seine große lehrhafte Administrationsmaschine erdacht hätte, der Name „Universität" in Frankreich längst verschollen sein würde.* Es gibt dort nur noch Special-Schulen, acht juristische, fünf medicinische, acht Schulen oder Facultäten des sciences — der exacten Wissenschaften (Mathematik und Naturkunde), und sechs Facultäten des lettres (Philosophie, Philologie, Geschichte und Literatur). In zwei Städten, zu Paris und Straßburg, sind wohl alle Facultäten an einem Orte beisammen, aber ohne irgend ein sie verknüpfendes Band. Die erste und vornehmste der höheren Lehranstalten Frankreichs ist jetzt das von Franz I. gestiftete Collége de France, welches im Jahre 1789 neunzehn Lehrstühle, für Sprachen, Literatur, Mathematik, Naturwissenschaft und Medicin, für kanonisches und Naturrecht, und endlich auch einen Lehrstuhl für die vereinigten Fächer der Geschichte und Moral besaß. Seit der Revolution ist diese Zahl allmälig bis auf dreißig erhöht worden, und es ist beachtenswerth, daß sich unter den neu hinzugekommenen auch für slavische Sprachen und Literatur ein Lehrstuhl befindet, der in Deutschland gewöhnlich vermißt wird, aber doch an einer Hochschule ersten Ranges nicht fehlen sollte. Noch immer besteht der eine Lehrstuhl für Geschichte und Moral in seiner unbestimmten Allgemeinheit, und wenn für Medicin eine vereinzelte Professur

* **Cournot**, des institutions d'instruction publique en France. Paris 1864, p. 296.

an dieser Anstalt sich findet, während ganz in der Nähe die völlig für sich bestehende medicinische Facultät 26 Lehrstühle hat, wenn die Sorbonne wieder eine ähnliche Vereinigung von Lehrstühlen zeigt, in welcher kein leitender Gedanke sich erkennen läßt — so muß man wohl annehmen, daß in dieser ganzen Coordination und Zusammensetzung der Pariser höheren Schulen mehr der Zufall und die Rücksicht auf Personen gewaltet hat, als ein festes System.

Dagegen haben sich in England die beiden Universitäten ganz in ihrem früheren Charakter als große, einflußreiche, in völliger Unabhängigkeit sich selbst regierende Körperschaften erhalten. Aber sie sind von dem, was wir eine Universität nennen, himmelweit verschieden. Ich möchte sie als verlängerte Gymnasien, verbunden mit geistlichen Collegien und einer Beigabe von etwas Theologie, bezeichnen. Auch die vor einigen Jahren erfolgte Errichtung einiger neuen Lehrstühle, namentlich für Geschichte, hat diesen ihren angeerbten Charakter nicht wesentlich zu alteriren vermocht. Die akroamatische Methode der Deutschen, welche in täglichen Vorträgen ein ganzes Wissensgebiet bis zu Ende durchführt, hat bislang dort noch keinen Eingang gefunden. Sechs oder zehn Vorlesungen im ganzen Jahre, auf die effectvolle Befriedigung einer gemischten Zuhörerschaft berechnet, gelten dort für eine genügende Lösung der einem Professor gestellten Aufgabe. Man versetzt sich nicht, wie der deutsche Lehrer es thut, in das Centrum seines Gegenstandes, um von diesem aus die ganze Peripherie heranzuziehen und in einheitlicher Gestaltung zu beherrschen, sondern man begnügt sich, von der Vogelperspective aus über den Gegenstand hinzugleiten, oder Schlaglichter auf einzelne Partieen zu werfen.*

Weder Beamte zu bilden, noch Juristen und Aerzte oder Naturforscher zu liefern, sind die englischen Universitäten bestimmt; ihre Aufgabe ist, durch klassische und mathematische Studien,

* Wie denn z. B. der in England viel beklagte Thomas Arnold in Oxford einen vollständigen Cursus der neueren Geschichte in neun jährlichen Vorlesungen vollendete.

nebst Logik und Moralphilosophie, und durch eine Collegienerziehung dem Staate und der Gesellschaft den gebildeten und unabhängigen Gentleman und daneben der Staatskirche einen weniger theologisch als klassisch und literarisch gebildeten Klerus zu liefern.*

Indem ich dieß erwähne, ist es nicht meine Absicht, die englischen Universitäten zu tadeln, ich halte sie vielmehr für vortrefflich in ihrer Art und für geeignet, das zu leisten, was die Nation von ihnen fordert. Ich will nur zeigen, daß sie etwas ganz anderes sind, als die gleichnamigen deutschen Anstalten, daß sie allerdings den mittelalterlichen Universitäten näher stehen und mehr von ihnen beibehalten haben, daß aber die deutschen Genossenschaften dem Ideal einer Hochschule, wie es im 19. Jahrhundert angestrebt werden soll und verwirklicht werden kann, weit besser entsprechen als die englischen. Dabei verhehle ich nicht, daß mir die Collegien von Oxford und Cambridge, diese verjüngten und verbesserten Abbilder der alten, in Deutschland leider untergegangenen Bursen, wie ich sie an Ort und Stelle beobachtet habe, vielfach eine Empfindung der Sehnsucht und des Neides erweckt haben. Konnte ich doch so deutlich dort wahrnehmen, wie die Lehre auch sofort zur Gesinnung werde, und ihre Wirksamkeit nicht bloß in der Erweiterung der Kenntnisse, sondern auch in der Erhebung der Gemüther und der Veredlung des Willens sich erweise. Ja oft schon habe ich mich gefragt: warum verzichten wir Deutschen denn so ganz auf eine Einrichtung, welche Vernunft und Erfahrung gleichmäßig empfehlen, welche Tausende von Vätern und Müttern von schlaflosen Nächten, von nagendem Kummer und peinigender Angst erlösen, und zahlreiche Jünglinge vom

* Höher als ich in diesen Worten thue, darf ich die auf den englischen Universitäten gelehrte Theologie nicht stellen, und stimme dem Urtheile Voigt's bei, daß ein englischer Theolog, der seine Studien in Oxford oder Cambridge regelmäßig durchgemacht hat, im Grunde nichts anderes ist, als ein preußischer Philolog. — Mittheilungen über das Unterrichtswesen Englands und Schottlands. 1857. S. 55.

Untergange retten, andere vor lebenslänglicher Reue bewahren würde? Dank unserm unvergeßlichen König Max II., daß er mit seinem weit ausschauenden Blicke und seinem menschenfreundlichen Sinne auch dieses Bedürfniß erkannt und ein Beispiel gegeben hat, was in dieser Richtung zu thun sei.

Tiefer als die englischen stehen die vier schottischen Universitäten, zu Edinburg, St. Andrews, Glasgow und Aberdeen. In der That kann in einem Lande, wo es nach der eigenen Aussage einheimischer Gelehrten für lächerlich gilt, eine Wissenschaft nicht wegen des unmittelbaren Nutzens, sondern um ihrer selbst willen zu studiren, der Zustand kaum ein anderer sein, als der von dem Professor Blackie in Edinburg beschriebene, wonach „im gegenwärtigen Momente die Gelehrsamkeit an den Landesuniversitäten auf der niedrigsten Stufe steht, die nur denkbar ist,"[11]) wie denn z. B. Geschichte auf den schottischen Universitäten so gut wie unbekannt ist. Wohl hat Edinburg eine in der brittischen Welt berühmte medicinische Schule, aber diejenigen Schotten, deren Namen in der Literatur Ruf und Bedeutung erlangt haben, stehen fast alle in keiner Verbindung mit den Hochschulen.

In Nord-Amerika sind Universitäten im wahren Sinne und nach ihrer geschichtlichen Entwicklung gleichfalls nicht zu finden. Die Anstalten, welche dort so heißen und sogar das Recht

---

* Blackie, On the advancement of learning in Scotland. Edinburgh 1855, p. 10 — J make the broad assertion, that Scotland at the present moment is, in no sense of the word, a learned country; specially that in our Universities learning is at the lowest possible ebb. Da Blackie die schottischen Leistungen mit den deutschen, ganz zu Ungunsten jener, verglichen hatte, so bemerkte der Professor der Mathematik, Kelland, in einer gegen Blackie gerichteten Rede: die Schotten hielten sich eben an die zum Leben in unmittelbarer Beziehung stehenden Wissenschaften, während für die Deutschen die unterirdischen Gewölbe einer todten Sprache oder die Brunnen moosbewachsener Baumgänge der aus Streitfragen bestehenden Geschichte (of conflicting history) — Studien, die oft so unfruchtbar seien als der Schatten des Upasbaumes — unaufhörliche Reize hätten. — Inzwischen hat sich in Schottland eine Association for the extension of Scotish Universities gebildet, aber von ihren Thaten ist wenig zu berichten.

haben, Doctoren der Rechte und der Theologie zu creiren, halten die Mitte zwischen den deutschen Gymnasien und den philosophischen Facultäten einer deutschen Hochschule. Eine wissenschaftlich gestaltete Jurisprudenz existirt bekanntlich weder in England noch in Amerika; die Theologie aber richtet sich genau nach dem Lehrbegriffe jeder der dreißig oder vierzig Secten, aus deren Mitteln die Schule unterhalten wird.

Die einundzwanzig Universitäten Italiens gleichen, äußerlich angesehen, den deutschen, nur daß sie meistens keine theologischen Facultäten haben, denn in Italien wird der Klerus ausschließlich in den bischöflichen Seminarien gebildet, und ist eben deshalb durch eine breite Kluft von den gebildeten Klassen getrennt und ihrer Sinnesweise entfremdet. So ergibt sich, wenn man die höheren Lehranstalten der Amerikaner und der Italiener mit einander vergleicht, ein seltsamer Contrast. In dem Lande, welches in der Geschichte das jüngste ist, und dessen Institutionen daher auch so zu sagen erst von gestern sind, genießt die Theologie eines so hohen Ansehens, daß vorzugsweise um ihretwillen und um christliche Prediger zu bilden, die hohen Schulen gegründet worden sind, wie denn auch, nicht von den Städten und Provinzen, sondern meistens von den großen Religionsparteien diese Gründungen ausgingen. Dagegen ist in der alten Heimath der Civilisation und der hohen Schulen, in dem Lande, welches einst die Lehrerin aller Culturvölker gewesen, die wissenschaftliche Theologie so mißachtet, daß sie an den meisten Universitäten nicht einmal eine nominelle Vertretung hat, und daß der Klerus, der zahlreichste, den, im Verhältniß zu seiner Bevölkerung, irgend ein europäisches Volk besitzt, völlig zufrieden mit dem in den 217 Seminarien empfangenen Elementar-Unterricht, mit wenigen Ausnahmen, kein höheres wissenschaftliches Bedürfniß kennt. So aber steht es dort nicht erst seit ein paar Decennien, sondern schon längst; hätte nicht im siebzehnten Jahrhundert ein Mann wie Noris einige Zeit an der Universität Pisa gelehrt, so würde man in Verlegenheit sein, auch nur einen einzigen wahrhaft ausgezeichneten und umfassend

gelehrten Theologen, der dort einer Universität angehört hätte, namhaft zu machen. Wer dieses Verhältniß nicht kennt oder nicht in Anschlag bringt, der muß denn freilich die jüngsten Vorgänge in Italien und ihre Hauptursache, nämlich die allgemeine, mit Geringschätzung gepaarte Abneigung der Laien in den mittleren und höheren Ständen gegen den Klerus, unbegreiflich finden. *

In welch' tiefem Verfalle sich übrigens die für die Bedürfnisse des Landes allzu zahlreichen italienischen Universitäten befinden, für wie dringend eine neue, durchgreifende Organisation derselben erachtet wird, das hat kürzlich ein dortiger Professor, Bonghi, mit Sachkenntniß und Offenheit dargelegt. Die Abhülfe dürfte indeß um so schwieriger sein, als ein Hauptgrund des Uebels in dem kläglichen Zustande der Gymnasien des Landes liegt.

In Spanien befanden sich die Universitäten, mit so vielem andern, längst in tiefem Verfall; schon vor hundert Jahren wurden sie von den Staatsmännern und Gelehrten als eines der vornehmsten Bollwerke verrotteter Zustände und Mißbräuche betrachtet; ihr Vermögen ist durch die Revolutionen und die Bürgerkriege verschleudert, ihre Gebäude liegen in Trümmern; die Studirenden bilden noch immer, nach dem Berichte eines deutschen Augenzeugen, eine Klasse, aus der man sich dort die Bedienten wählt, und, wie derselbe Gelehrte beifügt,** man hat den alten Sauerteig gelassen und nur ein aus Frankreich verschriebenes Kleid

* Man erwäge nur die Tragweite einer Aeußerung, welche Massimo d'Azeglio jüngst gethan, der Mann, der wohl alle seine Zeit- und Landesgenossen in gerechter, unbefangener und weitschauender Würdigung der gegenwärtigen Lage Italiens übertraf. In seinen Questioni urgenti, 1861, p. 53 heißt es: Quell' intimo motore piantato in cuore della maggior parte degli Italiani, il gusto di far dispetto ai preti. Nur in Frankreich noch haben die gleichen Ursachen die gleiche Wirkung erzeugt, abgesehen davon, daß in diesem Lande das Verhältniß der Volksklassen ein anderes und eine dem Klerus geneigte Stimmung in den höhern Ständen verbreiteter ist, als in Italien.

** Dr. Heine, im Janus 1846. II, 513.

darüber geworfen — wie denn in diesem Lande jetzt alles dem überwältigenden Einflusse französischer Einrichtungen und Ideen unterliegen muß.

Daß die slavischen Völker und Staaten nur mit deutschen Kräften Universitäten bilden und erhalten konnten, zeigt die Geschichte der Czechen und Polen. Rußland hat an Dorpat eine völlig deutsche Hochschule; auch die andern sechs Universitäten des Reiches, darunter die jüngste erst 1865 in Odessa errichtet, sind nach deutschem Muster und zum Theil mit deutschen Lehrkräften eingerichtet, nur daß, wie Regierungsorgane klagen, brauchbare Professoren der Jurisprudenz in Rußland eben nicht aufzufinden sind.

In der Schweiz tritt der Gegensatz des Romanischen und des Germanischen gerade in Bezug auf die Universitäten recht augenfällig hervor: während die deutsche Schweiz nicht weniger als drei Hochschulen besitzt, und selbst das kleine Basel nach der Trennung der Landschaft die seinige nicht hat fallen lassen, vielmehr einen Kreis der tüchtigsten Gelehrten sich zu bewahren wußte, hat die französische Schweiz, obwohl es ihr nicht an geistigen Kräften mangelt, doch nicht einmal einen Versuch zur Bildung einer Universität gemacht.

Holland, unsere Nachbarin und nächste Blutsverwandte, hat diese Verwandtschaft auch in seinen drei Hochschulen bewährt, welche freilich, nach deutschem Maße, mit sehr unzureichenden persönlichen Kräften ausgestattet sind. Und andrerseits läßt Belgien seine französisch-germanische Zwiegeschlechtigkeit auch in seinen vier Universitäten nicht verkennen, die aus französischen und deutschen Einrichtungen gemischt sind, von denen jedoch kaum eine vor dem Richterstuhl des deutschen Geistes als echte, volle Hochschule bestehen möchte.

Wenn in dem Königreich Dänemark, nach seiner frühern Zusammensetzung, die deutsche Universität Kiel größere wissenschaftliche Bedeutung erlangt hat, als die rein dänische Kopenhagen, so lag dieß wohl großentheils an den Hemmnissen, welche die geringe Seelenzahl des dänischen Volksstammes jedem Aufschwung

einer national-dänischen Literatur entgegensetzt. Deshalb hat diese, übrigens ganz nach deutschem Muster eingerichtete Hochschule, außer den großen Philologen Rask und Madvig, in neuerer Zeit nur bedeutende Theologen, wie Münter, Grundtwig, Martensen, aufzuweisen, und auch die sonst alles übersetzenden Deutschen pflegen doch dänische Werke nur in seltnen Fällen zu übertragen.

Dagegen ist die Organisation der beiden schwedischen Universitäten, Upsala und Lund, eine ganz andere als die der deutschen; manche ihrer Züge sind noch aus den mittelalterlichen Zuständen beibehalten, so die gesetzliche Nothwendigkeit für jeden Studirenden, einer der Nationen anzugehören. Solcher Nationen, deren jede ihr eigenes Nationshaus und eine darin befindliche Bibliothek hat, bestehen in Upsala jetzt dreizehn. Wie verschieden aber der schwedische Maßstab in wissenschaftlichen Dingen von dem deutschen sei, zeigt sich schon darin, daß man dort mit zwei Professoren der Rechte und fünf Lehrern der Medicin auszureichen glaubt; wobei wir indeß doch nicht vergessen wollen, daß an diesen Hochschulen früher ein Linné, später ein Berzelius und ein Geijer gelehrt haben.

So werden wir zu der Annahme hingeführt, daß die Universitäten, mit allen ihren Vorzügen und theils heilbaren theils unheilbaren Gebrechen, die adäquateste Form sind, in welcher die deutsche Individualität zum Ausdruck, ihr geistiges Bedürfniß zur Befriedigung gelangt. Diese Mischung von Freiheit und Gebundenheit, von corporativer Beschränkung und Selbstbestimmung bei Meistern und Jüngern, vorzüglich aber der Wechselverkehr, in welchem der Lehrer auch das beste, was er weiß, und die köstlichsten Früchte, die er seiner Wissenschaft abzugewinnen vermag, unbefangen hingibt, und der Schüler es mit Dank und Anerkennung hinnimmt, sowie die von dem Lehrer ausgehende Sollicitation zum eigenen Denken und Prüfen, und die von der Zuhörerschaft ausströmende, dem Lehrer so wohlthuende und unentbehrliche Anregung, durch welche seine Productivität in stetem Flusse erhalten wird — das sind die Dinge, in welchen der Reiz

und Vorzug des Universitätslebens liegt, und in ihnen liegt auch der Grund, daß die Universitäten ein specifisch deutsches Institut geworden sind. Der deutsche, auf Lehre und Wissenschaft gerichtete Geist hat in dieser Form sich verkörpert, und wo immer deutsches Leben zur Gestaltung kommt, da wird es auch sicher etwas unseren Hochschulen gleichendes hervorbringen.

Unstreitig sind die Deutschen die universalste unter den Nationen; in ihrem Schooße findet sich das ächt Menschliche, Weltbürgerliche in größerer Fülle, in reicherer Mannigfaltigkeit, als bei irgend einem andern Culturvolke. Darum fühlt sich der Deutsche auch jeder der großen Nationen nach ihren besseren Eigenschaften innerlich verwandt, und empfindet weniger die repulsive Kraft des fremden Volkswesens. Während manche Nationen auch die abstoßenden Seiten ihrer Nationalität wie ein Schneckenhaus auf der ganzen Erde mit sich herumtragen und zur Schau stellen, ist die Rinde des germanischen Volksbaumes minder schroff und rauh als bei anderen Stämmen. Der Deutsche zeigt sich weicher, nachgiebiger, und selbst seine Sprache pflegt vor dem Andringen einer fremden zurückzuweichen. Unterliegt der Deutsche dadurch dem Vorwurf einer gewissen kosmopolitischen Zerfahrenheit, läßt er sich, wie die Erfahrung in unsern Grenzländern und an unsern Auswanderern zeigt, leicht von einer fremden, strafferen Nationalität absorbiren, so ist es doch eben der Reichthum, die vielseitige Beweglichkeit des deutschen Wesens, seine Fähigkeit, auf jeden fremden Vorzug anerkennend und selbst liebend einzugehen, sich alles anzueignen und es sofort zu vervollkommnen, was unser Volk so recht zum Centralvolk der Menschheit macht. Welcher, den meisten Augen verborgene Reichthum merkwürdiger Züge, Sitten, nationaler und provincialer Eigenthümlichkeiten in Deutschland vorhanden sei, das hat unser College Riehl in einer Reihe von Werken dargelegt. Die ganze Nation, nach den Hauptseiten ihres Lebens und Wirkens, in einer umfassenden Darstellung zu schildern, das würde eine Aufgabe sein, welcher selbst ein ganzes, der Forschung gewidmetes Menschenleben kaum zu genügen vermöchte. Sie ist

daher auch noch nicht unternommen worden. Das Incommensurable dieser Nationalität hat noch jeden zurückgeschreckt. Wie reich ist z. B. die englische Literatur über Frankreich, Italien und andere Völker, aber noch hat kein Engländer den Versuch gewagt, ein nur einigermaßen eingehendes Werk über Deutschland zu schreiben. Und was die französische Literatur an derartigen Schriften besitzt, zeigt nur, daß das wirkliche Verständniß, die tiefere Einsicht in das deutsche Wesen dem Franzosen mehr noch als dem Britten verschlossen ist.

Dem Deutschen dagegen ist die Gabe verliehen, das Sinnen und Streben anderer Völker, sei es, daß er es an Ort und Stelle beobachtet hat, oder daß es ihm in der fremden Literatur und Geschichte entgegen getreten ist, zu verstehen und bis in seine Wurzeln erkennend zu verfolgen. Man könnte diese Fähigkeit und Bereitwilligkeit, jeden fremden Vorzug, jede nationale Eigenthümlichkeit oder auswärtige Leistung anzuerkennen, nach ihrem Werthe zu schätzen und bei sich einzubürgern, auch als einen höheren Gerechtigkeitssinn bezeichnen. Doch insofern sich derselbe in Wissenschaft und Literatur kund gibt, darf ich ihn wohl den historischen Sinn der Deutschen nennen und darf auch behaupten, daß sie diesen Sinn in eminentem Grade, mehr als jedes andere Volk, besitzen. Gewiß gehört diese Kraft und Neigung, sich der Herrschaft der Gewohnheiten über unser Bewußtsein so weit zu entziehen, die Atmosphäre, welche die Gegenwart um uns zieht, zu durchbrechen und, durch alle Nebel der Vorurtheile hindurch, Geist und innerstes Wesen entfernter Zeiten und fremder Völker zu erkennen, zu dem höchsten und edelsten, was dem Menschen von Gott verliehen werden kann. Und nur denen wird es verliehen, welchen zugleich auch das rastlose Streben, das nie ermüdende Spähen und Graben nach Wahrheit inwohnt, welche so viel Muth und Beharrlichkeit besitzen, das Kostbarste um den höchsten Preis, um die Hingabe aller andern Genüsse und Freuden des Lebens, zu erkaufen, sich nicht an oberflächlicher Betrachtung und an Ausbeutung des bereits Gefundenen genügen zu lassen,

sondern bis zum Grunde der Dinge vorzudringen. Ich möchte, ein Göthe'sches Wort anwendend, sagen, das deutsche Geistesauge sei vor andern sonnenhaft. Wohl behauptet der Franzose: als Sonne oder als Vulcan sei sein Land der Erde zu leuchten bestimmt. Und wir wollen ihm die großen Vorzüge seiner Nation und den Primat, den sie jetzt noch als Besitzerin und Erzeugerin einer Weltliteratur genießt, durchaus nicht streitig machen. Frankreichs geistige Wirksamkeit auf die ganze Culturwelt und noch darüber hinaus ist eine directe und unmittelbare, die unsrige erst eine mittelbare. Frankreich ist so zu sagen durch die Universalität seiner Sprache den Völkern allgegenwärtig, es hat und erkennt die Aufgabe, das von den Deutschen aus den Schachten der Wissenschaft zu Tage geförderte Gold auszumünzen, wohl auch in leichte Scheidemünze umzusetzen und in Circulation zu bringen. Auf diese Art des Erfolges müssen wir verzichten. Denn einmal wird die deutsche Sprache, schon weil sie zu schwer zu erlernen ist, nie eine Weltsprache werden, wie die französische und englische, und dann haben wir es bis jetzt noch nicht zu jener durchsichtigen Klarheit und jener mit dem Gedanken sich vollständig deckenden Eleganz und Präcision der Form gebracht, durch welche die besseren Werke unsrer Nachbarn sich in so vorzüglichem Grade den weitesten Leserkreisen und dem Geschmacke aller Nationen empfehlen.

Und nicht bloß an Franzosen haben wir diesen Vorzug der Form, diese Blüthe der, jeden gebildeten Geist gleichmäßig befriedigenden, den classischen Mustern des Alterthums sich annähernden Darstellung anzuerkennen. Auch der Britte Macaulay, der Schwede Geijer, der Neapolitaner Colletta, der Pole Lelewel und der Russe Karamsin, so ganz verschieden ihre Geistesrichtung und ihre Auffassung und Behandlung des geschichtlichen Stoffes auch ist — sie sind zwar alle, was die Gründlichkeit und den Umfang der Forschung, die Sichtung des Materials betrifft, den besten unter den deutschen Historikern nicht gleichzustellen, aber in ihrer formellen Vollendung mögen sie uns immerhin als Vorbilder dienen,

deren Vorzüge unseren jüngeren Kräften, nicht zur Nachahmung, wohl aber zu eindringendem Studium sich empfehlen.

Daß wir uns gleichwohl nicht überheben, wenn wir die historische Begabung und den daraus sich ergebenden Weltberuf, in dem erläuterten Sinne, als einen Vorzug unserer Nation in Anspruch nehmen, dafür läßt sich ein Beweis anführen, der auch den Nichtdeutschen einleuchten muß. Bücher über die Zustände, die Geschichte, die Literatur einer Nation, von Ausländern geschrieben, werden gewöhnlich von dem Lesepublicum des Volkes, mit welchem sie sich beschäftigen, als ungenügende Versuche ignorirt oder bei Seite gelegt. Man setzt, und meist mit Recht, voraus, daß sie den Söhnen des Hauses nichts wirklich neues oder auch nur ganz zuverlässiges mitzutheilen haben. Tocqueville's Werk über Nordamerika, Guizot's Darstellungen der englischen Revolutionsperiode, und die Schriften der Amerikaner Ticknor und Prescott über Spanien, sind allerdings Ausnahmen. Aber nun vergleiche man damit die stattliche Anzahl von Werken, in welchen deutsche Gelehrte fremde Nationen, ihre Geschichte, ihre Literatur und ihre Institutionen, auf eine für diese selbst neue und befriedigende Weise dargestellt haben.

Von V. A. Huber's Geschichte der englischen Universitäten sagte mir der Schatzkanzler Gladstone, auf dessen Tisch ich sie liegen sah, es sei dieß ein ihm unentbehrliches Werk, welches besser sei als alles, was in England über den Gegenstand geschrieben worden. Die Schriften von Gneist über englisches Recht und Verfassung, die beiden sich ergänzenden großen Geschichtswerke von Lappenberg (fortgesetzt von Pauli) und von Ranke sind so gediegen, enthalten so viel Neues und Eigenthümliches, daß auch der einheimische Kenner nicht umhin kann, sich ihrer zu bedienen. Dasselbe gilt von Ranke's französischer Geschichte. Die einzige genügende Geschichte von Portugal ist die von Schäfer; eine befriedigende Geschichte Rußlands in den zwei letzten Jahrhunderten ist nirgends als in dem Werke von Herrmann zu finden. So wird wohl auch kein unterrichteter Däne die Arbeiten von Suhm

und andern Dänen der Dahlmann'schen Bearbeitung der Geschichte seines Landes vorziehen.

Hegel's Geschichte der italienischen Städte-Verfassung bleibt noch immer ein von Italienern unerreichtes Werk, so gerne und häufig sie sich auch mit Forschungen über die Municipalgeschichte ihres Landes beschäftigt haben. Und die Geschichte der italienischen Rechtsschulen von Savigny ist auch jenseits der Alpen als ein Werk, welchem kein einheimischer Gelehrter gewachsen wäre, anerkannt und zweimal übersetzt worden. Die Geschichte des französischen Rechts ist von Schäffner und Stein, die Geschichte der neuern socialen Bewegung Frankreichs von demselben Stein so gründlich dargestellt worden, daß wir die französischen Werke über diese Materien ihnen gewiß nicht vorziehen werden. So wird wohl auch jeder Russe bereitwillig die Aufschlüsse über die inneren Zustände seines großen Reiches, welche kein russisches Werk ihm in solcher Fülle darbietet, aus den Studien des Herrn von Haxthausen schöpfen.

Von Schack's Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien hat eine auch jenseits der Pyrenäen empfundene Lücke trefflich ausgefüllt. Wer die deutschen Studien über Shakespeare mit den englischen vergleicht, wird unbedenklich den ersteren, als den gehaltvolleren und tiefer eindringenden, den Vorzug einräumen. Ueber den großen Dichter, welcher der Stolz und die Ehre Italiens ist, haben seit einiger Zeit fast alle Culturvölker eine kaum mehr übersehbare Literatur zusammengetragen. Daß jedoch die Palme auch hier den Deutschen gebühre, dürfte dem, der die Leistungen von Witte, von Wegele und den Commentar des Königs von Sachsen über Dante mit ähnlichen italienischen Hervorbringungen vergleicht, nicht zweifelhaft sein. Hat doch der Graf Cesare Balbo, schon ehe das königliche Werk über Dante erschienen war, seine Volksgenossen ermahnt, daß sie sich zusammennehmen und einen des großen Gedichtes würdigen Commentar zu Stande bringen sollten, sonst würde einer von jenen wunderbaren und gewissenhaften Deutschen es vollbringen,

die, wie er sagt, allmälig der uns zustehenden Wissensgebiete sich bemächtigen. *

Diese Blüthen und Früchte der Wissenschaft sind nun zum größten Theile in den Gärten unserer Hochschulen gezogen und gezeitigt worden, und es zeigt sich überhaupt, daß unsere Universitäten, und nur sie, die Werkstätten sind für alle Zweige des geschichtlichen Wissens und Forschens. Nur hier finden sich heutzutage die Kräfte, welche die zur wissenschaftlichen Verarbeitung sich herandrängenden Massen neuen Stoffes zu bewältigen im Stande sind. So sind die deutschen Hochschulen in ihrer jetzigen Gestalt die Producte des historischen Sinnes der Nation, und wiederum sind sie es, durch deren Thätigkeit dieser Sinn genährt, rein erhalten und auf die rechten Ziele hingelenkt wird. Ja auch schon darin offenbart sich diese Sinnesweise, daß sie von der Nation, ihren Regierungsgewalten und ihren Genossenschaften stets mit Liebe gepflegt, und im Ganzen nach den in ihnen liegenden Keimen, ohne Sprünge, ohne Gewaltthätigkeit fortgebildet und zu ihrer jetzigen Gestalt erweitert worden sind. Da zeigt sich dieser Sinn als Bedürfniß und zugleich als Verständniß historischer Continuität, welche nicht zerstört und abbricht, um auf geebnetem Boden sofort ein neues Gebäude aufzuführen, sondern erhält und fortbaut, und nur von Zeit zu Zeit das schadhaft gewordene herausnimmt und ersetzt. Auf diesem Wege haben wir vieles erreicht. Das Zusammenwirken von Katholiken und Protestanten an den Universitäten, durch den Gang der deutschen Geschicke, durch den Zustand der Wissenschaft und Literatur, zu einer geschichtlichen Nothwendigkeit geworden, galt in früheren Zeiten für eine an Unmög-

* Vita di Dante. Napoli 1840, p. 155: Sarà fatto un dì o l'altro da uno di quei meravigliosi e conscienziosi Tedeschi che poco a poco usurpano a sè tutte le erudizioni nostre. Er knüpft daran den guten Rath, seine Landsleute möchten die deutschen Leistungen nicht mit träger Geringschätzung verwerfen, sondern sie mit Dank und Gewinn annehmen. Denselben Rath hat kürzlich auch der Historiker Cantù den Italienern bezüglich der deutschen Arbeiten über italienische Geschichte gegeben.

lichkeit grenzende Schwierigkeit; es wurde in Erfurt und während einiger Zeit auch in Heidelberg versucht, aber es wollte nicht gelingen und Erfurt ist daran zu Grunde gegangen. Jetzt ist es mehr und mehr zur Regel geworden, und da, wo auch theologische Facultäten beider Confessionen neben einander bestehen, haben gerade sie, wie an Tübingen und an Bonn zu ersehen, unverkennbaren Gewinn aus dieser Verbindung gezogen. Der Pennalismus, jene Pest der deutschen Universitäten während zweier Jahrhunderte, ist verschwunden, und wie viel auch der sittliche Zustand der Jugend an manchen, vielleicht an den meisten Hochschulen noch zu wünschen übrig läßt, das läßt sich doch nicht verkennnen, daß hier eine wirkliche Besserung eingetreten, daß jedenfalls die Zahl der ernst gesinnten, mäßig und sittlich lebenden und wirklich studirenden Jünglinge größer geworden ist, als sie, nach allem was wir hierüber wissen, in der Zeit von 1550 bis 1750 war.

Auch das haben wir erreicht, daß unsere hohen Schulen gegenwärtig eine vierfache Aufgabe im Ganzen mit Glück lösen, eine vierfache Bestimmung, ohne Verkürzung oder Beschädigung der einen durch die andere, erfüllen: Sie sind einmal die Anstalten, welche allgemeine, höhere Bildung gewähren; sie sind zweitens die Schulen zur Ausbildung der Jugend für den Beamtenberuf, zugleich aber drittens Pflanzstätten für künftige Lehrer; und endlich sind sie auch gelehrte, der Erweiterung des Gebietes der Wissenschaft durch Forschung und literarische Productivität gewidmete Körperschaften. Gerade die deutschen Hochschulen haben den thatsächlichen Beweis geführt, daß diese so oft und selbst von Professoren für unvereinbar erklärten Leistungen nicht nur sehr wohl mit und neben einander bestehen können, sondern daß sie auch fördernd auf einander einwirken, daß z. B. der Gelehrte, welcher als Forscher und kräftiger Arbeiter hervorragt, durchschnittlich auch als Lehrer die besseren Erfolge erzielt. Denn gleichwie Niemand die Wissenschaft bewahren kann, der nicht auch sie zu vermehren im Stande ist, so ist auch nur der fähig, wahrhaft wissenschaftlich zu lehren, der sich als selbstständiger Forscher be-

währt, und nicht mit bloßem Sammeln oder Verarbeiten eines von andern gelieferten Materials sich begnügt.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten,

— heißt dieses Wort Göthe's nicht: der historische Sinn ist es, der den Mann zum Priester der Wissenschaft, zum Lehrer der Jugend weiht? Und damit man meinem Gedanken die gehörige Weite gebe, so nenne ich sofort vier Deutsche der jüngst vergangenen Zeit, in denen ich Heroen, Repräsentanten des historischen Sinnes erkenne: Niebuhr, Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, Karl Ritter. In Niebuhr war es die glänzende Combinationsgabe und der mit schöpferischer Phantasie gepaarte historische Scharfblick, was ihn in den Stand setzte, eine römische Geschichte durch die von Livius über dieselbe geworfenen Schleier hindurch zu diviniren und aufzubauen, womit er der richtigen und seitdem so fruchtbringend gewordenen Einsicht Bahn brach, daß man in den Begebenheiten zwischen dem von dem Geschichtsschreiber getrübten Bilde und der Wahrheit, wie sie war, zu unterscheiden habe.

Nicht bloß darum, weil er auch erfolgreicher Geschichtsforscher war, rechne ich Humboldt zu den Mustern des deutschen historischen Sinnes, sondern weil er als Naturkundiger wie als Historiker nach der gleichen Methode verfuhr: scharfe Beobachtung des Thatsächlichen, Sammlung und Gruppirung aller auffindbaren Einzelheiten und Zusammenfassung derselben, wie Strahlen in einem Brennpunkte, Erforschung ihres inneren, auf sittlichen oder physischen Gesetzen beruhenden Zusammenhanges, Construction der Einheit aus der Mannigfaltigkeit und wiederum des Einzelnen aus der gefundenen Einheit. So war in Humboldt stets die historische Betrachtung mit der Beobachtung der Natur gepaart und die eine durch die andere gehoben.

Ritter ist durch ähnliche Verbindung der Schöpfer der wissenschaftlichen Erdkunde geworden. Er war es, welcher Geo-

graphie, Ethnographie, Geschichte, die früher unvermittelt nebeneinander hergingen, zu einem sich gegenseitig durchdringenden Ganzen verknüpfte, indem er den Einfluß erforschte und nachwies, welchen die umgebende Natur auf den Menschen, auf die Völker und ihre Geschichte geübt hat.

An Jakob Grimm endlich bewundern wir den historischen Sinn als die bei ihm zur höchsten Virtuosität ausgebildete Fähigkeit, die Seele, das geheimste Wesen des deutschen Volkes in Sprache und Sitte, in Sage, Mythus und Recht zu erfassen und mit einer bis zur Selbstverläugnung gehenden Objectivität darzustellen.

Doch besser noch als in einzelnen Persönlichkeiten offenbart sich uns die schöpferische Kraft des deutschen historischen Sinnes, der mächtige Trieb, sich alles anzueignen und es gemäß den in seinem Wesen liegenden Gesetzen zu gestalten, in dem gegenwärtigen Stande der einzelnen Wissenschaften, wie sie nun auf unseren Hochschulen gelehrt, in der Literatur angebaut werden.

Zuvörderst findet der deutsche historische Sinn reichliche Nahrung in der Theologie, welche, eben weil das Christenthum Thatsache, Geschichte ist, überwiegend den historischen Charakter trägt, und demgemäß erforscht und construirt sein will. Deutschland ist daher auch das classische Land der Theologie geworden, aus dessen Vorräthen die theologischen Versuche und Bestrebungen anderer Nationen — England, Amerika — Kraft und Nahrung ziehen.

In der Rechtswissenschaft hat jener Sinn die von Hugo und Savigny gegründete historische Schule hervorgerufen und durch sie das Princip zur Anerkennung gebracht, daß das Recht nicht ein Product gesetzgeberischer Willkür, sondern eine Seite des Volkslebens, ein Erzeugniß des dem Volke innewohnenden Triebes und seiner ganzen Vergangenheit sei, und daß ein Verständniß des Rechtes ohne Kenntniß der thatsächlichen Zustände, aus denen es hervorgegangen oder auf welche es sich bezieht, nicht möglich sei. Und wie die romanistische Schule im Gegensatz gegen den früheren Dogmatismus die Behandlung des römischen Rechtes

als des Abschlusses einer vorausgegangenen, langen geschichtlichen Entwicklung zur Geltung brachte, so erhob sich, kraft des gleichen historischen Sinnes, in der germanistischen historischen Schule die wohlberechtigte Gegenstrebung gegen die absolute und ausschließende Herrschaft des römischen Rechts, und nach einer drei Jahrhunderte langen Zurücksetzung und Unterdrückung stieg das der Persönlichkeit und wahren Freiheit günstigere und mehr von christlichen Anschauungen durchzogene germanische Recht, trotz seiner durch Stammesverschiedenheit bedingten Vielgestaltigkeit, wieder zu verdientem Ansehen empor. Beide Schulen haben sich inzwischen versöhnt in der gemeinschaftlichen Anerkennung, daß das römische Recht in einzelnen Partieen wirklich durch Gewohnheit und Reception deutsches Recht geworden, und daß das echte Recht der deutschen Nation durch Verbindung und Verarbeitung beider Elemente, des römischen und des germanischen, herzustellen sei. Aus dieser Versöhnung ist die vergleichende Rechtswissenschaft hervorgegangen, welche durch die Betrachtung des fremden das eigne Recht verstehen und es in dem Lichte der Gliedschaft an einem umfassenden Organismus beschauen lehrt. Bleibt die Rechtswissenschaft eingedenk jener schönen und majestätischen, von den Römern gegebenen Definition, daß sie sei die „Wissenschaft des Rechten und des Unrechten, die Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge", so wird sie auch immer bestimmter anerkennen, daß alles menschliche Recht seinen letzten Grund in der göttlichen Gerechtigkeit hat, daß sie also der Theologie und der ethischen Philosophie schwesterlich verbunden ist und ihrer Hülfe nicht entbehren kann.

In der Vertretung der Staatswissenschaften ist in unserer Zeit eine ganze, auf Ebenbürtigkeit Anspruch machende Facultät der juristischen an die Seite getreten, obgleich sie in einigen Zweigen, namentlich dem Staatsrecht und dem Völkerrechte, mit jener zusammenfällt. Diese Verbindung von Politik, Statistik, Verfassungsrecht, Polizeiwissenschaft und Staatswirthschaft zu einem Complex von Disciplinen, den man nun mit dem Gattungsnamen „Staatswissenschaft" bezeichnen muß, ist Ausländern als eine be-

fremdende, specifisch deutsche Seltsamkeit erschienen,* eben weil hier wieder unser historischer Sinn gewaltet hat, welcher die Beschaffenheit des Staates nicht nach Abstractionen zu construiren, nicht nach apriorischen Gedanken festzustellen trachtet, sondern nach den geschichtlichen und wirthschaftlichen Bedingungen, wie sie jedem Volke eigenthümlich sind, weshalb er auch die Zusammengehörigkeit aller Bedingungen und Aeußerungen des staatlichen Lebens in der wissenschaftlichen Behandlung festhält. Demgemäß wird man an unseren Hochschulen die Politik immer mehr als eine Philosophie der politischen Geschichte behandeln, welche aus der Summe geschichtlicher Ereignisse und Phänomene das Allgemeine, aus der Masse historischer Beispiele die Regel herauszieht, und in allen staatlichen Dingen stets der Verschiedenheit der Völker wie der Zeiten sich bewußt bleibt. Und so ist es auch die geschichtliche Behandlung, welche, von deutschen Professoren wie Roscher, Knies, Kautz angewandt, gegenwärtig beschäftigt ist, die Nationalökonomie von der Herrschaft einseitiger Systeme und von dem verfehlten Streben zu erlösen, wonach man gewohnt war, überall giltige Wahrheiten, die aus philosophischen Vordersätzen oder aus einer unzureichenden Beobachtung von Erfahrungen erschlossen werden, festzustellen. Daß insbesondere ein Werk, wie das von Roscher, mit seiner Fülle von zweckmäßig verwendeter und nirgends auf Ostentation berechneter historischer Erudition, aus der Thätigkeit an einer deutschen Hochschule hervorgegangen ist, daß ein solches Werk eben nur bei uns, nicht in England und nicht in Frankreich, hätte geschrieben werden können, das ist eine von den Thatsachen, die unseren Hochschulen zu besonderer Ehre gereichen.

Auch in der Medicin sind es die deutschen Professoren, welche die Nothwendigkeit der historischen Forschung am besten erkannt haben. In Folge davon erschien früher das epoche-

* Blanqui in seiner Histoire de l'économie politique bezeichnet dieß als tendance à envahir le domaine du publiciste, gesteht aber zugleich, daß diese deutsche Auffassung, mittelst der deutschen staatswissenschaftlichen Literatur, fast allgemein in Europa geworden sei.

machende Werk von Kurt Sprengel, und ist seitdem in zahlreichen Werken die Geschichte der Arzneiwissenschaft bearbeitet, die Aufeinanderfolge und der innere Zusammenhang der Systeme und Methoden erklärt worden. Diese Werke haben an innerem Gehalt gewonnen, seitdem man erkannt hat, daß eine historische Pathologie und historische Therapie, eine Geschichte der Krankheiten und der Heilungsarten, nur aus der Gesammtheit der Culturgeschichte heraus begriffen und dargestellt werden könne, was dann die werthvollen Schriften von Leupoldt, Hecker, Häser u. a. uns eingetragen hat.

Blicken wir, von den das Leben des ganzen Menschen umfassenden Facultäts-Wissenschaften uns wegwendend, auf das Gebiet der **Philologie**, so darf, ohne die Leistungen der Engländer und Franzosen verdunkeln zu wollen, doch behauptet werden, daß es vorzüglich der historische Sinn der Deutschen gewesen ist, welcher der Philologie einen Umfang und eine Bedeutung gegeben hat, von der man früher keine Ahnung hatte, obgleich es in Deutschland immer, auch in den schlimmsten Zeiten, einzelne tüchtige Philologen an den Hochschulen gegeben hat. Aber erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, seit Heyne, hat sich die Philologie zu einer das gesammte Wirken und alle Erzeugnisse des klassischen Alterthums erforschenden und durchdringenden Wissenschaft erhoben, zu einem großartigen Gebäude, dessen Plan und Umriß F. A. Wolf zuerst gezeichnet hat. An der großen, von Pauly begonnenen Encyklopädie besitzen wir ein Denkmal deutschen Philologenfleißes, wie kein anderes Land, keine andere Wissenschaft eines aufzuweisen hat.

„Das Interesse an der **Philosophie** hat dem an der Geschichte Platz gemacht.“ Dieses neulich gesprochene Wort werden wir wohl als richtig anerkennen müssen. Die durch die construirende Methode erzeugten Systeme, an denen Deutschland dreißig Jahre lang so fruchtbar gewesen, sind zerfallen, die Schulen haben sich aufgelöst; die vor noch nicht langer Zeit von einer sehr zahlreichen und fast herrschend gewordenen philosophischen

Partei verkündete Behauptung, daß die definitive Vollendung der Philosophie in Hegel's System erreicht sei, erregt jetzt Lächeln, und jedes ausschließliche Geltenwollen eines Systems würde nur die gleiche Empfindnng hervorrufen, würde im besten Falle auf Skepsis und Mißtrauen stoßen. Diese Thatsache hat unzählige unter unseren Studirenden von dem philosophischen Studium überhaupt abgeschreckt; sie sollte aber vielmehr sie ermuntern, das Vermißte in der Totalität und Successionskette der Systeme, von der jonischen Schule an bis auf die Hegel'sche herab, zu suchen, also: Geschichte der Philosophie zu studiren. Gerade an der Einsicht, daß, wo keine Geschichte der Philosophie ist, auch keine rechte Philosophie sein kann, hat es bisher gemangelt; die construirenden Philosophen haben zwar das Bedürfniß empfunden, sich mit der Geschichte auseinander zu setzen, aber sie haben hervorgehoben, was sie brauchten, dagegen verhüllt oder zurückgedrängt, oft auch umgedeutet und entstellt, was ihnen nicht zusagte. Nach so vielen verfehlten Büchern ist indeß eine sehr bemerkbare Besserung in der historischen Behandlung dieses reichen Stoffes eingetreten, und so möge denn die Geschichte der Philosophie an allen unseren Hochschulen die ihr gebührende Vertretung finden, und in dem Kreise der zur allgemeinen wissenschaftlichen Bildung erforderlichen Studien eine hervorragende Stelle behaupten.

In dem Gebiete Universalgeschichte sind es wieder unsere Hochschulen, welche das doppelte Ziel verfolgen: einmal den Stoff, durch Herbeiziehung aller vorhandenen Erkenntnißmittel und durch Auffindung neuer, zu vermehren, und ihn zugleich, durch die strengere Prüfung und Vergleichung der Quellen-Angaben, zu sichten und zu reinigen; sodann die auf diesem Wege gewonnenen und festgestellten Thatsachen geistig zu durchdringen und zu einem durch den Gedanken geläuterten und verklärten Abbilde zu vereinigen.

Bereits ist die von Humboldt und Ritter neu gestaltete Geographie, welche die Wechselbeziehungen zwischen der Erde und

ihren Bewohnern, den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf das Leben und die Schicksale der Völker nachweiset, eine willkommene Gehülfin der historischen Forschung geworden. Die vergleichende Sprachwissenschaft, welche die Sprachen als die ältesten Urkunden der Völker behandelt, hat schon bedeutsame Aufschlüsse über den genealogischen Zusammenhang der Völker geliefert, und verspricht noch größeres. Und da nicht nur die Begebenheit, das Thatsächliche, sondern auch das Zuständliche in der Geschichte wichtig, ja zur rechten Erkenntniß unentbehrlich ist, so hat sich in der von deutschen Händen sorgsam angebauten Culturgeschichte ein weites Gebiet aufgethan, obgleich wir hier, bei der großen Schwierigkeit, den fast grenzenlosen Stoff zu sichten und organisch zu ordnen, noch in den ersten Anfängen stehen.

Ein Zweig der Culturgeschichte jedoch, die Literaturgeschichte, ist durch deutschen Wetteifer bereits zu jener Dignität erhoben worden, kraft welcher sie nun nicht mehr Geschichte der Bücher, sondern der die Bücher producirenden Ideen und der Formen ist, in welchen sie da verkörpert werden.

Auf solchen Grundlagen wird in Zukunft eine ächte Philosophie der Geschichte, zu der die Deutschen nun schon seit Friedrich Schlegel, seit Steffens und Görres, wiederholten Anlauf genommen haben, als eine der edelsten Früchte an dem Wissensbaume unserer Hochschulen, erreicht werden. Ueberwunden und abgethan ist wohl gegenwärtig jene von Fichte begonnene, von Hegel fortgesponnene Verirrung, welche den ganzen reichen Inhalt der Geschichte in ein enges und steifes Schema einzwängt, durch ihren Mechanismus der logischen Construction an die Stelle der in der Geschichte sich überall bezeugenden persönlichen Freiheit eine starre Nothwendigkeit setzt, und den lebensvollen Inhalt der Geschichte zu bloßen Denkbestimmungen verflüchtigt. Künftig wird die Philosophie der Geschichte als das schwierigste, aber auch vielleicht kostbarste Ergebniß akademischer Lehrthätigkeit den Nachweis zu liefern bedacht sein, daß es geistige Mächte, Ideen sind, welche die Weltgeschichte beherrschen und gestalten; sie wird diesen Ideen nachgehen, ihre

Verkörperungen und Wirkungen verfolgen durch alle Perioden und Wandlungen, und den sie durchziehenden Plan göttlicher Weltregierung, der allein die Geschichte verständlich macht, zur Anerkennung bringen.

Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß gerade in unsern Tagen den Universitäten noch ein neuer Beruf zugefallen ist, für welchen früher das Bedürfniß nicht vorhanden war. Es ist nämlich erst in diesem Jahrhundert eine neue, rasch zu riesenhafter Größe und Stärke herangewachsene Macht aufgetreten, das Zeitungswesen, welches die beiden Wirksamkeiten, die unmittelbare, momentane, und die langsame, die Kraft des den Stein aushöhlenden Tropfens, mit einander verbindet. Die Tagesblätter sind zu einer den physischen Bedürfnissen sich fast gleichstellenden und gebieterisch Befriedigung heischenden Nothwendigkeit geworden. Jede Leidenschaft, jeder neu aufkeimende Wahn des Tages, jedes nationale oder confessionelle Vorurtheil findet Tag für Tag in diesen Organen und durch sie einen tausendfachen Wiederhall. Zugleich ist die durch sie geförderte Halbbildung zu einem mächtigen Strome angeschwollen, gegen dessen Andringen die echte Wissenschaft fester Bollwerke, verlässiger Organe bedarf. In andern Ländern — ich nenne England, Frankreich, Italien — ist diese Macht eine, man darf wohl sagen, schrankenlose und unwiderstehliche. In Deutschland ist sie für alle dem wissenschaftlichen Gebiete angehörigen Fragen ermäßigt durch das Ansehen und den Einfluß der Hochschulen, welche in der öffentlichen Meinung doch immer noch als der oberste Gerichtshof der Nation in Sachen des Geistes gelten. Als Bewahrerinnen der wissenschaftlichen Tradition, als Sitze der besonnenen, regelrechten Forschung besitzen und üben sie den Beruf, die an sich zur Ueberstürzung geneigte und auch in der Wahl der Ansichten mehr durch Interessen und Neigungen bestimmte öffentliche Meinung zu zügeln, zu corrigiren, und, wenn auch langsam, wieder in die rechte Bahn zurückzulenken. Ihnen, den Hochschulen, ist es daher zu verdanken, daß in der großen Zahl wissenschaftlicher und kritischer Zeitschriften, welche doch meist von Universitätslehrern

geschrieben werden, den Tagesblättern eine zweite Macht an die Seite getreten ist, welche zwar nicht so rasch und weithin, aber nachhaltiger wirkt, indem sie den gewichtigen, wissenschaftlich begründeten Ausspruch des Gelehrten gegen die leichte Münze der in den Tagesblättern sich kundgebenden Meinungen in die Wagschale wirft.

Noch genießen die Universitäten im Ganzen das Vertrauen der Nation. Es war ein lautes und nachdrückliches Zeugniß dieses Vertrauens, daß im Jahre 1848 nicht weniger als 118 Professoren in jener Versammlung sich zusammenfanden, welche — die erste in der vaterländischen Geschichte, die von der ganzen Nation gewählt wurde — über die Geschicke Deutschlands zu verfügen hatte. Es ist wahr: das Vertrauen ist nicht belohnt worden; der Gründlichkeit, mit welcher die Grundrechte erörtert und festgestellt wurden, hat man die kostbare Spanne Zeit zum Opfer gebracht, in welcher es möglich gewesen wäre, Deutschland befriedigend zu gestalten, den jüngsten Krieg abzuwenden. Weder die Corporationen, noch ihre Glieder sind eben berufen und geeignet, sich in das Gewühl und die Ränke der politischen Parteiungen zu stürzen, und wo dieß doch geschieht, oder wo sie wider ihren Willen sich hineingezogen finden, da werden sie stets unterliegen.

Da nun aber zuletzt doch die großen Gedanken, und nicht die materiellen Interessen und Leidenschaften es sind, welche die Welt bewegen und in der Geschichte der Menschheit die Entscheidungen herbeiführen, so werden nach wie vor die Hochschulen ihre Aufgabe erfüllen und auch das Vertrauen sich bewahren, daß sie dieser Aufgabe gewachsen seien. Nach wie vor werden sie, da das deutsche Volk ein stets werdendes, stets in lebendiger Entwicklung begriffenes ist, diesem Volke seine Vergangenheit mit seiner Gegenwart vermitteln; sie werden es über seine Gegenwart orientiren und ihm die rechte Versöhnung der nothwendigen, in jeder Zeit neu hervortretenden Gegensätze zeigen; sie werden endlich auch ihm seine Zukunft vorbereiten helfen.

Und nun, meine Herren Studirende, welche andre Lehre

könnte ich aus dem Entwicklungsgange der Universitäten für Sie schöpfen als diese, daß, welcher Facultät Sie auch angehören, das Heil und der Segen Ihres Universitätslebens vorzüglich bestehen müsse in der Erwerbung und Ausbildung jenes historischen Sinnes, dessen Heroen ich Ihnen vorgeführt habe. Wir Professoren sind Ihnen gegenüber nicht bloß Geber, sondern auch Empfänger. Wir empfangen von Ihnen jene verjüngende Kraft, welche uns treibt und befähigt, in dem Kreislauf jährlich wiederkehrender Vorträge nicht zu erschlaffen, sondern die einzelnen Bestandtheile des Faches immer mehr zu beleben und besser zu gestalten, und keine Bereicherung oder Verbesserung unbeachtet zu lassen. Wir treten wohl mit der Autorität des Lehrers vor Sie hin, aber wir wünschen sehnlich und all' unser Trachten ist darauf gerichtet, daß im Fortgange Ihrer Studien diese unsere Autorität Ihnen immer entbehrlicher werde, daß Sie, fest auf eigenen Füßen stehend, unser, zuerst auf Treue und Glauben angenommenes Wort nur noch als ein in eigner Prüfung und freier Zustimmung Ihnen bewährtes Zeugniß gelten lassen. Nicht alles, was Ihnen in den Vorlesungen dargeboten wird, kann lauteres Gold absoluter Wahrheit sein; vielmehr ist es ganz unvermeidlich, daß hier zuweilen Irriges oder nur Halbwahres sich mit einmische. Wir alle, die wir unser Leben dem Priesterthum der Wissenschaft geweiht haben, bekennen ja willig, daß unser ganzes Leben ein Kampf ist, nicht bloß gegen fremde, sondern auch gegen eigne, oft lieb gewordene Irrthümer. Ist es ja doch unmöglich, eine überhaupt oder nur für uns neue Wahrheit zu entdecken, ohne daß zugleich ein bis dahin an deren Stelle gestandener Irrthum überwunden würde, und läßt sich kein wahrhaftes Fortschreiten, kein wissenschaftliches Leben denken, wobei nicht fort und fort frühere mangelhafte Vorstellungen berichtigt, unrichtige abgelegt würden. Wollten wir einmal der täglichen Geistesarbeit des Prüfens und Berichtigens unsrer Ansichten entsagen, wollten wir ausruhen auf den bereits errungenen Lorbeeren der Erkenntniß, so würden sofort neue Wahngebilde uns beschleichen und verführen, wie sie erzeugt werden durch Motive geheimer, uns

selber in ihren Wirkungen verborgener Selbstsucht, oder auch nur durch Geistesträgheit und durch unkritische Aneignung der an anderen wahrgenommenen Vorstellungen. Schwören Sie also nicht auf die Worte des Meisters, meine Herren, aber geben Sie sich gleichwohl vertrauensvoll seiner Leitung hin, in der Erwägung, daß der Hauptgewinn Ihrer Universitätsbildung nicht sowohl in der Erwerbung einer gewissen Summe von Kenntnissen und eingeprägten Thatsachen oder Wahrheiten besteht, als vielmehr in der Erweckung und Ausbildung jener geistigen Kräfte, mit welchen Sie jeden von außen empfangenen oder selbst erzeugten Irrthum innerlich zu überwinden und, in eigener selbstständiger Thätigkeit der Seele, die Wahrheit zu entdecken vermögen. Haben Sie diesen kostbaren Gewinn während Ihrer akademischen Studienzeit errungen, dann werden selbst die etwa eingesogenen Irrthümer zu Ihrem Vortheile gereichen, denn indem Sie dieselben, in stets wachsender Einsicht und Geistesreife, erkennen, bekämpfen und besiegen, gewähren Sie Ihrem Geiste die wohlthätigste Gymnastik, und gehen Sie gestärkt und an Erfahrung bereichert aus diesem innerlichen Ringen hervor.

Es ist mir Bedürfniß, in einem so feierlichen Moment, der wohl nie mehr in meinem Leben wiederkehren wird, auch an Sie, meine Herren Theologie-Studirende, ein Wort zu richten. Sie haben sich eine Wissenschaft erkoren, welche den Anspruch macht und machen muß, daß alle übrigen zu ihr hinführen, daß diese ihrer, als Grundlage wie als Schlußstein, bedürfen. Die Theologie selber aber kann nur dann beweisen, daß solch eine fürstliche Würde unter den Disciplinen ihr wirklich zukomme, wenn sie es versteht, sich der Hülfe dieser Schwestern zu bedienen, wenn sie Raum hat und weitherzig genug ist, auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzt, um das echte, edle, aus allen den Werkstätten unsrer Facultäten zu Tage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des großen Wissensbaumes, als ihr Eigenthum hinzunehmen und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern. Wehe der Theologie und wehe ihren Jüngern, wenn sie, wie ein

nervenschwaches Weib, sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn sie jedes ihr — oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen — unbequeme Ergebniß der Geschichte zurückwiese, als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Constitution nicht zusagende Speise. Gerade daran hängt für sie Leben oder Tod, daß ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in höchster Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwerthung aller auf anderem Gebiete gefundenen Wahrheiten bewährt. *Γίνεσθε τραπεζῖται δόκιμοι*, „werdet gute Wechsler", hat Christus nach einer alten Ueberlieferung zu den Seinigen gesagt. Ueben wir also die Kunst, echte Münze und unechte im Reiche der Geister, ganze und halbe Wahrheit, ganzen und halben Irrthum gehörig zu unterscheiden, in jedem Wahn, jeder schiefen oder falschen Behauptung, das beigemischte Körnchen von Wahrheit mit geübtem Auge aufzufinden und auszuscheiden, nicht aber unbesehen oder nach dem bloßen oberflächlichen Schein und Wortklang zu verdammen, nicht ganze Gebiete des Wissens, als ob sie von dämonischen Mächten besessen seien, fremd und vornehm von uns wegzuweisen.

Ich besorge von einer solchen Erweiterung Ihres Gesichtskreises keine Gefahren für Sie. Eine Lehre, welche den lebendigen und persönlichen Gott des Gewissens und der Religion entthronen möchte, um an dessen Stelle die Abstractionen des Pantheismus zu setzen, werden Sie, schon um ihrer inneren Widersprüche willen, abweisen. Desgleichen wird ein System, welches offen die Freiheit des menschlichen Willens verwirft oder in nothwendiger Consequenz zu einer solchen Läugnung führt, schon deshalb keine Macht über Ihren Geist gewinnen, weil diese Freiheit allzu tief und fest in Ihrem innersten Selbstbewußtsein wurzelt, weil, wenn es auch scharfsinnigen Zweifelsgründen gelingen sollte, diese uns angeborne Gewißheit unserer Wahlfreiheit momentan zu erschüttern, sie doch alsbald wieder siegreich in unserm Innern, und zwar schon an dem Selbstgefühl des Widerstreites zwischen Verstand und Willen, sich erheben würde. Am wenigsten aber werden

Sie versucht sein, dem Materialismus bei sich Eingang zu verschaffen und sich etwa überreden zu lassen, daß der Mensch nur ein feiner organisirter Affe, die Gedanken nur Secretionen des Gehirns seien.

Lassen Sie mich Ihnen als Wahlspruch empfehlen: theologus sum, nihil divini a me alienum puto — nichts Göttliches, also nichts Wahres, denn alle Wahrheit stammt ursprünglich von Gott, soll uns fremd sein; es gilt nur, in dem Besitz des rechten Magnets zu sein, der überall das Wahre aus der es umgebenden und oft verbergenden Umhüllung heraus und an sich zieht. So haben ehedem die großen Männer der alexandrinischen Schule ihre Aufgabe, der griechischen Philosophie und Naturwissenschaft gegenüber, verstanden. Uns freilich ist eine noch viel schwierigere Aufgabe bei dem unermeßlichen und noch täglich sich mehrenden Material gestellt. Die ganze Geschichte der Menschheit in allen ihren Zweigen, die Sprachwissenschaft, die Alterthumskunde, die Anthropologie, die vergleichende Religionsgeschichte, die Rechtslehre, die Philosophie und ihre Geschichte, das alles tritt an Sie heran mit der Forderung, daß Sie es geistig bewältigen. Es ist wie in Muhammed's Paradies, wo gleich der erste Baum dem Seligen zuruft: brich dir meine Frucht, sie ist süß, und sofort ein anderer Baum ihm ruft: hieher zu mir, meine Früchte sind noch besser. Der Einzelne müßte bei allem Wissensdurste der Last dieser Riesenaufgabe erliegen. Aber was ihm nicht möglich ist, das kann doch, mindestens annähernd, den vereinigten Bestrebungen und Arbeiten Gleichgesinnter gelingen.

Ein berühmter Italiener hat vor 200 Jahren sein Leben mit dem Wunsche für die Republik, der er angehörte, beschlossen: esto perpetua. Mit demselben Wunsche für die wissenschaftliche Republik, der ich nun seit 40 Jahren angehöre, schließe auch ich: esto perpetua.

Festrede zur 400jährigen Stiftungsfeier der Universität München.*

Die Zeit, in der wir leben, die Stellung, welche Deutschland in der Welt sich jüngst errungen hat, ist ganz dazu angethan, unsern Blick zurückzulenken in die Vergangenheit, uns aufzurichten an geschichtlichen Erinnerungen, das Erreichte zu vergleichen mit früheren Entwickelungsstufen, auf daß wir im Spiegel der Geschichte um so besser die Gegenwart und die den Hochschulen in ihr gegebenen Zielpunkte und Aufgaben erkennen.

Vor zwei Jahren konnte die deutsche Nation ihre tausendjährige Jubelfeier begehen; denn im Jahre 870 vereinigte Ludwig der Deutsche durch den Vertrag zu Mersen zum ersten Male, auf den natürlichen Grundlagen der Abstammung und der Sprache, alle deutschen Stämme zu einem Nationalreiche, und tausend Jahre später haben deutsche Siege die lange verlorene Westgrenze uns zurückgewonnen, und die schwer vermißte, viel ersehnte Reichseinheit uns wiedergegeben.

Der Universität München ist das Loos zugefallen, als die erste unter ihren Schwestern in dem neu geeinigten Reiche, das Andenken an ihre Stiftung und ihren vierhundertjährigen Bestand festlich zu begehen. So darf unsere Feier sich erweitern zu einem Feste der ganzen deutschen Nation. Sind ja doch auch wir selber,

* Festrede des Rector Magnificus, gehalten am 1. August 1872 in der großen Universitäts-Aula und gedruckt von C. R. Schurich, mit dem amtlichen Bericht über „die 400jährige Stiftungsfeier der kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität München", 1872.

die wir als Lehrer oder Lernende der hiesigen Hochschule angehören, eine Körperschaft, zusammengeflossen aus allen Gauen Deutschlands, und fort und fort sich ergänzend von Nord und Süd, von Ost und West. Wir geben und wir empfangen. Die theuren Collegen, die der Norden uns abgetreten, sie sind bereits mit uns verwachsen und Fleisch von unserem Fleische, und im freundlichen Austausche haben wir seit Jahren so manchen unserer Professoren und Zöglinge an andere Universitäten abgegeben. Wir sind ein Volk von Brüdern. Als doppelte Mitbürger begrüßen wir unsere Gäste, denn nicht nur umfängt uns und sie das Band des deutschen Reiches; wir und sie haben auch gleiches Bürgerrecht und Freizügigkeit in dem Gemeinwesen, welches die sämmtlichen Hochschulen des Reiches, als ein enge verbundener Staat der deutsch denkenden und forschenden Geister, bilden.

Wenn eine Körperschaft, wie die unsrige, auf vier Jahrhunderte ihrer Vergangenheit zurückschaut, dann erweitert sich unvermeidlich der Blick. Wir empfinden, daß das Institut, welchem wir unser Leben und unsere Liebe gewidmet haben, nicht nur seine Wurzeln in dem nationalen Boden hat, nicht nur Freude und Leid mit der Nation theilt, daß es auch der allgemeinen Geschichte menschlicher Cultur überhaupt angehört. Und wie man von dem einzelnen Menschen sagt, um sich selber recht zu erkennen, solle er das Thun und Lassen der andern betrachten, so liegt es mir auch nahe, an einem Tage, welcher dem Andenken an die Vergangenheit unserer Anstalt gewidmet ist, einige Züge hervorzuheben, die uns das Wesen der Universitäten überhaupt, die Ursachen ihrer Blüthe und ihres Verfalls zeigen, und den Einfluß bemerklich machen sollen, welchen diese Institute, theils als Corporationen, theils durch die von ihnen ausgegangenen Geistesströmungen, geübt haben. Denn damit wird auch die Geschichte der Hochschule Ingolstadt-Landshut-München in der richtigen geschichtlichen Beleuchtung sich darstellen.

Es war die starke corporative Verfassung, welche den Hochschulen des Mittelalters es möglich machte, sich in einiger Selbst-

ständigkeit zu behaupten und in die öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen. Die alten Schulen zu Athen und Alexandrien vermochten dieß nicht; von ihnen wird kein Versuch einer Theilnahme an den Zeitbegebenheiten, kein Zug einer einheitlichen, körperschaftlichen Action berichtet. Das wäre auch weder in dem demokratisch eifersüchtigen Gemeinwesen zu Athen, noch in der Monarchie der Ptolemäer, am wenigsten in dem gegen jede Form von Hetärie so argwöhnischen Römerreiche möglich gewesen.

Dagegen war eine mittelalterliche Universität, gleich einer wohl befestigten Burg, umgeben mit mannigfachen Privilegien, wie mit Bastionen und Gräben, stets gerüstet zur Abwehr, und in äußersten Fällen bereit, zum Schutz ihrer Rechte auch das heroische Mittel der Selbstauflösung und Auswanderung nach einer andern Stadt zu ergreifen. Ihre Stärke ruhte wesentlich auf der Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Lehrern und Studirenden, und auf der gleichen Bereitschaft Aller, für das Ganze und dessen Rechte persönlich einzustehen.

Lange Zeit ragte die Hochschule zu Paris hoch über alle ähnlichen Anstalten hinaus. Daß die französische Nation das Studium habe — und darunter verstand man die Pariser Schulen — das galt seit dem 13. Jahrhundert als ihr großer Vorzug unter den Völkern; wirklich war die Stadt die geistige Metropole des europäischen Westens, weit mehr als Rom. Eine Menge von Collegien, freilich meist mit nur dürftigem Einkommen, Schaaren von armen, turbulenten, rauflustigen, aber auch wieder von arbeitsamen Studirenden, unter denen, da das Hauptstudium, das theologische, an 16 Jahre währte, viele Männer von 30 und 40 Jahren sich befanden, — so stellte damals das Pariser Studium sich dar.

Sehr verschieden von der Pariser Hochschule und den nach ihr gestalteten Tochter-Universitäten waren von Anfang an die italienischen, die mit der Rechtsschule zu Bologna im 12. Jahrhundert begannen, im folgenden sich rasch mehrten. Dort waren, gemäß dem realistischen Charakterzug des Volkes, die praktischen, einträglichen, unmittelbaren Gewinn verheißenden Disciplinen,

also römische und kanonische Jurisprudenz und Medicin, die Hauptsache, und nie hat es in Italien eine theologische, scholastisch-philosophische Schule gegeben, welche der Pariser oder Oxforder nur von Ferne an Ansehen und Frequenz gleichgekommen wäre. Von Fürstengunst oder Ungunst waren die italienischen Universitäten lange unabhängig; es waren die Städte, welche durch das Beispiel von Bologna gelockt, ganze Schulen oder einzelne beliebte Lehrer an sich zu ziehen suchten, um des Gewinnes willen, den eine zahlreiche Studentenschaft der Stadt brachte. Da geschah wohl auch, was von Siena bezeugt ist, daß man Werber aussandte, Studirende zu der neu errichteten Schule aus der Nähe und Ferne herbeizulocken. Die Verfassung war denn auch ganz demokratisch; die Studenten bildeten eigentlich die Körperschaft und wählten ihre Vorgesetzten. Zu einer corporativen Bedeutung, zu einer gewichtigen, autoritativen Stellung in Staat und Kirche, wie sie die englischen Hochschulen fast immer, die französischen und deutschen zu Zeiten besessen haben, hat es keine der italienischen je gebracht. Die Organisation war eine zu lockere, wie wir denn auch wahrnehmen, daß sich die ganze italienische Literatur, von Dante angefangen durch die drei folgenden Jahrhunderte hindurch, doch zum größten Theile außerhalb der Universitäten und unabhängig von ihnen entwickelt hat.

In den früheren Zeiten bildeten in Italien schon drei Professuren, des Kirchenrechts, des Civilrechts und der Medicin, eine Universität. Allmälig wurden wohl noch ein Astronom oder Astrolog, ein Rhetoriker, ein Philosoph berufen. Die Lehrer, nur für gewisse Zeit angestellt, wechselten häufig und führten ein unstätes Wanderleben. Juristen, welche den kleinen Staaten mit ihrem Rath und mit Rechtsgutachten sich nützlich erweisen konnten, waren die angesehensten und am besten besoldeten. Die Blüthe einer italienischen Universität war mitunter sehr flüchtig. Nachdem Leo X. die Sapienza zu Rom mit 88 Lehrern, unter denen sich die berühmtesten Gelehrten Italiens befanden, reorganisirt hatte, verwendete Clemens VII. schon im Jahre 1528 die Einkünfte zu

anderen Zwecken, und die Tage des Glanzes waren für immer der römischen Hochschule entschwunden.*

Im Ganzen genossen die italienischen Professoren weniger persönliches Ansehen, als die Lehrer an den Hochschulen in Frankreich, England, Deutschland zeitweilig besaßen. Sie waren allzu abhängig von den Studirenden; man sah in ihnen nicht die Priester der Wissenschaft, denen Verbreitung der Cultur, Forschung und Erweiterung der menschlichen Kenntniß Lebensaufgabe sei, sondern nur praktische, andern und vor allem sich selber nützende Männer, welche für baares Geld jüngere Leute zu Aerzten und Geschäftsmännern bildeten und zeigten, wie man Medicamente eingebe und Processe gewinne. Es wäre schwer, selbst wenn man mehrere Jahrhunderte zusammennimmt, wesentliche Lehrfortschritte, die an den italienischen Hochschulen gemacht, oder Wahrheiten, die dort entdeckt worden wären, nachzuweisen. Auch die treue Hingebung eines ganzen Lebens an das Wohl der Körperschaft fehlte völlig, und ein genius loci, wie ihn z. B. in Oxford jedes Glied des großen Gemeinwesens mit der Luft einathmete, konnte sich in Italien nicht wohl bilden. Und gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß Bologna, wohl in höherem Grade noch als Paris, auf die Geschicke Europas bestimmend eingewirkt hat.

Auf Deutschland insbesondere haben die Rechtsschulen von Bologna und Padua einen stärkeren Einfluß geübt, als auf die eigene Heimath. Bologna war die Geburts- und Erziehungsstätte der zwei innerlich verwandten und verbündeten geistigen Großmächte, welche so lange alle Lebenskreise beherrscht haben, und auch jetzt, wenngleich erschüttert oder zurückgedrängt, doch keineswegs entthront sind — des neu-römischen Civilrechts und des neuen durch Gratian begründeten kanonischen Rechts. Die Wirkungen dieses letzteren drangen tiefer ein und reichten höher hinauf als die der Pariser philosophischen und theologischen Scholastik. Beide aber, römisches und kanonisches Recht, unterstützten sich wechselseitig. In Bologna vollzog sich die Durchdringung des kirchlichen

* Renazzi, Storia dell' Università di Roma. II, 90.

Rechtes mit römischen Rechtsvorstellungen. Und die Gründer der päpstlichen Weltherrschaft, die Gesetzgeber der abendländischen Christenheit, ein Alexander III., ein Innocenz III. und Innocenz IV., waren Lehrer oder Zöglinge der Bologneser Schule. Die deutschen Kaiser aber sind es, welche dem römischen Rechte, wie es zuerst in Bologna gelehrt wurde, den Weg nach Deutschland bahnten; die unglückliche Vorstellung, daß sie die Nachfolger der alten römischen Imperatoren seien, der verlockende Absolutismus in dem römischen Kaiserrecht, die bequeme Lehre, daß des Kaisers Belieben Gesetz, er selber von jeglichem Gesetz entbunden sei — diese Dinge gewannen den italienischen Juristen Ohr und Herz der Kaiser. Den Anfang machte schon Friedrich I., der auch in Deutschland privatrechtliche Fragen, mit Schädigung des deutschen Gewohnheitsrechtes, nach römischen Principien entschied*. Deutsche Bischöfe nannten bald nachher den Kaiser das lebendige Gesetz auf Erden. Rudolf I. und Ludwig der Bayer behaupteten gleich im Eingang ihrer Erlasse, daß sie über dem Rechte stehend und jeglicher Gesetzesschranke ledig seien.

Die Päpste und ihre kirchlichen Werkzeuge verfolgten das gleiche Ziel, dem römischen Rechte die Oberhand über die Landesrechte zu verschaffen. Zuletzt aber war es nicht das immer machtloser werdende Kaiserthum, sondern das Territorialfürstenthum, welches den Gewinn davon trug und mit Hülfe der römischen Principien den Vollbesitz der landesherrlichen Gewalt erlangte.

Wir Deutschen sind wirklich ein ganz eigenartiges, keinem andern zu vergleichendes Volk. Auch darin, daß wir, an Zahl jedes andere Culturvolk übertreffend, an Geistesanlagen so reich als irgend eines, dennoch — ich will nicht sagen, wie lange — uns willig unter die geistige Vormundschaft anderer Völker, Italiens und Frankreichs, gestellt und an der Einbürgerung fremder Erzeugnisse, an der Befestigung fremder Macht mit einem Aufwande von Kraft

* So das Erkenntniß vom Jahre 1165, in den Monum Germaniae. Leges II, 138.

und Zeit gearbeitet haben, welcher, auf Entwicklung und Fortbildung unserer autochthonen Geistesfrüchte verwendet, unserer Geschichte eine andere, glücklichere Wendung gegeben haben würde. Doch wir sind eben unter den Völkern dasjenige, welchem vorzugsweise die Bestimmuug und Befähigung zugefallen ist, alle Bildungsstoffe und Culturzustände in uns aufzunehmen und zu verarbeiten; und so vermochten wir am wenigsten uns gegen zwei Völker abzusperren, mit denen wir aus derselben Wurzel erwachsen und stets in der mannigfaltigsten Berührung gestanden sind.

An der frühen Verbreitung der französischen Sprache und Literatur hatte unstreitig die Pariser Universität, wenn auch dort nur lateinisch gelehrt und disputirt wurde, wesentlichen Antheil. Galt diese Sprache doch selbst in Italien im 13. Jahrhundert als die vornehmere, dem gebildeten Manne am besten anstehende; mehr noch in Deutschland. Die Schaaren deutscher Studirenden, die in der Heimath keine Hochschule fanden, wanderten nach Paris, und brachten von dort französisches Wesen zurück; dieses aber drang um so leichter bei uns ein, als in den Kämpfen des Reiches mit dem Papstthume und in den Bürgerkriegen unter dem salischen und staufischen Hause so viel deutsche Kraft vergeudet, deutsche Bildung geknickt worden war. So entlehnten unsere Dichter von dort die Stoffe des kärlingischen und walisischen Sagenkreises. Und nicht nur französische Gedanken, sondern auch französische Worte begegnen uns in den Werken der deutschen Dichter jener Zeit. Da stand denn auch der deutsche Klerus unter dem Einfluß der Pariser Theologie und Scholastik.

Das große Hinderniß, welches der wissenschaftlichen Blüthe und Entwicklung auf allen Hochschulen des Mittelalters entgegenstand, war der Mangel jener Wissensgebiete, welche in der Geisteswelt das unentbehrliche, die übrigen Disciplinen vor Fäulniß bewahrende Salz sind — ich meine die Geschichte und die beobachtende und versuchende Naturforschung. Jener ganzen Zeit fehlte der historische Sinn, die Fähigkeit für kritische Geschichtschreibung, für Unterscheidung von Sage und Geschichte. Das ganze

Zeitalter stand nicht nur unter dem Einfluß des unabsichtlichen Mythus, sondern geradezu unter der Herrschaft der absichtlichen Fictionen und Fälschungen. Und wenn hie und da ein vereinzelter Gelehrter tiefere Blicke that, so bildete er eben eine Ausnahme und brachte es nur bis zu Ahnungen. Dabei war der Geist festgehalten durch bindende Autoritäten, deren Existenz selbst mitunter, z. B. in den verunstalteten lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles, auf Mißverständniß und Irrthum beruhte. Indem nun aber der historische Sinn abging, fehlte jedes Bewußtsein jener Continuität und Entwicklung, ohne welches das innerste Wesen einer Wissenschaft nicht erkannt werden kann. Denn wahr bleibt das Wort Goethe's, daß man nur das verstehe, von dessen Entstehen man einen Begriff habe.

Zwei Männer trachteten damals dem Strome eine andere Richtung zu geben, und durch Einführung neuer Bildungsstoffe in den Kreis der Universitätsstudien diese zu vervollständigen und zu reinigen: der eine war ein Deutscher, der andere ein Engländer.

Es ist nicht zufällig, daß es gerade ein Deutscher, Albert der Große aus Lauingen, war, der zum ersten Male seit Aristoteles, also nach fast sechzehn Jahrhunderten, es wagte, nicht nur alle Kenntnisse seiner Zeit in einem Gesammtbilde zusammenzufassen, sondern auch den engen Kreis der damals herkömmlichen Geistesbildung zu durchbrechen und durch die Einführung der Naturforschung zu erweitern. Nicht ganz mit Unrecht hat man ihn als den Alexander von Humboldt seiner Zeit bezeichnet.

Der zweite, Roger Bacon, ergoß sich in beredten Klagen darüber, daß Jedermann den juristischen Studien sich zuwende, daß Kirchenrecht und römisches Recht alles verdrängten. Er suchte, gleich Albert, dem Studium der Physik und zugleich auch der griechischen Sprache und Literatur Bahn zu brechen. Die Bemühungen beider Männer blieben vergeblich.

Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts treten deutsche Hochschulen in die deutsche Geschichte ein. Die großen alten Universitäten — Paris, Bologna, Oxford, Cambridge — Niemand hatte

sie gestiftet. Sie waren naturwüchsig entstanden, und von keiner läßt sich ein bestimmter Anfang historisch nachweisen. Das wurde nun anders. In Deutschland wurden geistliche und weltliche Fürsten die Stifter, später kamen dann noch von städtischen Magistraten gegründete, wie Erfurt, Cöln, Altorf hinzu. Prag, die Schöpfung Kaiser Karl's IV., machte 1348 den Anfang. Aber seine Blüthe währte nur kurze Zeit. Es trug den Keim des Verfalls in sich, den bis heute nicht ausgeglichenen Antagonismus der Czechen und der Deutschen. Daher der große Auszug von 1409, welcher die elf tausend Studirenden Prags auf ein Drittel herabdrückte. Es folgten in kurzen Zwischenräumen, noch vor dem Ende des Jahrhunderts, die Gründungen von Wien, Heidelberg, Cöln und Erfurt.

Diese deutschen Universitäten waren zuerst vorwiegend kirchliche Anstalten, dienten zunächst den Bedürfnissen des Klerus, hätten auch, ohne die Verwendung kirchlicher Einkünfte und die aus dem Reichthum der Kirche genommenen Pfründen, welche die Besoldung der Professoren bildeten, nicht bestehen können. Auf ihnen herrschte das Kirchenrecht vor; sie hatten mehrfach ganze, aus sechs Lehrstühlen bestehende Facultäten des kanonischen Rechts. Römisches Recht studirten die Deutschen in Italien zu Bologna, Padua, Pavia, und brachten das Doctorat des bürgerlichen Rechtes oder beider Rechte von dort zurück.

Mit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts rief die päpstliche Spaltung und das durch sie erst recht offen gewordene Verderben der Kirche eine reformatorische Bewegung hervor, deren Organe zuerst die Theologen der Hochschulen wurden. Zum ersten Male gewannen damit die Männer der Wissenschaft eine welthistorische Bedeutung. Indem sie die Mittel, wie die Spaltung zu heilen sei, erörterten, wurden sie zugleich auf die fruchtbare und weitführende Frage von dem Verhältniß der Gewalten in der Kirche geführt; sofort ergab sich die Nothwendigkeit allgemeiner Concilien und ihrer Autorität, als des einzigen Mittels zur Aufhebung der Spaltung und zu der allgemein geforderten Reform der Kirche an

Haupt und Gliedern zu gelangen. Damals war die Universität Paris auch die politische Rathgeberin der Könige von Frankreich. So kamen jene von den bisherigen päpstlichen Synoden so verschiedenen Concilien von Pisa, Constanz, Basel, zugleich große Congresse der abendländischen Christenheit, zu Stande.

Hier galt im Ganzen Wissenschaft und Beredsamkeit mehr als hierarchische Hoheit. Die Hochschulen, alle von dem Geiste beseelt, der die Mutter Paris erfüllte, den Gerson, d'Ailly, Clemanges aussprachen, hielten zusammen; alle bekannten sich zu der Lehre von der Unterwerfung der Päpste unter die Concilien. Zuletzt aber scheiterte doch alles, am meisten durch den Abfall des Kaisers Friedrich III., und damit erstarb die Hoffnung einer friedlichen, von innen heraus zu vollbringenden Verbesserung der Kirche und der christlichen Gesellschaft überhaupt. Damals wurde eines der ersten Beispiele gegeben, wie ein Fürst mit einer Universität, um sie mürbe zu machen und ihren Widerstand zu brechen, zu verfahren habe. Als Kaiser Friedrich III. sich der römischen Curie für Geld und Ablaß verkauft hatte, begehrte er von der Wiener Hochschule, daß sie sich von dem Baseler Concil lossage; auf ihre Weigerung drohte er mit Entziehung der Beneficien und Besoldungen. Da fügten sie sich*.

Schon vor diesen Ereignissen hatte sich in England auf der Oxforder Hochschule, der theologischen Nebenbuhlerin von Paris, eine andere reformatorische Bewegung entwickelt, welche die Keime der Zukunft, den Stoff zu einer Wendung im Gange der Weltgeschichte, in sich trug. Dort trat nach der Mitte des 14. Jahrhunderts Wiclif auf. In diesem Manne hatte sich angelsächsische Nationalität und Freiheitssinn mit scholastischer Bildung und Bibelstudium verbunden; und so ward er der Urheber einer Lehre, die fortan nicht mehr unterdrückt werden konnte, und in ihrer weiteren Entwicklung eine der gebietenden Geistesmächte geworden ist. Von Oxford wurde sie nach Prag getragen, wo sie vorbe-

* Aschbach, Geschichte der Wiener Universität. S. 279.

reiteten Boden fand; Wiclif zeugte Huß. Während in England, an Wiclif's Universität das von ihm entzündete Feuer wieder erlosch, im Volke aber verborgen fortglimmte, ward es in Böhmen als Hussitismus zu einem verzehrenden Brande, ergriff die czechische Nation, und endlich drückte eine dritte Hochschule, Wittenberg, der Lehre das Gepräge auf, durch welches sie kirchenbildend wurde und als Protestantismus den gewaltigsten Umschwung in der Geschichte, seit Christus, herbeigeführt hat.

Eine neue Macht trat als anfänglich unbewußte und unfreiwillige Bundesgenossin hinzu: — das wiedererwachte Studium des classischen Alterthums, der Humanismus. Wiederum wurden die Universitäten die Pflegestätten dieser Geistesrichtung; — nicht ohne langen Kampf, denn die entartete Scholastik, durch diesen Gegner ernstlich bedroht, und nun von zwei Seiten her angegriffen, stritt für ihre Existenz.

In Italien zwar pflegten die Humanisten auf den Universitäten sich nicht zu gefallen; sie fühlten sich dort nicht heimisch neben der alles beherrschenden, bloß auf die einträgliche Praxis gerichteten Jurisprudenz und Medicin. Wenn sie mitunter auch zu Bologna oder Padua lehrten, zogen sie doch bald wieder weiter. Ihr Sinn war mehr auf eine Stellung an den Fürstenhöfen oder auf republikanische Staatsämter gerichtet. Anders aber wurde es in Deutschland.

Hier blühte Erfurt, für einige Zeit die einzige Hochschule im weiten Umkreis des mittleren und nördlichen Deutschlands, die Schöpfung nicht eines Fürsten, sondern der Bürger einer freien Stadt, daher auch ein Hauptsitz der reformatorischen Richtung, wie denn auch Hutten und Luther Zöglinge von Erfurt waren. Und gleichzeitig wurde, unter der Pflege des hochsinnigen Dalberg, Heidelberg eine Stätte des geistigen Aufschwungs, als Männer wie Rudolf Agricola, Wessel, Tritheim, Reuchlin und Wimpfeling sich dort zusammenfanden.

Andererseits gerieth Cöln, im 15. Jahrhundert neben Paris und Prag die berühmteste Universität des Festlandes für Philosophie und Theologie, mit dem Ende des Jahrhunderts in

solchen Verfall, daß es bald die fast am meisten verachtete und verhöhnte Anstalt in ganz Europa war; denn hier hatte der verfolgungssüchtige Obscurantismus, wie er im Streite Reuchlin's mit den Cölner Inquisitoren sich kundgab, seinen Sitz aufgeschlagen.

In dieser Zeit ward unsere Hochschule zu Ingolstadt gegründet. Wenige Jahre vorher waren Greifswald, Freiburg und Basel gestiftet worden, gleich darauf folgte die Gründung Tübingens, und etwas später, im Beginne des 16. Jahrhunderts, kamen Wittenberg und Frankfurt an der Oder hinzu. Es schien damals ein Wetteifer im Schaffen großer literarischer und wissenschaftlicher Werkstätten die deutschen Fürsten ergriffen zu haben, wie im 13. Jahrhundert die italienischen Städte. Alle stammten im Grunde von der Pariser Universität; deren Einrichtungen waren es, die man nachbildete; von Wien, der Tochter von Paris, empfing Ingolstadt seine Statuten. Wie der Stifter der Universität Ingolstadt, Herzog Ludwig, mochten auch die andern Fürsten denken: „ihre Hochschule sollte ihnen gelehrte Leute aufziehen, die ihnen Land und Leute richten und helfen könnten."

Aber wenn man damals die staatlichen und sittlichen Zustände Deutschlands ansah, konnte der gewählte Zeitpunkt kaum ein ungünstigerer sein. Alle Versuche, das Reich zu reformiren, waren gescheitert; überall, unter dem Vorwand des deutschen Rechtes, Anarchie und Selbsthülfe; eine Freiheit ohne Pflicht und Zucht, ein Kaiserthum, das völliger Ohnmacht nahe stand. Und in Bayern verzehrte das Regentenhaus in immer sich erneuernden Bruderkämpfen und Familienfehden edle Kräfte der Dynastie und des Landes.

So lange die abgelebte und geistlos gewordene Scholastik im Unterricht vorherrschte, konnte die junge Anstalt keine besondere Anziehungskraft ausüben. Als aber der Humanismus, vertreten durch den berühmten Conrad Celtes und durch Jakob Locher, Eingang fand, als selbst Reuchlin für kurze Zeit da lehrte, da begann für Ingolstadt eine Glanzperiode, die von 1494 bis 1518 währte. Die vornehmste Zierde Ingolstadts und Bayerns war nun Aventin, der Vater der bayerischen Geschichte; seine

Annalen sind das einzige Werk von höherer Bedeutung und bleibendem Werthe, welches im ersten Jahrhundert der Hochschule mit ihr in Verbindung gebracht werden kann.

Wenn die Zahl der Studirenden und Professoren in Ingolstadt damals nicht groß war, so ist zu erinnern, daß Werth und Bedeutung einer Universität weder nach der Zahl der Studirenden noch nach jener der Lehrstühle und Professoren gemessen werden darf. Richtig hat der unter uns befindliche Geschichtschreiber unserer Anstalt erinnert, daß ein Steigen der Frequenz zeitweilig auch durch eine ganz einseitige und an sich verwerfliche Richtung hervorgerufen werden könne. So hat der einsichtsvolle Spanier Jovellanos bemerkt, daß auf den Universitäten seines Vaterlandes die Zahl der Studenten gewachsen, während doch in allen Wissenszweigen der kläglichste Verfall eingetreten sei*. Bologna hatte in den trüben und verworrenen Zeiten um 1450 an 170 Lehrstühle, Nikolaus V. verminderte sie auf 44; aber im Jahre 1669, also in einer Zeit, in welcher Literatur und Wissenschaft in ganz Italien tief gesunken waren, hatte sie sich wieder auf 166 vermehrt**, obgleich mehr als die Hälfte der Fächer, welche jetzt auf den großen Universitäten gelehrt werden, damals weder in Bologna noch auf einer andern italienischen Schule vertreten war.

Bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts war das Verlangen nach einer Reformation der Kirche, die Ueberzeugung, daß es nicht länger so bleiben dürfe, zum Gemeingefühl der Nation in allen ihren Schichten geworden. Als von einer der jüngsten Hochschulen, von Wittenberg aus, das Signal gegeben wurde, war alles in Deutschland vorbereitet. Da von Rom jedes Zugeständniß verweigert wurde, erfolgte die Trennung, und binnen 50 Jahren ging der Riß durch ganz Europa. Jetzt wurde Wittenberg für die eine Hälfte von Europa, was in früheren Jahrhunderten für den ganzen Occident Paris gewesen war. Alsbald

* Ley agraria, p. 342.

** Mazetti, Memorie stor. sulla Università di Bologna, p. 30.

entstanden auch neue, der Begründung und Ausbreitung der wittenbergischen Lehre gewidmete Hochschulen: Marburg, Königsberg, Jena, Altorf, Helmstädt. Theils willig, theils genöthigt traten Tübingen, Leipzig, Rostock, Greifswalde, Heidelberg auf dieselbe Seite. Während um Luther's und Melanchthon's Lehrstuhl an 2000 Jünglinge sich sammelten, war Prag zerfallen, schon lange gab es dort weder Theologie, noch Medicin oder Jurisprudenz; Wien, früher von Tausenden besucht, war, da es der alten Lehre treu blieb, so verödet, daß Jahre lang nicht ein einziger Student sich zur Aufnahme meldete. Ingolstadt, Freiburg, Würzburg, Mainz wurden nun feste Burgen der katholischen Lehre, und damit war die Bedeutung und Stellung Ingolstadts für zwei Jahrhunderte entschieden. Hier, wie an allen deutschen Hochschulen, protestantischen wie katholischen, wurde die Theologie die Gebieterin, welche die andern Facultäten fast nur wie ihre Dienerinnen neben sich duldete, und so blieb es auch im ganzen 17. Jahrhundert, denn so entsprach es in jener Zeit der Denkweise der deutschen Nation.

Vor allem für Paris mußte, so schien es, ein so theologisches Zeitalter eine Periode des Glanzes und der Blüthe bringen; denn Paris war ja seit Jahrhunderten die Königin auf diesem Gebiete, ihren Entscheidungen unterwarf man sich fast allenthalben, wo man nicht überhaupt mit der alten Lehre und Kirche gebrochen hatte. Wenn gleichwohl diese Mutter der deutschen Universitäten, dieses mächtige Organ des französischen Einflusses in Europa unaufhaltsam sank, und endlich von der Nation, deren größter Stolz und Vorzug sie einst gewesen, zerstört wurde, so lagen die Ursachen nicht in der Universität selbst. Einmal war der Boden, auf welchem sie stand, allzu vulcanisch geworden, als daß ruhige, ernste Studien dort auf die Dauer sich hätten halten und blühen können. Paris ward in dem Maße, als es Sitz der Regierung und des Hofes wurde, schon seit dem 14. Jahrhundert, der Schauplatz von oft sich wiederholenden Gräueln und Blutscenen, welche selbst die Proscriptionen und Bürgerkriege des

alten Rom in Schatten stellten. Es hat niemals unter den großen Weltstädten eine gegeben, deren Boden so mit Blut, vergossen von Mitbürger-Händen, getränkt worden wäre, wie dieß in Paris der Fall war. Wenn die Angabe richtig ist, daß noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts, also bald nach der Bartholomäusnacht und während der anarchischen Kämpfe der Ligue, die Zahl der Glieder der Universität (zusammen mit den Vorbereitungs-Cursen) 30,000 betragen habe, so mögen wir uns vorstellen, welche moralischen Eindrücke diese Jünglinge von dort nach Hause brachten, welches fanatische Feuer in diesen Gemüthern entzündet war.

Doch die Hauptursachen des fortschreitenden Verfalles, der sich an den französischen Universitäten und der Pariser insbesondere seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wahrnehmen läßt, lagen in dem gänzlichen Mangel an Freiheit der Schrift und der Lehre. In der Nähe eines Hofes, dessen Monarch sich für den unumschränkten Gebieter in der Welt des Geistes und Gewissens wie im bürgerlichen Leben hielt, konnte eine Institution nicht gedeihen, deren Lebensodem ungehemmte Geistesbewegung ist. Schon seit dem Tode Heinrich's IV. (1610) wurden die gelehrten Körperschaften mit derselben Willkür mißhandelt, wie andere Staatskörper. Im Jahre 1624 wurde bei Lebensstrafe verboten, von der Autorität der Alten abzuweichen und irgend einem Dogma des Aristotelismus in Physik oder Metaphysik zu widersprechen. Ein Ludwig XIV. würde jede Erwähnung einer den Universitäten einzuräumenden Lehrfreiheit für eine unerträgliche Anmaßung, für gelinden Hochverrath angesehen, wie eine persönliche Beleidigung empfunden haben. Jeder Professor oder Doctor, der nur Miene gemacht hätte, da wo der Monarch selber eine Meinung kund gegeben, von ihr abzuweichen, würde — was denn auch vielen widerfuhr — zur ersten Bestrafung in die Bastille gewandert sein.

So erklärt sich, daß, wie der neue Geschichtschreiber der Pariser Hochschule sagt*), die glänzendste Periode Frankreichs, die

* Jourdain, Histoire de l'Université de Paris.

Zeit Ludwig's XIV., die dunkelste der Universität war; von den vierzig Collegien, mit denen sie noch in's 17. Jahrhundert eingetreten, verlor sie im Laufe desselben neun; man entschied über ihre wichtigsten Angelegenheiten, ohne sie zu fragen. Ihr Rector konnte im Jahre 1716 erklären, sie sei die älteste und die ärmste Körperschaft des Königreichs.

Wenn in Deutschland die Literatur, nach Abrechnung der Belletristik, wohl zu mindestens zwei Dritteln von den Universitäten ausgeht, so fand in Frankreich, seit 1660 etwa, so sehr das Gegentheil statt, daß unter den berühmteren wissenschaftlichen und literarischen Namen jener Zeit kaum einer der Pariser oder überhaupt einer französischen Hochschule angehört, und unter den Pariser Professoren wohl der einzige, dessen Schriften auch in weiteren Kreisen gelesen wurden, Rollin sein mag. In der Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts wird denn auch die Universität nur selten erwähnt; sie sank immer mehr in der öffentlichen Achtung. Aufgezwungene Bekenntnißformeln, gewaltsam abgepreßte Unterschriften vollendeten die Entwürdigung der Charaktere, und nach einer langen Agonie verschwanden die Universitäten in Frankreich, die Pariser voran, mit dem Verlust ihres Vermögens, ohne daß in den Stürmen der Revolution die dadurch entstandene Lücke beachtet worden wäre. An ihre Wiederherstellung hat seitdem keine der französischen Regierungen gedacht. Etiam periere ruinae!

Ein redendes Zeugniß davon, was geistige Freiheit werth sei, bietet eine Vergleichung von Löwen und Leiden in jener Zeit. Das im J. 1426 gestiftete Studium zu Löwen war geraume Zeit eine blühende Schule, bestimmt für die niederländischen, vlämischen und wallonischen Provinzen. Eine der großartigsten Körperschaften, mit ihren Hallen und 43 Collegien, ihrer reichen Dotation, ihren zahlreichen Bursenstiftungen und Privilegien, hatte sie es bis auf fünf und sechstausend Studirende gebracht. Die Löwener theologische Facultät konnte in ihren besseren Tagen mit der Pariser wetteifern. Das Busleiden'sche Collegium der drei Sprachen schien geeignet, eine künftige philologische Pflanzschule zu werden. Aber

die Namen der Löwener Professoren gleiten größtentheils wie wesenlose Schatten an dem Auge vorüber; nach Justus Lipsius scheint die wissenschaftliche Lebenskraft dort erloschen zu sein. Es fehlte der Hauch der Freiheit; vier, fünf Gewalten pflegten despotisch einzugreifen; die Professoren wurden durch sie, wie in Frankreich durch das Königthum, mit erzwungenen Unterschriften und Absetzungen gemaßregelt, und es ist bezeichnend, daß der einzige große, in seinem Fache Epoche machende Gelehrte, den Löwen besaß, der Kanonist Van Espen, noch in seinem 82. Jahre nach Nord-Niederland flüchten mußte, um ohne Lüge sterben zu können! Wo aber, wie in Belgien, ein ganzes Land oder Reich nur eine einzige Hochschule besitzt, da ist jeder Angriff auf ihre geistige Freiheit eine der Nation selbst geschlagene Wunde, die auch zur unheilbaren Todeswunde werden kann.

Halten wir nun dagegen Leiden.

Der Prinz von Oranien und die Staaten hatten, um den Bürgern von Leiden die heldenmüthige Vertheidigung gegen die spanischen Belagerer zu lohnen, der Stadt das Geschenk einer Universität gemacht. Sie ward mitten im Gewühl des Krieges, gleich nach dem Entsatz, in kürzester Frist errichtet, und besaß schon in den ersten Jahren ihres Daseins eine Reihe ausgezeichneter Lehrer; aus ihr ging Hugo Grotius hervor; dort lehrte der große Joseph Scaliger, der genialste und umfassendste Gelehrte seiner Zeit. Dort wirkten Boerhave, Ruhnken, Schultens, und noch eine ganze Reihe gefeierter Namen vermag Leiden mit seinen beschränkten Mitteln aufzuweisen. Es hat keine Zeit des Verfalls gekannt, und war und blieb die vornehmste Stütze und Trägerin, wie der holländischen Wissenschaft und Literatur, so auch des holländischen Nationalgeistes, der dieses kleine Land, wenn auch vorübergehend, zu einer der ersten Weltmächte erhob. Das eine Leiden wiegt schwerer in der Geschichte des menschlichen Geistes, als ganz Polen oder Ungarn.

Tragisch möchte ich das Schicksal der spanischen Universitäten nennen: so hoch sie einst in der Meinung Europas standen,

so tief war dann ihr Fall, und so vergeblich sind bis jetzt die Versuche geblieben, durch ihre Verbesserung ein mit reichen Geistesanlagen ausgestattetes Volk wieder zu der Bildungsstufe emporzuheben, auf welcher es an dem Werke der andern Culturvölker Theil nehmen und sich ihnen als geistig ebenbürtig zur Seite stellen könnte. Im 15. und noch im 16. Jahrhundert ward Salamanca den großen Hauptschulen Europas, neben Paris, Oxford, Bologna, beigezählt. Im Jahre 1312 war sogar auf der Synode zu Vienne Salamanca das zweite Studium der Welt genannt worden. Selbst unter der Herrschaft der Inquisition konnte man anfänglich noch einige große Namen als die Geistessöhne Salamancas mit Stolz nennen, und auch Alcalà, die Schöpfung des Cardinals Ximenez, genoß durch biblische Studien eines kurzen Ruhmes. Es bedurfte nur weniger Decennien, um in diesem des innern Friedens genießenden Lande alle wissenschaftlichen Blüthen zu knicken. Im 17. Jahrhunderte war schon alles im vollständigsten Verfall. Der ganze große Apparat, die zahlreichen Collegien, die Menge der Pfründen, die Bibliotheken, die regelmäßigen Disputationen — das alles bestand noch; aber die Seele war aus diesem Körper entwichen. Es wurde, wie ein Spanier sagt, noch disputirt, aber es wurde nicht mehr gelehrt. Die Mathematik war aus dem Kreise der Studien verschwunden; sie galt für eine Art Zauberei. Das Griechische war, selbst bis auf das Alphabet herab, völlig unbekannt, und reisende Italiener und Deutsche entdeckten, daß man auch nicht mehr Latein reden könne. Der natürliche Wetteifer der Hochschulen unter einander hat in Spanien den fliehenden Geist der Wissenschaft nicht festzuhalten oder zurückzuführen vermocht.

Vielleicht gibt es kein Land, in welchem der Einfluß der Landes-Universität größer und sichtbarer wäre, als in Portugal. Weniger in der Zeit, die von der Stiftung durch König Diniz (1309) bis zum Ende des 15. Jahrhunderts verfloß, als die Hochschule immer wieder von Coimbra nach Lissabon und von da zurückwandern mußte, wohl aber seit Emanuel's Regierung, als

Portugal vorübergehend eine Weltmacht wurde; damals blühten die Studien auch in Portugal. Aber auf den kurzen Tag folgte, seit der spanischen Eroberung, eine lange Nacht; die Urheber des Verfalls waren dieselben, die auch in Spanien, in Polen, in den österreichischen Ländern, gleiche oder ähnliche Zustände bewirkt hatten. Durch Pombal wurde die Hochschule endlich völlig umgestaltet, sie erhielt eine eigene Facultät der vorher völlig vernachlässigten Mathematik, Lehrstühle der Physik und Naturkunde. Aber dem Mangel an Professoren mußte durch Herbeirufung von Ausländern abgeholfen werden, die nicht lange blieben, und es fehlten die Wurzeln für den Baum höherer Bildung, die Gymnasien. Indeß ist doch ein Aufschwung eingetreten; die neugegründete Akademie zu Lissabon kam der Universität zu Hülfe; Coimbra war und ist immer noch das Institut, welches den mächtigsten Einfluß auf die lusitanische Race diesseits und jenseits des Oceans übt, und das Monopol, Belohnungen in großem Umfange zu gewähren, welches die Könige der Hochschule verliehen, verstärkt diesen Einfluß, selbst bei der Armee, deren Offiziere bei der mathematischen Facultät graduiren*. Noch im Jahre 1820 hatte aber Coimbra keine von Portugiesen verfaßten Lehrbücher; man gebrauchte vorzugsweise die von deutschen Professoren lateinisch geschriebenen Compendien.

Beredter noch ist das Beispiel von Polen: ehedem ein großes Reich, das in der Zeit seiner Macht an 20 Millionen Menschen umfaßte, aber stets nur eine Hochschule, das an der westlichen Grenze gelegene Krakau, besaß. Sie stand in Blüthe und Ansehen im 15. Jahrhundert, als auch Schlesier, Ost- und Westpreußen und Pommern dort ihre Bildung suchten, und das deutsche Element stark vertreten war. Als dieses verschwand und nur das polnische Element blieb, trat auch sofort der Verfall ein, den dann kirchliche Herrschsucht und Unduldsamkeit vollendeten.

---

* Balbi, Essai statist. sur le royaume de Portugal. II. Append. p. 337 ss.

Für die deutschen Universitäten begann mit dem Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Zeit — eine Zeit, deren Strömung, im Ganzen wenig unterbrochen, noch gegenwärtig anhält, und diese Institute zu einer Höhe der Leistungen und Anforderungen erhoben, ihnen einen Umfang und Reichthum an Mitteln gegeben hat, wie unsere Vorfahren das nicht ahnen konnten. Wie dieser gewaltige Aufschwung mit der Gründung von Halle und der Wirksamkeit des Thomasius begann, wie dann die Curatel von Münchhausen über Göttingen auch auf andere Hochschulen verjüngend wirkte, bis endlich in den Gründungen von Berlin und Bonn das höchste, was das neunzehnte Jahrhundert in Deutschland auf diesem Gebiete erwarten konnte, geleistet wurde, das ist bekannt und oft besprochen. In diese Bewegung fällt denn auch die zur unabweisbaren Nothwendigkeit gewordene Entfernung der bayerischen Universität aus der Festung Ingolstadt und ihre Wiedergeburt in Landshut, worauf dann 26 Jahre später die Hauptstadt sie aufnahm und ihre Kräfte verdoppelte.

Hier nun sei es mir vergönnt, in Kürze der Männer zu gedenken, auf deren Geistesarbeiten wir fortbauen, die vordem unsere Meister gewesen, und deren Andenken vor allem am heutigen Tage gefeiert zu werden verdient. Um mit den berühmtesten zu beginnen: die Aelteren unter uns entsinnen sich noch des hohen Genusses, welchen ihnen Schelling's gedankenreiche und in platonischer Formenschönheit majestätisch sich ergießenden Vorträge ehedem gewährten. Es gibt in Deutschland keine Schule Schelling's mehr; weder der frühere Naturphilosoph noch der spätere Geschichts- und Religionsphilosoph hat eine solche hinterlassen. Aber dieser reiche und mächtige Geist wird immer in dem Andenken der Menschheit eine Stelle unter den muthigsten, kraftvollsten und fruchtbarsten Denkern einnehmen. Fast in alle Zweige des deutschen Wissensbaumes, in die Poesie wie in die Naturforschung, in die Geschichte wie in die religiöse Anschauung, sind die von ihm ausgegangenen Ideen, wie ein belebender Saft, wie ein Gestalt und Farbe gebender Same, eingedrungen, und

sicher werden auch unsere Nachkommen noch aus dem Reichthum des in seinen nachgelassenen Schriften verarbeiteten Stoffes und den hier niedergelegten tiefsinnigen Gedanken mit vollen Händen schöpfen.

Auch dem Manne, der so lange neben Schelling in München, mehr noch durch seine anregende persönliche Unterredung als durch regelmäßige Vorträge, gewirkt hat — Franz Baader, wird die Nachwelt einen hohen Rang unter den Denkern einräumen. Konnte er auch an der Hochschule nur einen kleinen Kreis von Hörern für seine geistreichen Combinationen, seine aphoristisch und oft allzu unvermittelt hingeworfenen Gedankenblitze gewinnen, — seine nun gesammelten Schriften werden ein kostbares Gemeingut der Nation bleiben. Mit einem Samenhändler verglich Baader sich selbst; Spätere werden die unzähligen fruchtbaren Keime zu entwickeln und zu verwerthen wissen, die in den Schriften dieses christlichen Heraklit und zweiten Jakob Böhme dargeboten werden.

Dem Bayern Baader war der Rheinfranke Görres verwandt in dem Streben, alles menschliche Erkennen von religiösen Ideen durchdringen zu lassen, ausgezeichnet durch umfassendes, in weit entlegene und unerforschte Gebiete eingedrungenes geschichtliches Wissen, nicht ein Mann der nüchternen kritischen Forschung, vielmehr beherrscht von einer übermächtigen Phantasie und kühnen Combinationsgabe, vor allem aber ein Meister des zündenden Wortes, wie Deutschland seit Luther keinen zweiten besessen hat, so daß in der Zeit des Freiheitskampfes die öffentliche Stimme ihn als die fünfte der wider den fremden Unterdrücker verbündeten Mächte bezeichnen konnte.

Kaum war Görres hinweggenommen, als Deutinger den Lehrstuhl betrat, ein Mann, wie geboren, der anregende Lehrer und Führer wissensbegieriger Jünglinge zu werden. Sicher würde er einer der beliebtesten und wirksamsten Lehrer an der Hochschule geworden sein, wenn ihm länger zu lehren vergönnt gewesen wäre. Später erst, und auch dann nur für einige Jahre,

konnte er als akademischer Kanzelredner den seltenen Reichthum und die religiös-speculative Tiefe seines Geistes entwickeln.

An hervorragenden Rechtsgelehrten hat unsere Hochschule in den siebzig Jahren ihres verjüngten Lebenslaufes keinen Mangel gehabt:

In Landshut wirkte Savigny, der größte Jurist der neuern Zeit, welcher mehr als irgend einer zur Regeneration der ganzen Rechtswissenschaft beigetragen hat. Savigny hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf seinem Gebiete fast wie ein König gewaltet, dem alle Fachgenossen willig huldigten; er bleibt allen Gelehrten ein schwer zu erreichendes Vorbild in der Kunst, das Verwickelte einfach, das Dunkle klar zu machen.

Dicht neben Savigny darf ich Georg Friedrich Puchta stellen. Auch ihn hat der Norden uns entzogen, auch ihm hat Berlin erst eine glänzende und fruchtbare akademische Wirksamkeit, dann aber ein nur allzu früh sich öffnendes Grab gewährt. Als Schüler Schelling's ist er über die von Savigny der historischen Schule gezogenen Grenzen hinausgegangen, indem er den Gedanken durchzuführen versuchte, daß alle Culturvölker an dem großen universal-menschlichen Bildungsprocesse des Rechtes ihren Antheil hätten, daß aber dem römischen Rechte der Vorzug gebühre, stets, als die alle verbindende Grundlage, die nationalen Rechtsansichten der übrigen Völker zu einem vollkommeneren Leben emporzuheben. Puchta's Werke gehören durch Klarheit und Präcision des Ausdrucks, wie durch den logisch-bündigen Gedankengang, zu den unvergänglichen Zierden der deutschen juristischen Literatur.

Der dritte in diesem juristischen Bunde möge Karl Jos. Ant. Mittermaier sein, der Sohn dieser Stadt. Einst Landshut angehörig, hat er die beste Zeit seines langen Lebens dem Lehramte und der Politik in einem kleineren Staate, Baden, gewidmet. Dort aber hat er in seiner Sphäre einen geistigen Primat ausgeübt, und an der Durchführung fast aller in der Neuzeit geforderten staatlichen nnd rechtlichen Reformen mitgearbeitet; und dabei vermochte er noch eine staunenswerthe literarische Thätig-

keit, am meisten in seinem Lieblingsfache, dem Strafrecht, zu entwickeln.

Der Schüler mahnt an den Lehrer, Feuerbach, der, von seinem Lehrstuhl in Landshut nach der Hauptstadt berufen, am Anfange des Jahrhunderts so tief in Bayerns Entwicklungsgang eingegriffen hat. In ihm war die Schärfe und Feinheit philosophisch-juristischer Analyse mit umfassendem rechtsgeschichtlichem Wissen gepaart; er hatte nicht nur die Theorie der Gesetzgebungskunst erforscht, er hat sie auch praktisch als Gesetzgeber angewendet. Sein Ansehen war in ganz Deutschland so groß, daß seine Theorie des psychologischen Zwanges im Strafrecht, trotz ihrer Bedenklichkeit, für längere Zeit alle übrigen verdrängte, wie denn seine criminalistischen Ansichten überhaupt im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts für ganz Deutschland entscheidende Autorität hatten.

Mehr noch als Feuerbach erinnert uns sein College und Gegner Nikolaus Thaddäus von Gönner daran, daß auch bei bedeutenden Männern doch zuletzt alles davon abhänge, in welche Zeitlage ihre Wirksamkeit falle; daß eine Zeit der raschen Umgestaltungen und gesetzgeberischen Experimente auch tüchtige Leistungen bald entwerthe und schon aus der Erinnerung der nächsten Generation verschwinden lasse. Doch war auch Gönner eine Zierde der Landshuter Universität, er wetteiferte mit Feuerbach in der Theilnahme an der früheren bayerischen Gesetzgebung, und man hat ihn in Bayern selbst als den Stifter einer eigenen juridischen Schule bezeichnet.

Wenn ich nach Mittermaier, Gönner und Feuerbach an Friedrich Julius Stahl erinnere, so treten uns sofort die großen Gegensätze dieses Jahrhunderts auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaft vor Augen. Stahl ist, wie Mittermaier, ein Sohn Münchens, hat hier seine erste Bildung empfangen, hier das Lehramt angetreten, aber Berlin war es, welches ihm eine zwanzigjährige, glänzende Wirksamkeit als Staatsmann und Lehrer eröffnete. Schüler Schelling's und Savigny's, möchte man ihn

die wissenschaftliche Synthesis beider nennen. Durch seine Epoche machende Philosophie des Rechtes hat er, auch nach dem Geständniß seiner Gegner, eine Menge von Irrthümern weggeräumt, verkannte Wahrheiten wieder an's Licht gezogen, eine neue Bahn gebrochen, und wenn er, der blendend scharfsinnige Dialektiker, auch dem Irrthum in den hohen Problemen, mit denen er sich beschäftigte, die verlockendste Gestalt gegeben, so hat er, mittelst der dadurch hervorgerufenen Discussion, der Wissenschaft auch dann noch wesentlichen Gewinn gebracht. Unvergessen ist, wie er mit seiner gewandten, schlagfertigen Dialektik, als der anziehendste und gefürchtetste Redner des Herrenhauses und Führer der dortigen Majorität, in die Geschicke Preußens und Deutschlands eingriff.

In dieser glänzenden Reihenfolge ausgezeichneter Rechtsgelehrten darf auch Karl Friedrich Dollmann nicht fehlen. Was Feuerbach für die ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Bayern war, das war Dollmann für die jüngst vergangene Zeit: Mitarbeiter an den großen legislatorischen Arbeiten und zugleich trefflicher Erläuterer der Gesetzbücher; und höher noch und unvergänglicher würde der Ruf dieses bedeutenden Mannes sein, wenn nicht ein allzufrüher Tod die Fortführung und Vollendung seiner angefangenen Werke vereitelt hätte.

Jüngst erst hat sich das Grab über Georg Friedrich von Maurer geschlossen. Ihn haben die höchsten Staatsämter der früh geliebten und sorgsam gepflegten Wissenschaft nicht entfremdet. Hatte er zuerst in der Geschichte des altdeutschen Gerichtsverfahrens ein wichtiges, bis dahin kaum bekanntes Gebiet aufgedeckt, so hat er noch am Abend eines ungewöhnlich langen Lebens und mit ungeschwächter Geisteskraft jenes umfassende Werk geschaffen, welches, das einzige dieser Art, unser ganzes Gemeindeleben, oder die Geschichte der Marken-, der Hof-, Dorf- und Städteverfassung darlegt.

Ein vielseitig gebildeter Gelehrter war der vor wenigen Jahren uns entrissene Friedrich Kunstmann, der, obwohl geistlichen Standes, der juristischen Facultät lange Zeit angehörte. Seine

an Ort und Stelle erworbene Kenntniß der portugiesischen Literatur zu verwerthen, hat er nicht lange genug gelebt, und nur einzelne, in Zeitschriften zerstreute Aufsätze sind als Zeugnisse derartiger Studien von ihm zurückgeblieben. Und so konnte er auch, mitten in seinen Arbeiten abgerufen, von seiner seltenen und mühsam erworbenen Kenntniß der kanonischen Rechtsquellen und ihrer Geschichte nur spärliche Früchte hinterlassen.

Soll ich dann der Theologen gedenken, so drängt vor allem ein Name sich auf die Lippen derer, welche Landshut in seinen guten Tagen gekannt haben. Dort leuchtete damals das milde, freundliche Gestirn Johann Michael Sailer's, des Mannes mit dem liebevollen Herzen und der feinen Menschenkenntniß, der in so seltenem Grade jüngere Männer an sich zu ziehen und mit Begeisterung für den Priesterberuf zu erfüllen verstand. Sailer hat nicht eine gelehrte Schule gestiftet, aber er hat eine zahlreiche Schaar treuer, von seinem milden und frommen Geiste angewehter Schüler aus Nord und Süd gebildet, und so ist der wohlthätige Einfluß, den er durch diese Männer, sowie durch seine warmen, mit edeln religiösen und sittlichen Gedanken erfüllten Schriften weithin geübt, auch jetzt noch nicht erloschen.

Dann hatten wir in München Joh. Adam Möhler, welchem alle Stimmfähigen in Europa das Zeugniß gaben, daß er der erste unter den lebenden Theologen seiner Kirche sei. Wir hatten Klee, Stadelbaur, Reithmayr, des im blühenden Alter hinweggenommenen Moraltheologen Bernhard Fuchs nicht zu vergessen. Damals durfte man hoffen, daß durch diese Männer und ihre Geistesverwandten in Tübingen, Bonn, Freiburg, Breslau, Münster, eine wahrhaft deutsche und universale, den andern Wissenszweigen in Ernst und Wahrhaftigkeit der Forschung ebenbürtige Theologie sich ausbilden werde.

Indem ich mich den Lehrern und Forschern im Gebiete der philologischen und historischen Disciplinen zuwende, tritt mir zuvorderst die uns allen noch tief eingeprägte, ehrwürdige Gestalt von Friedrich Thiersch entgegen; als feinsinniger Kenner des

griechischen Alterthums in Sprache, Poesie und bildender Kunst, als Pädagoge und Aesthetiker darf er wohl den Ehrentitel praeceptor Bavariae führen, in dem Sinne, wie Melanchthon der Präceptor Deutschlands hieß: aus seiner Schule sind unsere besten Gymnasiallehrer hervorgegangen; seine Werke aber gehören der deutschen Gesammtliteratur an.

Ihm stellt sich zur Seite Andreas Schmeller, den Bayern in dreifachem Sinne den seinigen nennen kann. Seine Arbeiten über die deutschen Mundarten sind bahnbrechend geworden; ihm vorzüglich ist es zu verdanken, daß dieser Zweig der Sprachgelehrsamkeit zu wissenschaftlicher Gediegenheit sich erhoben hat, und wir dürfen sagen, daß er der Schöpfer einer wissenschaftlich gestalteten deutschen Dialektologie geworden ist.

Wenige unserer hinübergegangenen Collegen haben sich so tief und fest in das Gedächtniß der Lebenden eingegraben, als Ernst von Lasaulx, der Mann, dessen lichtvolle Vorträge die jungen Ankömmlinge an unserer Hochschule zu orientiren und zu begeistern pflegten, und dessen Schriften in ihrer gedrängten, künstlerisch gestalteten Form einen nach hohen Zielen ringenden, mit der Geistes-Substanz des classischen Alterthums genährten Geist offenbaren.

Nicht ohne Wehmut gedenke ich ferner des allzu früh uns entrissenen Kaspar Zeuß, dessen erste Leistungen sofort zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigten. Seine celtische Grammatik war ein Meisterwerk des mit eindringendem Scharfsinn gepaarten Forscherfleißes, und bildet noch jetzt die Grundlage aller Untersuchungen auf diesem Gebiete, wie denn auch sein vortreffliches Buch: „Die Deutschen und die Nachbarstämme", noch jetzt, nach dreiunddreißig Jahren, der bewährteste Führer in diesem dunkeln und verworrenen Gebiete bleibt.

Wenn in Zeuß der Philolog den Historiker überwog, so fand in Philipp Fallmerayer, der uns einige Zeit angehörte, das umgekehrte Verhältniß statt. Wie verstand es dieser Mann, Licht und Klarheit in die dunkelsten Partieen der byzantinischen

Geschichte zu tragen! Und zugleich war er in seinen Tagen, durch Beobachtung an Ort und Stelle, der vorzüglichste Kenner der moslemischen Welt; lange noch werden seine Schriften eine Fundgrube für Kenntniß und Verständniß der Menschen und Dinge im Osmanenreiche bleiben.

Im Gebiete der orientalischen Sprachen und Literaturen haben wir drei Männer aufzuweisen, deren Namen unter ihren Fachgenossen von bestem Klange sind. Einige Jahre wirkte hier Othmar Frank, der mit unter den ersten Begründern der Sanskrit-Studien in Deutschland sich befand. Friedrich Windischmann lehrte zwar nur vorübergehend an der Hochschule, aber die Schriften, durch welche er geraume Zeit die Kenntniß der indischen Philosophie, der asiatischen Mythengeschichte und die Erforschung des Zoroastrismus förderte, gehören zu den werthvolleren Leistungen auf diesem Gebiete. Länger gehörte Karl Friedrich Neumann uns an, dessen Studien und Schriften mit Vorliebe dem indo-brittischen Reiche, der chinesischen und der armenischen Sprache und Literatur zugekehrt waren.

Nicht ungenannt dürfen ferner jene lange schon hinübergegangenen Männer bleiben, welche, wie von Dresch, Mannert, Thomas Rudhart, Buchner das Feld der deutschen und speciell der bayerischen Geschichte, zu bleibendem Gewinne der Wissenschaft, angebaut haben, wie denn Buchner's großes und mühsames Werk noch lange eine Fundgrube bleiben wird für alle, die sich mit Bayerns Vergangenheit beschäftigen.

In dem Gebiete, auf welchem die Wissenschaft unmittelbar in's staatliche und sociale Leben eingreift, dürfen wir uns rühmen, einen Mann von der hohen Bedeutung Friedrich Wilhelm Hermann's besessen zu haben. Ich glaube, Hermann ist von jedem, der ihn näher gekannt, auch bewundert worden, selbst von Gegnern. Ein urkräftiger Geist, von der vielseitigsten und seltensten Begabung, hatte er sich aus dem Drucke ärmlicher Jugendverhältnisse kühn und beharrlich emporgearbeitet, und verdankte, was er war und errang, nie der Gunst der Umstände, stets nur seiner eisernen

Arbeitskraft und der Genialität seines, allen Dingen auf den Grund blickenden Geistes. Ihn wird man künftig unter die classischen Autoren der deutschen Nationalökonomie und seine „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen" zu den Werken rechnen, welche am meisten zur Weiterentwicklung dieser Wissenschaft beigetragen haben.

Wie ein ehrwürdiger Patriarch der Vorzeit steht Franz v. Paula Schrank an der Spitze der Männer, welche in Landshut sich dem Lehramt der Naturwissenschaften widmeten. Bis in's höchste, selten erreichte Greisenalter unermüdlich arbeitsam, stets mit der Feder in der Hand gefunden, literarisch-fruchtbar wie wenige, ist er, man darf fast sagen, der Vater der descriptiven Naturwissenschaft in Bayern geworden und hat Tausende von Schülern zur Beschäftigung mit Botanik und Zoologie ermuntert. An seine Stelle trat in München Heinrich von Schubert, ein unzähligen Deutschen in Nord und Süd noch jetzt theurer Name, dessen anziehende und liebenswürdige Persönlichkeit in seinen Schriften sich abspiegelt und den Leser wohlthuend berührt. Schubert verstand es, das gesammte Gebiet der Natur mit einem alles vergeistigenden, alles in eine höhere Einheit teleologisch zusammenfassenden Blicke zu verklären, und in jedem Gebiete gleich verständlich und überredend, zu den Gelehrten wie zum Volke und zur Jugend zu sprechen.

Ein Geist von sehr verschiedener Richtung, aber ein mächtiger, scharf beobachtender Geist, den auch die gewaltigste Stoffmasse nicht zu erdrücken oder zu verwirren vermochte, war Oken. Er allein hat es nach Linné unternommen, das gesammte Gebiet der descriptiven Naturwissenschaft in einem umfassenden Werke zu bewältigen.

War Oken an unserer Hochschule nur eine kurze, vorübergehende Erscheinung, so hat dagegen der Chemiker Johann Nepomuk Fuchs in Landshut und München eine lange und in hohem Grade gedeihliche Wirksamkeit entfaltet. Nicht durch größere gelehrte Werke, wohl aber durch nützliche Entdeckungen wird

sein Name in der Geschichte der Chemie unvergeßlich sein, und für alle Zeiten zu den Zierden Bayerns gerechnet werden.

Fast ein halbes Säculum hat an unserer Hochschule Philipp von Martius das durch die neuere Entwicklung so sehr erweiterte und vertiefte Fach der Botanik vertreten, und als ein Mann von umfassendem, stets strebendem Geiste weit über dasselbe hinausgegriffen in das Gebiet der Ethnologie und der allgemeinen Naturkunde. Seine brasilianische Reise, seine lebendigen und anziehenden Schilderungen der Natur in den Tropenländern, seine Beiträge zu der wesentlich durch ihn geförderten neuen Wissenschaft der Pflanzengeographie — alle diese Früchte eines langen, arbeitsamen Lebens sichern ihm einen hohen Rang unter den deutschen Naturforschern.

Dann erfreuten wir uns für einige Jahre eines berühmten und erfindungsreichen Collegen, des Physikers Karl August Steinheil, welchem die elektro-magnetische Telegraphie so vieles verdankt. Länger wirkten unter uns die Chemiker Vogel und Buchner, der Botaniker Zuccarini, der Zoologe und Paläontologe Joh. Andreas Wagner, Schubert's Freund und Schüler.

Was dann — um von der bewußtlosen Natur zur menschlichen, von der Thier- und Pflanzenwelt zur Erforschung des gesunden und kranken Menschen überzugehen — Röschlaub für Pathologie, Tiedemann und mein Vater für Anatomie und Physiologie geleistet haben, das ist nicht verloren und wird in der Geschichte dieser Wissenschaften seinen Platz einnehmen. In der praktischen Medicin aber haben früher Grossi, später und bis vor kurzem Pfeufer, weniger durch Schriften als in Folge des allgemeinen, wegen der zutreffenden Schärfe ihrer Diagnose ihnen gezollten Vertrauens, einen weiten Kreis dankbarer Schüler sich gebildet.

Und nun, indem ich den Blick zur Gegenwart und zu den Lebenden zurücklenke, erfüllt mich der eine Gedanke, den ich mit dem Worte des Psalmisten andeute: „Die Meßschnur fiel mir in lieblicher Gegend und das Besitzthum gefällt mir“. (Psalm 16, 6.)

Deutschland und seine Hochschulen! Wir sind endlich einmal mit vollem Rechte, auch nach dem Urtheil der andern Nationen, stolz auf unser Vaterland, und, ich darf wohl sagen: das Vaterland ist auch stolz auf seine Universitäten. Die Männer, die uns vorangegangen, haben uns diese Lorbeeren erworben, an uns ist es, sie unverwelkt, unbefleckt den Nachkommen zu überliefern.

Es erhöht unser Dankgefühl gegen Gott, wenn wir uns erinnern, was einsichtige, vor- und rückwärts schauende Männer, an Deutschlands Zukunft verzagend, vordem geäußert haben.

Konnte doch im Jahre 1812 Graf Reinhard, von Kassel aus, einem Freunde schreiben: „Diese zerknickte und zersplitterte Nation hat durchaus nichts von sich selbst zu erwarten";* — ja noch im Jahre 1859 klagte Jakob Grimm: „Wie getrübt liegt der Schluß meines Lebens vor mir, der ich als Jüngling und im Mannesalter mich immer dem freudigsten Glauben an die Größe des Vaterlandes hingegeben habe".**

Wir dagegen blicken jetzt festen Muthes und ruhigen Vertrauens in die Zukunft; denn die Sehnsucht nach dem Reiche, die allen Deutschen tief in's Herz gegraben war, ist erfüllt; wir sind stark und politisch einig, und warum sollten wir nicht hoffen, daß auch die schwerere Aufgabe uns zu lösen gelingen werde — nicht hoffen, daß wir auch da noch einmal zur Versöhnung und Eintracht durchdringen könnten, wo die Trennung am tiefsten und störendsten eingreift in das Leben: auf dem Boden der Kirche und des religiösen Bekenntnisses.

Wäre es doch falsche Demuth, wenn wir es verkennen oder verschweigen wollten, was die Organe anderer Nationen, wenigstens da, wo nicht gerade eine deutsch-feindliche Aufregung herrscht, willig zugestehen: daß nämlich wir Deutschen in der Welt und im Kreise der Völker mehr Lehrer als Schüler zu sein berufen sind, weil uns im Ganzen und Großen die reichste Fülle des

* Raumer's hist. Taschenbuch 1846. S. 245.
** Allg. Zeitung 17. Jan. 1871.

Wissens, die umfassendste, auf unserem Boden erwachsene Literatur zu Gebote steht. Nur wollen wir dabei nicht vergessen, daß wir diese Höhe erklommen haben, indem wir, offenen Sinnes und aller nationalen Eitelkeit baar, gerne auch jenseits unserer Landesgrenzen in die Schule gingen, und fremde Ueberlegenheit anerkennend, von ihr zu lernen nicht verschmähten. Der deutsche Geist ist, wie die deutsche Sprache, in höherem Grade empfänglich und assimilationsfähig. So hat, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Italien, im siebzehnten Jahrhundert Frankreich auch unter den Deutschen das geistige Scepter geführt, und nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts haben wir uns, zu großem Gewinne, der englischen Pädagogie anvertraut, und in Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, in der Staatswirthschaft, selbst in der Philologie, gar viel von den englischen Meistern gelernt. Damals meinte man in Europa: die Deutschen hätten an Früchten der Erkenntniß wenig oder nichts zu bieten. Jetzt hat sich das Verhältniß umgekehrt: wir geben mehr, als wir empfangen.

Möge nur der Vorzug uns Deutschen bleiben, daß es auch künftig Männer unter uns gebe, beseelt von jener keuschen, uneigennützigen und aufopfernden Liebe zur Wahrheit, welche nie ermüdet, so lange noch eine Ungewißheit zu überwinden, ein Dunkles zu erforschen bleibt, welche beharrlich tiefer und tiefer gräbt, bis ihr volle, oder doch die hienieden erreichbare Klarheit entgegenstrahlt. Jene echte Liebe zur Wahrheit möge stets auf unseren Hochschulen Organe finden, welche auch dann nicht erkaltet, wenn sie inne wird, daß sie Erfolg in der Gegenwart nicht hoffen dürfe, daß Sieg und Anerkennung erst jenseits der eigenen Lebensfrist liegen.

Bleiben wir aber auch eingedenk unseres Berufes, der straffen Centralisation zu wehren, welche alles Blut zum Herzen führt und die Glieder kalt werden läßt. Schon durch ihr Dasein sind die deutschen Hochschulen überall Bollwerke gegen die Tendenz zur Centralisation. Sie verbreiten, über ganz Deutschland zerstreut, ihren anregenden Einfluß bis in die entlegensten Ge-

genden, und darum ist uns der Begriff der Provinz, worunter der Franzose sich eine dumpfe, der geistigen Anregung entbehrende Existenz vorstellt, unbekannt. In Frankreich, der Heimath dieser Richtung, wo sich die großartigste Centralisation ausgebildet hat, ist sie nur dadurch so übermächtig geworden, daß die Provinzen längst schon geistig verarmt, und ihre Universitäten, wie die zu Toulouse, Bourges, Orleans, Caen, Besançon, zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken waren. Dagegen kann und soll auf den deutschen wissenschaftlichen Anstalten jede berechtigte Eigenart der einzelnen deutschen Stämme ihre Vertretung und Pflege finden. Möge daher keine unserer kleinen Universitäten verschwinden. Wir haben nicht eine einzige zu viel. Jede hat ihre eigene Mission zu erfüllen. Ein greiser, mit deutscher Wissenschaft wohlbekannter Staatsmann, der lange Frankreichs Geschicke gelenkt, hat kürzlich in einer Pariser Gesellschaft geäußert: Wenn man Frankreich zwölf Universitäten, wie sie in Deutschland bestehen, geben könnte, das würde mehr als alles andere zur Wiedererhebung der tief gesunkenen Nation dienen. Niemand konnte besser als er wissen, wo der eigentliche Grund der vielen Schäden liege, an denen dieses Volk so schwer leidet.

Noch eines liegt mir auf dem Herzen: Wir Deutschen haben oft bewiesen, daß wir bessere Einrichtungen anderer Nationen bereitwillig anerkennen und von ihnen entlehnen. Den Franzosen gegenüber sind wir hierin nur allzu vertrauensvoll und unkritisch gewesen. Wir halten alle, glaube ich, den gegenwärtigen Zustand unserer höheren Bildungsanstalten nicht für unübertrefflich. Von nothwendigen Reformen ist bis in die jüngste Zeit viel geredet und geschrieben worden. Sollten wir nicht einmal einen vergleichenden Blick auch auf die Hochschulen stammverwandter Völker werfen und in diesem Spiegel das, was uns mangelt, beschauen? Wir finden im ganzen Westen, in Frankreich, England, Nordamerika, das Collegiensystem. Die höheren Schulen sind nicht bloß Lehr-, sondern auch Erziehungs-Institute. Von den Bursen, die früher auf unseren Uni-

versitäten bestanden und meist nur zuchtlose Herbergen waren, sind sie völlig verschieden. Das französische Collegienwesen, mit militärischem Zuschnitt, mehr auf Dressur, als auf Weckung und Leitung des Wissenstriebes berechnet, bietet uns Deutschen nichts lockendes; es wird selbst von einsichtsvollen Franzosen als eine verfehlte Einrichtung, ja als eine der Quellen des nationalen Verfalls beklagt. Ganz anders aber steht es in England und in den Vereinigten Staaten. In Amerika, sagt ein Kenner*, würde man eine so unbeschränkte Freiheit, wie sie auf deutschen Universitäten herrscht, für unpraktisch und gefährlich halten. Man ist der Ansicht, daß der Jüngling in Zucht gehalten werden müsse, damit er als Mann die Freiheit vernünftig genießen könne. Die gleiche Ansicht herrscht in England: nie bin ich einem gebildeten Engländer begegnet, der nicht die Collegien und Hallen seiner Hochschulen für einen wichtigen Vorzug seines Landes erachtet hätte, wie denn auch die Jünglinge selbst zum größten Theil das Leben in den Collegien, ungeachtet der Zucht und Beschränkung, der sie unterworfen sind, dem ungebundneren Leben in der Stadt vorziehen. England hat in jüngster Zeit in manchen Beziehungen unsere akademischen Einrichtungen zum Muster genommen, und in Folge davon ist eine große Umgestaltung des Lehrwesens, besonders durch Vermehrung der Curse und Vorträge, eingetreten. Sollten wir nicht auch, diesem Beispiele folgend, das englische Collegiensystem uns in einer unseren Zuständen entsprechenden Weise anzueignen suchen? und würden nicht Tausende — Väter, Mütter, Söhne — uns dafür danken? Es muß mir genügen, den Gedanken angeregt und allen unsern Gästen von nah und ferne zur Erwägung empfohlen zu haben.

Die deutschen Universitäten haben, gleich unserem Volke, Zeiten tiefer Demüthigung, harter Buße durchlebt. Nicht unverdient: hatten doch auch sie sich schwer versündigt; denn ihnen vor allen wäre es obgelegen, patriotische Gesinnung und

---

* Schaff, Amerika. 1854. S. 43.

Willenskraft, das Gefühl für National-Ehre, politische Einsicht in den höheren Klassen der Nation zu wecken und zu pflegen. Doch jene Zeiten sind vorbei; unsere heutigen Hochschulen trifft kein derartiger Vorwurf mehr. Auch jener übermäßige Idealismus und Kosmopolitismus, an welchem Deutschland ehemals krankte, als es gar zu geneigt war, vor selbstloser Anerkennung der Vorzüge anderer Nationen, die eigenen Güter zu vergessen und also auch die Pflege derselben zu versäumen — auch diese Krankheit ist überwunden. Jetzt liegt uns ob, der Selbstüberhebung, dem allzu sicheren Vertrauen auf die bewiesene Stärke und die blutig errungenen Lorbeeren, mit allen Waffen des Geistes entgegen zu wirken. Und noch eines liegt uns allen ob. Bei der Uebermacht, welche die Naturwissenschaften in unseren Tagen erlangt haben, bei der weiten und raschen Verbreitung vereinzelter Notizen aus diesem Gebiete und der um sich greifenden Halbbildung, besteht unleugbar die Gefahr, daß die sensualistische und naturalistische Denkweise alles überwuchere und den Geist der Nation verflache. Wäre wirklich ein so tiefer Fall uns beschieden, daß, auf einige Zeit wenigstens, der Genius Deutschlands eingeschlossen würde in dem Gefängniß ohne Licht, Luft und Raum, welches man Materialismus nennt, dann wäre dieß ein sicherer Vorbote von der Nähe unseres nationalen Zusammensturzes. Aber nur dann könnte das geschehen, wenn die deutschen Hochschulen von sich und ihren Ueberlieferungen abfielen, und in trägem Stumpfsinne ihre besten Güter preisgebend, eine Schuld auf sich lüden, schwerer als jede frühere. Wir hoffen besseres: die Universitäten werden die feste Mauer bilden, vor der diese Strömung stille stehen und sich brechen wird. Lasset uns nur in reinem wissenschaftlichen Sinn und treuer Hingebung unermüdet fortbauen an dem einen Tempel, dem Tempel der Wahrheit; er wird zugleich ein unvergängliches, allen Schicksalswechsel überdauerndes Monument der Ehre und Größe Deutschlands sein.

II.

Gedenkworte und Gedächtnißreden.

Nach dem Herkommen der Münchener Akademie der Wissenschaften wird von den drei Classensecretären in einer der öffentlichen Sitzungen — regelmäßig am Stiftungsfest (28. März) — ein kurzer Nekrolog auf die während des vorangegangenen Jahres verstorbenen Mitglieder der Classe vorgetragen. Auf den folgenden Blättern ist nun zunächst eine Anzahl Nekrologe zusammengestellt, welche ich in der Zeit, da ich das Amt eines Secretärs der historischen Classe verwaltete — von Ende des Jahres 1860 bis zum Mai 1873 — zu halten hatte. Neben Koryphäen der Wissenschaft befinden sich unter den Mitgliedern der einzelnen Classen natürlich auch solche, welche mehr irgend einem speciellen Verdienst um die Akademie oder anderen zufälligen Umstand ihre Wahl verdanken, als ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen. In nachstehendem Wiederabdruck meiner Nekrologe aus den Sitzungsberichten der Akademie habe ich deshalb einzelne, auf minder bedeutende Gelehrte, weggelassen; andere sind geblieben, entweder weil sie nicht wohl aus der Verbindung mit den Gedenkworten auf gleichzeitig verstorbene berühmtere Collegen zu lösen waren, oder weil ich glaubte, Bemerkungen von allgemeiner Art, zu welchen jene Nekrologe mich veranlaßt hatten, eine gewisse bleibende Bedeutung beimessen zu dürfen. — An diese Nekrologe schließt sich eine im Auftrag der Gesammtakademie auf den hochseligen König Maximilian II. von Bayern im Jahre 1864 gesprochene Gedenkrede, endlich eine Reihe von Gedächtnißreden, welche ich in den Jahren 1874 bis 1885 als Vorstand der Akademie einzelnen besonders hervorragenden Mitgliedern zu widmen hatte.

1861.

v. Savigny — Gfrörer — Fallmerayer.*

Die historische Classe der Akademie hat im abgelaufenen Jahre drei ausgezeichnete Gelehrte verloren: Savigny, Gfrörer und Fallmerayer.

Das Leben Friedrich Karl von Savigny's, welches sich am 27. October dieses Jahres im 83. Lebensjahre geschlossen hat, gleicht in seinem ehrenvollen Verlaufe einem Strome, der rein, dem Felsen entquollen, breiter und breiter anschwellend, mancherlei Länder und Gebiete durchfließend, und alle segnend und befruchtend, immer frisch und ungetrübt, zuletzt in den Ocean sich ergießt. Daß dieser Mann nicht nur unserer Akademie, sondern, wenn auch nur kurze Zeit, Bayern und unserer Hochschule (1808 bis 1810 in Landshut) angehört hat, das rechnen wir uns alle zur Ehre. Die halbhundertjährige Wirksamkeit dieses Mannes als Lehrer und Schriftsteller gehört zu dem bedeutendsten, was auf dem wissenschaftlichen Gebiete im neueren Europa vorgekommen ist, und nicht mit Unrecht hat man geäußert, daß er in der Rechtswissenschaft gewesen sei, was Alexander v. Humboldt in den Naturwissenschaften. Er war, nicht der Gründer, wohl aber das Haupt, der Meister der sogenannten historischen Schule in der Jurisprudenz, und der Einfluß dieser Schule, durch welche die Wissenschaft eine Umwandlung erfahren, hat selbst auf das nationale Bewußtsein der Deutschen mächtig eingewirkt, hat die Nation gelehrt, die Gegenwart stets in der Verbindung mit der Vergangenheit aufzufassen. Savigny war es, der dem römischen Rechte seine bleibende Bedeutung anwies, nämlich die, in seiner formellen Vollendung und logischen Durchführung, Muster und Vorbild moderner Rechtswissenschaft zu sein. Savigny war es, der jene falsche, lange Zeit von so vielen Juristen getheilte Vorstellung gründlich überwand, als ob das Recht, wie Thibaut es nannte, eine juristische

* Nekrologe, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung vom 28. November 1861.

Mathematik sei, über welche die Jahrhunderte und die nationalen Eigenthümlichkeiten keine Gewalt hätten. Savigny endlich war es, der dem Wahne ein Ende machte, als ob die rechtsgeschichtlichen Forschungen nur Bemühungen einer müßigen Erudition seien, bei denen am Ende nichts praktisch brauchbares herauskomme. Durch ihn erst haben die deutschen Juristen und Historiker gelernt, wie sich das heutige römische Recht zu dem alten, ursprünglichen verhalte; wie der germanische Geist, die Praxis der Gerichtshöfe, oder auch ein modernes philosophisches Naturrecht, die altrömischen Rechtsideen umgestaltet, beschränkt, erweitert habe. Bis auf Savigny hatte man nicht geahnt, daß sich trockne juristische Materien mit solcher Klarheit und Eleganz der Darstellung, mit einer so einfachen und doch so kunstreichen und sicheren Auslegung der Quellen behandeln ließen, daß die Fortschritte in der Geschichte und classischen Philologie mit so glücklichem Erfolge der Rechtswissenschaft dienstbar gemacht werden könnten. Seinem Beispiele vorzüglich und dem Eichhorn's verdanken wir es, daß in Deutschland seit 40 Jahren so viele Gelehrte das Studium der Jurisprudenz mit dem der Geschichte verbunden, das eine durch das andere befruchtet haben.

Hiebei kam es nun der Wissenschaft sehr zu Statten, daß zwei Männer wie Savigny und Niebuhr durch enge Bande der Freundschaft wie der Geistesverwandtschaft mit einander verknüpft waren, jeder vom andern lernte, jeder, durch seine Anregung und Mittheilung, den andern förderte. Niebuhr hat daher in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner römischen Geschichte mit Wärme geredet von „jenem einst genossenen Glücke, wo im Gespräch mit Savigny der entscheidende Punkt licht hervortrat". Auch eine andere Größe deutscher Wissenschaft, Jakob Grimm, hat in der Zueignung seiner deutschen Grammatik an Savigny bekannt, daß er als sein Zuhörer erst ahnen und begreifen gelernt habe, was es heiße, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere.

Wirklich gibt es nur sehr wenige Männer in Deutschland,

deren Leistungen auf dem Lehrstuhle mit denen Savigny's verglichen werden, sehr wenige, die eine solche Zahl bedeutender und stets ergeben bleibender Schüler aufweisen könnten. Dazu gehörte ein so seltener Verein von Eigenschaften des Geistes und des Körpers, die würdevolle Anmuth seiner Persönlichkeit, die ruhig fortfließende, durchsichtig klare Beredsamkeit seines Vortrags, seine Methode, den Zuhörer die ganze Entwicklung, den Proceß der Forschung, durch welchen er, der Lehrer, zu seinen Einsichten gelangt war, mit durchmachen zu lassen. Alles dieß mußte junge strebsame Männer gewaltig ergreifen, mußte gleich von vornherein der herkömmlichen Ansicht, mit der so viele in das juristische Studium eintreten, daß dieses Fach das trockenste und unerquicklichste von allen sei, siegreich entgegenwirken; und wenn man nun seine besondere Gabe mit jungen Männern umzugehen, sie zu ermuntern und mit Vertrauen zu ihm zu erfüllen, hinzunimmt, so erklärt sich die große Zahl seiner treuen, in ganz Deutschland verbreiteten Jünger; es erklärt sich auch die standhafte Neigung und Ausdauer, mit welcher Savigny dem öffentlichen Lehrstande bis in sein vorgerücktes Alter treu blieb; denn erst dann entsagte er der akademischen Wirksamkeit, als der ehrenvolle Ruf an ihn erging, als Staatsminister die Revision der preußischen Gesetzgebung zu leiten.

Savigny's erste, jugendliche Schrift: „das Recht des Besitzes" — in 30 Jahren 6 Auflagen — gilt noch jetzt als ein Muster für die richtige Methode der Bearbeitung des römischen Rechts. Aber das Werk seiner Liebe und zugleich der mühsamsten, großartigsten Forschung war die „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter". Wie das römische Recht sein erstes Leben beschlossen, wie es, theilweise verborgen, nach dem Falle des Reiches fortgewirkt hat und in den germanischen Reichen fortwährend praktisch angewandt wurde, wie es endlich, zum deutschen Volke übergehend, eine Auferstehung feierte, ein zweites Leben begann, das hat Savigny zum ersten Male dargestellt, und dem alten Wahne, als ob im zwölften Jahrhundert das römische

Recht neu entdeckt worden sei, ein Ende gemacht. Die ganze, so reiche geschichtliche Literatur unserer Zeit hat wenige Werke aufzuweisen, welche so bahnbrechend gewirkt haben, wie diese Leistung. Die zwei ersten Bände namentlich hat doch wohl jeder Historiker gelesen, studirt, reiche Nahrung für das Verständniß des früheren Mittelalters daraus geschöpft.

Savigny hat ferner fast jedes Jahr, von 1815 bis 1842, durch eine Untersuchung über eine schwierige nnd anziehende Frage der historischen Jurisprudenz oder der Verfassungsgeschichte bezeichnet. Diese Abhandlungen, meist in der von ihm begründeten „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" niedergelegt, sind kleine Meisterstücke: die Frage wird klar und präcis hingestellt, die Beweisführung ist eben so natürlich als scharfsinnig, mit logischer Gedrängtheit durchgeführt; das Resultat ist fast immer eine neue Entdeckung. Sie finden sich zusammengestellt in den 1850 erschienenen 5 Bänden seiner „vermischten Schriften." Gedenken wir endlich seines 1840 begonnenen, aber mit 8 Bänden unvollendet gebliebenen „Systems des heutigen römischen Rechtes." Hier liegt der Nachdruck auf dem Worte heutig; es ist wieder die durch historische Forschung zu ermittelnde Erkenntniß, was in dem heutigen Rechte römischen Ursprungs, und was hievon in unsern Rechtszuständen noch lebendig oder bereits abgestorben sei, welcher dieses Werk dienen soll. Und so muß man sagen, Savigny's ganzes Leben war so enge verknüpft mit dem Entwicklungsgang der deutschen Rechtswissenschaft, daß eine Schilderung seines Lebens zugleich eine Darstellung der Geschichte dieser Wissenschaft in dem gleichen Zeitraume werden muß.

Eine kürzere Laufbahn als Fallmerayer und Savigny war Gfrörer beschieden. Er ist 58 Jahre alt gestorben, und sein Lebensgang ist mit wenigen Worten gezeichnet.

Gfrörer hatte sich in Tübingen für protestantische Theologie gebildet, aber eine Reise nach Italien gab seinem Leben eine andere Richtung; nach seiner Rückkehr ward er, erst 27 Jahre alt,

Bibliothekar der schönen und reichen Stuttgarter Bibliothek, später Professor der Geschichte in Freiburg. Nur einmal, im Jahre 1848, wurde sein einfaches Gelehrten- und Schriftstellerleben durch seine Wahl in's Frankfurter Parlament unterbrochen. Sein erstes bedeutenderes Werk, die „Geschichte des Urchristenthums“ war noch die Frucht der in Tübingen getriebenen theologischen Studien und der in Baur's Schule empfangenen skeptischen Anregungen. Der Zeit nach traf es nahe zusammen mit dem bekannten Werke von Strauß, und beide Bücher sind gewissermaßen Kinder eines Vaters, nämlich Baur's in Tübingen; nur ist Gfrörer's Werk viel selbstständiger und eigenthümlicher als das von Strauß. Es überraschte durch eine Fülle jüdisch-rabbinischer Erudition, die freilich historisch und kritisch gar nicht gesichtet war. Aber daß die Genesis religiöser Ideen nicht das Gebiet sei, in welchem Gfrörer zu glänzen bestimmt war, das zeigte sich schon in diesem Buche. Seine „Geschichte Gustav Adolph's“, 1837 und, in zweiter umgearbeiteter Auflage, 1844, war weniger ein Werk eigner Wahl, als ein durch die Zeitumstände und buchhändlerische Anerbieten ihm aufgedrungener Stoff. Doch behandelte er ihn mit Liebe, und sein Buch ward, besonders in der neuen Umarbeitung, eine historische Apologie der kaiserlichen Macht- und Einheitsbestrebungen in Deutschland. Gfrörer unternahm dann eine ausführliche „Kirchengeschichte“ zu schreiben. Er kam in 6 Bänden bis in's elfte Jahrhundert. Es fehlt nicht an Quellenforschung in diesem Buche; aber warm wurde der Verfasser, anziehend und belehrend wurde sein Werk erst in den Zeiten nach der Völkerwanderung, als die Kirche eine social-politische Macht und die Mutter oder Pflege-Amme der neuen Staatenbildungen wurde. Die politische Seite der Kirche in's Licht zu setzen, die großen Kirchenmänner jener Jahrhunderte als staatskluge Minister und Regenten aufzufassen, das war es, was er verstand und was er liebte.

Mit Begeisterung pflegte er mit seinen Freunden, selbst im Familienkreise, von den Männern der Kirche zu reden, deren staatsmännische Weisheit er im anhaltenden Studium der Quellen

entdeckt zu haben glaubte. Es waren die Zeiten vom achten bis zum elften Jahrhundert, deren Erforschung und Darstellung er nun sein ganzes noch übriges Leben (1846—1861) widmete. Seine „Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger" in 2 Bänden löste die schwierige Aufgabe, das verwirrte und spröde Material der Chroniken zu einem lebensvollen, gut zusammenhängenden Ganzen zu verarbeiten, mit seltenem Glücke. Aber freilich treten auch die Fehler des Geschichtschreibers in diesem Werke recht fühlbar hervor, und eine scharfe Kritik, wie sie Wenk an diesem seinem Buche geübt hat, konnte ihm nicht erspart werden. Seine Fehler waren: das Nachhelfen- und Ergänzenwollen, wo die Quellen nicht ausreichten oder ihm nicht auszureichen schienen, das Unterschieben von politischen Motiven und Berechnungen, die im allgemeinen jener Zeit fremd waren. Gfrörer sieht zu viel planmäßiges in dem Wirken jener Männer, hilft der Geschichte, dem Zusammenhang der Ereignisse, wie er sich ihn denkt, durch seine Combinationen zu sehr nach; er glaubt geheime Triebfedern zu entdecken, wo der Historiker sich vielmehr bescheiden muß, nicht mehr zu wissen, als die Quellen wirklich sagen. Gfrörer's letztes Werk: „Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter", 7 starke Bände, ist auch sein bestes und wichtigstes Werk. Mit Wahrheit konnte er am Schlusse des Vorworts zum letzten Bande sagen: 10 Jahre seines Lebens habe er, zum Theil unter herkulischen Arbeiten, auf dieses Werk verwendet, und er ahne, daß es seine leibliche Existenz, die auf die Neige zu gehen scheine, lange, lange überdauern werde. Schon wenige Wochen nachher, am 6. Juli, starb er in Karlsbad, und sichtlich hatte das unausgesetzte Arbeiten seinen Tod beschleunigt. Das Werk ist im Grunde eine ausführliche Geschichte des elften Jahrhunderts, die noch dazu vielfach in frühere Zeiten zurückgreift. Selten ist wohl ein so umfangreiches Werk zugleich mit einem so unermüdeten Forscherfleiße und mit einer solchen Wärme und von Anfang bis zu Ende sich gleich bleibenden Begeisterung durchgeführt worden.

Sehr verschieden von dem im ganzen so ruhigen und regelmäßigen Lebensgange dieser beiden Männer war das bewegte, wechselvolle Leben Jakob Philipp Fallmerayer's. Als Sohn armer Bauern 1790 unweit Brixen geboren, empfing er seine erste Bildung in Tyrol, dann in Salzburg und Landshut, diente von 1813 bis 1818 als bayerischer Offizier und nahm Theil an dem Feldzuge gegen Frankreich. Hierauf entsagte er dem Kriegerstande, um sich dem Lehrfache zu widmen; wir finden ihn in der Zeit von 1818 bis 1831 erst als Gymnasiallehrer in Augsburg und Landshut, dann als Lycealprofessor in letzterer Stadt. Nun kam die Zeit seiner großen Reisen nach dem Orient. Dreimal in der Periode von 1831 bis 1847, das erste Mal als Begleiter des russischen Generals Ostermann, durchwanderte er die östlichen Länder im weiten Umkreis vom Schwarzen Meere bis zum Nil, nebst dem illyrischen Dreieck, erforschte dort mit der Gegenwart auch die Vergangenheit, und sammelte mit scharfem, geübtem Blicke jenen Stoff, den er dann in seinen „Fragmenten aus dem Orient" und anderen Schriften verarbeitet hat. Das Jahr 1847 brachte seine Ernennung zum Professor der Geschichte an hiesiger Universität, 1848 die Wahl des eben von seiner dritten orientalischen Reise heimgekehrten Mannes in das Frankfurter Parlament, als Vertreter eines Münchner Bezirks. Dieß war die Sonnenhöhe seines Lebens, die Zeit der Anerkennung, ja der Huldigungen für ihn; er war damals einer der gefeiertsten Männer Münchens, Bayerns. Aber ein hartnäckiges Halsübel, das er von seiner letzten Reise aus dem Orient mitgebracht hatte und das ihn nie mehr ganz verließ, hinderte ihn an parlamentarischer Wirksamkeit. Unfehlbar, sagte er mir damals in Frankfurt, würde ihm, wenn er auch nur einen kurzen Vortrag halten wollte, die Stimme versagen. Welche Folgen seine Theilnahme an dem Stuttgarter Rumpfparlamente für ihn hatte, ist bekannt. Er ging damals während des gerichtlich gegen ihn eingeleiteten Verfahrens nach der Schweiz. Doch die Amnestie von 1850 gestattete ihm nach München zurückzukehren, und von da an hat

er, bis zu seinem unerwarteten, plötzlichen Tode, unter uns gelebt, beschäftigt theils mit häufigen kleineren Reisen, theils mit wissenschaftlichen Arbeiten, Abhandlungen für unsere Denkschriften, kürzeren Aufsätzen für Journale.

In seiner ersten Schrift, dem durch eine Preisfrage der Kopenhagener Akademie veranlaßten Werke über „das Kaiserthum Trapezunt" hat Fallmerayer, nach Niebuhr's Ausdruck, eine Geschichte, die hoffnungslos verloren schien, entdeckt. Wie hier schon, so mußte man an Fallmerayer's zweitem Werke, seinem Hauptwerke, der „Geschichte Morea's im Mittelalter", die Kunst und den Scharfsinn bewundern, mit welchem der Verfasser aus weit zerstreuten, großentheils sehr dürftigen Notizen und zerstückelten Nachrichten ein wohlgebildetes, zusammenhängendes Ganze, einen festen historischen Bau zu errichten verstand. Als Ergänzung kam 1835 die Schrift hinzu: „Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika?" Bekanntlich führte Fallmerayer in beiden Werken den Satz durch, die ächten Hellenen seien in der Zeit vom sechsten bis zehnten Jahrhundert von den eingedrungenen Slaven dem größeren Theile nach vernichtet worden, und auch die übergebliebenen seien mit eingewanderten Slaven und anderen Fremdlingen so vermischt, gekreuzt und zersetzt, daß sie nicht mehr als echte Nachkommen der alten Bevölkerung Griechenlands zu betrachten seien. Daraus hat sich eine lange, lebhaft geführte Controverse entsponnen, an welcher nicht nur deutsche Gelehrte, auch Griechen, Engländer, Franzosen, sich betheiligt haben. Fallmerayer hatte von Anfang an die gewichtige Stimme Hase's in Paris für sich. Der Streit ist noch nicht in letzter Instanz entschieden, und die zahlreichen Gegner sind nicht leicht zu widerlegen, wenn sie behaupten: hellenische Nationalität und Civilisation hat zuletzt den Sieg über die fremden Eindringlinge behauptet, hat die Slaven absorbirt und assimilirt; Niemand spricht heute in Griechenland einen slavischen Dialekt, alle reden Neugriechisch, welches, durchweg hellenischen

Charakters, zwar italienische und türkische Worte, aber keine oder äußerst wenige slavische in sich aufgenommen hat.

Fallmerayer ist häufig auf diese seine Lieblingstheorie zurückgekommen, und hat sie, wenn neue Angriffe oder Zustimmungen ihm die Gelegenheit boten, eben so gelehrt als scharfsinnig vertheidigt. Die Sammlung dieser vermischten, größtentheils der Kunde Griechenlands und des Orients gewidmeten Aufsätze, mit deren Ordnung und Ueberarbeitung er sich in den zwei letzten Jahren seines Lebens, von Freunden dazu ermuntert, beschäftigte, erscheint jetzt durch die Fürsorge des Herrn Prof. Thomas.* Sie wird als ein unvergängliches Denkmal eines reichen Geistes stets eines der gesuchtesten Sammelwerke bleiben und in unserer Literatur einen ehrenvollen Platz behaupten.

Fallmerayer fügte zu seinen vielen geistigen Vorzügen auch den einer seltenen linguistischen und stilistischen Begabung. Die lebenden wie die todten Sprachen, die östlichen wie die westlichen, selbst Türkisch und Persisch hatte er sich angeeignet. Mit seiner zähen Ausdauer, seinem eisernen Fleiße hatte er sich zugleich zu einem Meister des deutschen Stils emporgearbeitet; er lasse, sagte er mir einmal, nie einen Satz drucken, ohne ihn vorher lange und sorgfältig geglättet und gefeilt zu haben, und gewiß werden seine Schriften, schon um der stilistischen Vorzüge willen, in künftigen Zeiten gerne gelesen, ja studirt werden. Soll ich ihn endlich mit andern Historikern vergleichen, so möchte ich, ohne seine Originalität irgend in Frage stellen zu wollen, doch sagen: es ist der Geist Gibbon's, der auf Fallmerayer ruhte; er war ein in's Deutsche, und aus dem achtzehnten in's neunzehnte Jahrhundert übertragener, also fortgeschrittener Gibbon. Die Verwandtschaft beider liegt schon in der Wahl des Stoffes, mehr noch in der Geistesrichtung und Weltanschauung und in der Weise der Behandlung. Der Deutsche hat es zwar nicht unternommen, einen

---

* Fallmerayer, Gesammelte Werke, herausg. von Gg. Mart. Thomas. 3 Bände. Leipzig 1861.

so großartigen und kunstreichen Geschichtsbau aufzuführen, wie der Engländer; aber er übertrifft diesen an Gelehrsamkeit, an Energie des Gedankens, und an Kraft und Präcision des Stils.

1863.

Bensen — Böttiger — Voigt — Böhmer. *

Die historische Classe hat in diesem Jahre eines ihrer inländischen Mitglieder, Studienlehrer Bensen, verloren. Heinrich Wilhelm Bensen war der Sohn des Professors der Cameralwissenschaften Heinrich Daniel Bensen, der, einer der Begründer der Staatswissenschaft in Deutschland, in Würzburg, wohin ihn die bayerische Regierung berufen hatte, im Jahre 1804 starb. Sein Sohn, geboren den 12. September 1798 in Erlangen, widmete sich anfänglich dem Studium der Theologie; damals fand er einen Gönner und Lehrer an dem Orientalisten Pfeiffer, der den jungen Bensen in die Kenntniß des Orients und der orientalischen Sprachen einführte und ihn mit dem Gebrauche von Handschriften bekannt machte. Nach drei Jahren ging Bensen, dem Studium der Theologie innerlich entfremdet, nach Halle, wo ihm Kanzler Niemeyer eine Collaboratur an den Franke'schen Stiftungen gab, der gelehrte Ersch Sinn und Verständniß für Geschichte in ihm weckte. Doch nahm er bald eine Stelle als Lehrer der Geschichte und der griechischen Sprache in der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal an. Die freie Zeit, die ihm hier blieb, benützte er zu Besuchen in dem benachbarten Gotha, wo ihm besonders der belehrende Umgang mit Jakobs und mit Ukert zu Statten kam. Er hat es später gerühmt, daß der letztere es gewesen sei, der mit seinem feinen Verstande und seiner tiefen Gelehrsamkeit ihm zuerst die Tiefen der Geschichte erschlossen habe. Auch Gutsmuths hatte er viel zu verdanken.

* Der Nekrolog auf Bensen wurde in der öffentlichen Sitzung vom 28. März vorgetragen, die drei anderen am 28. November 1863.

Zu Ostern 1820 nach Bayern zurückgekehrt, bestand er den philologischen Concurs, und ward erst Collaborator, dann Vorbereitungslehrer am Gymnasium zu Erlangen. Er wollte zugleich als Privatdocent an der Universität wirken, das ward ihm aber, so lange er Studienlehrer sei, untersagt. Er scheint dieß als eine gegen ihn persönlich gerichtete Feindseligkeit betrachtet zu haben, denn er sagt in einer mir mitgetheilten kurzen Autobiographie: andern vor ihm sei dieß häufig gestattet worden, und er habe es nicht ertragen, seine Freunde, Leo den Historiker, Hermann den Nationalökonomen, ihre Laufbahn freudig fortsetzen zu sehen, habe daher seine Versetzung von Erlangen nach Ansbach nachgesucht und erlangt, im J. 1822. Aber schon ihm folgenden Jahre, 1823, ward ihm die Stelle eines Progymnasiallehrers und Subrectors in Rotenburg an der Tauber übertragen.

Hier war es, wo ein Zufall ihn in die archivalischen Studien einführte. Die Krone Württemberg verlangte im Jahre 1831 einen bedeutenden Theil der Hospital-Stiftung Rotenburgs für die abgetretenen Gemeinden des früheren Gebiets. Da vertraute die Stadt dem Dr. Bensen die rechtshistorische Deduction zur Entgegnung an. Er hatte hunderte von Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert durchzulesen und zu prüfen. Von da an verließ er das begonnene Urkundenstudium nicht mehr, empfand jetzt aber auch, bei seinem nunmehr erkannten Berufe, sich dem Anbau der deutschen Geschichte zu widmen, das Bedürfniß einer gründlichen Kenntniß des deutschen Staats- und Privatsrechts, und widmete mehrere Jahre fast ausschließend diesem Studium. Die erste Frucht seiner archivalischen und rechtshistorischen Forschungen erschien im Jahre 1833: „Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg, oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde.“ Es folgte noch eine Reihe kürzerer Aufsätze über einzelne Partieen der Rotenburger Stadtgeschichte in Zeitschriften.

Dieses erste Werk Bensen's, so gründlich und lehrreich es auch war, ist im Ganzen in Deutschland wenig beachtet worden.

Aufsehen dagegen erregte sein im Jahre 1840 erschienenes

Werk: Die „Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken". Dieses Buch, mit seiner ansprechenden Form, seiner dramatischen Anordnung des Stoffes, zeigte erst, wie ungenügend und oberflächlich die bisherigen Darstellungen jener großen Volksbewegung waren. Bensen's Arbeit hat hier bahnbrechend gewirkt; ihr hauptsächlich verdankt man es, daß der Zustand Deutschlands in jener Zeit, die Ursachen und die Tragweite jenes außerordentlichen Ereignisses, jetzt klar vorliegen. Einen Mangel des Buches hat er indeß selbst in seiner „Denkschrift" erwähnt, daß ihm nämlich eine genauere Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse abgegangen sei; von andrer Seite ist ihm vorgeworfen worden, er habe sich zu sehr als „radicalen Bauernfreund" zu erkennen gegeben. Jedenfalls tritt dieser Zug bei ihm in milderer Weise hervor, als in späteren Werken über denselben Gegenstand, z. B. in dem von Zimmermann.

Fast gleichzeitig ließ Bensen eine staatswissenschaftliche Schrift über das Lotto, und ein „Lehrbuch der griechischen Alterthumskunde, oder Staat, Volk und Geist der Hellenen" erscheinen. Ein Werk wie dieses hätte vor allem den Gebrauch einer bedeutenden Bibliothek erfordert, aber gerade in dieser Beziehung befand sich Bensen in der ungünstigsten Lage; nur aus der Ferne, von Nürnberg, Erlangen, Würzburg, und nur durch vieles Hin- und Herschreiben vermochte er sich die Bücher, deren er bedurfte, zu verschaffen, und man begreift, daß er sich dabei auf das Unentbehrlichste beschränken mußte, und selbst dieses nicht immer aufzutreiben im Stande war.

Es war ihm nicht beschieden, dieser Ungunst der Lage sich zu entziehen, nicht beschieden, das Ziel und Streben seines Lebens, eine Stellung an einer Universität oder an einem großen Archiv, jemals zu erreichen. Seine öffentliche Laufbahn blieb abgeschlossen und beschränkt auf jene unterste Stufe, welche er bereits als fünfundzwanzigjähriger junger Mann erstiegen hatte. Das Geschick hatte ihn verurtheilt, vierzig Jahre lang den schweren Stein des Schulmeisterthums zu wälzen, vierzig Jahre lang die sparsamen

Freuden und die reichlichen Leiden eines Vorbereitungslehrers zu ertragen, bis zu seinem Tode einer Handvoll Knaben die Regeln der lateinischen und der griechischen Grammatik einzuprägen. Denn nicht einmal zu einer höhern Gymnasialclasse konnte Bensen vorrücken, da ein Gymnasium in Rotenburg nicht bestand. Festgebannt in den Burgfrieden des alten Reichsstädtchens warf er vergebens sehnsüchtige Blicke nach Erlangen, nach München, nach Nürnberg. Einmal wurde unsere Akademie aufgefordert, über seine Leistungen sich gutachtlich zu erklären. Sie that es in wohlwollendem und anerkennendem Sinne, so viel ich weiß; aber auch dieser Hoffnungsstrahl erlosch bald wieder. Ein so beharrliches, glücklicherweise in der deutschen Gelehrtenwelt doch nur seltenes Mißgeschick erinnert an jenen nordischen Philosophen, der sein ganzes Leben Packhofverwalter in Königsberg blieb, oder, um ein gleichzeitiges und bayerisches Seitenstück zu erwähnen, an jenen trefflichen Heinrich Künßberg, einen der gelehrtesten und geistvollsten Juristen unserer Zeit, der eine Zierde jeder Hochschule gewesen wäre, aber eine Fülle von Kenntnissen und Geisteskräften in dem mechanischen Geschäftsleben eines Ansbacher Advokaten begrub oder verbrauchte.

Für Bensen kam noch, bei einer zahlreichen Familie und einem sehr spärlichen Einkommen, der Druck der Nahrungssorgen hinzu; und wenn wir gleichwohl wahrnehmen, wie dennoch sein Muth nie gebrochen ward, seine Arbeitslust nie erlahmte, so können wir der elastischen Spannkraft, der zähen Ausdauer des Mannes unsere Bewunderung nicht versagen. Eine nekrologische Notiz von Freundeshand, in der „Allgem. Zeitung" vom 1. Febr., meint: Bensen habe den Becher politischer Mißliebigkeit bis zur Neige leeren müssen. Ich habe allen Grund, diese Angabe für unrichtig zu halten.

Im Jahre 1841 erschien Bensen's Denkschrift: „Teutschland und die Geschichte." Sie sollte als Einleitung dienen zu dem Cyklus von historischen Monographien, die er nach und nach auszuarbeiten sich vorgesetzt hatte, sollte eine Methodik der nationalen

Geschichtschreibung sein, und bot eine geistvolle Skizze, in welcher die Hauptmomente der deutschen Geschichte für eine künftige Ausführung gezeichnet waren. Er legte auch wirklich Hand an eine vollständige Geschichte der Deutschen, mußte aber aus Mangel an Hülfsmitteln der Fortsetzung des Begonnenen entsagen.

Ein gleicher Unstern waltete über einem andern Unternehmen, einem „historisch-geographischen Atlas von Europa." Nur das erste Heft davon erschien zu Stuttgart im Jahre 1849, also in sehr ungünstiger Zeit, und weder der Verleger noch der Verfasser scheinen zur Fortführung des Werkes Neigung empfunden zu haben.

Zwei Jahre früher war ein anderes Buch von Bensen erschienen, welches unter allen seinen Schriften die meiste Beachtung, auch außerhalb Deutschlands, gefunden hat: „Die Proletarier", eine historische Denkschrift. Das Unternehmen war kühn, doppelt kühn für einen Mann in Bensen's, von literarischem Apparat so entblößter Stellung: er wollte die Lage der besitzlosen Klassen und ihren Einfluß auf die Geschichte der Völker im Alterthum, im Mittelalter, in der neuern und neuesten Zeit, anschaulich darstellen. Die Lösung eines solchen Problems hätte die Hälfte eines Lebens und den Gebrauch der reichsten Bibliothek erfordert. Bensen konnte kaum ein paar Jahre daran wenden, und mußte sich mit höchst unzureichender Literatur begnügen. Den schwächsten und dürftigsten Theil des Buches bildet natürlich das Jahrtausend von 500 bis 1500 — es ist auf 30 Seiten abgemacht; im Ganzen aber fehlt es nicht an historischem Scharfsinn und glücklichen Combinationen.

Von den Arbeiten, welche die letzten zwölf Jahre von Bensen's Leben ausfüllten, scheint vieles in unreifem Zustande geblieben zu sein, oder aus bloßen Vorbereitungen und Entwürfen bestanden zu haben. Aus seinem Munde weiß ich, daß er sich Jahre lang mit dem Plan einer bayerischen Geschichte trug. Materialien dazu oder Anfänge mögen sich unter seinen Papieren finden. Sein letztes Werk, 1858, war: „Das Verhängniß Magdeburgs", und ich meine es beklagen zu sollen, daß gerade dieses

Buch sein letztes war, daß er mit dem Eindrucke, den dasselbe hinterließ, aus der Welt schied. Denn dieser Eindruck war im Ganzen kein günstiger. Schon das Mißverhältniß zwischen dem Gegenstand, der Eroberung einer Stadt, und dem Umfang eines über sechshundert Seiten starken Buches mußte auffallen. Freilich hat der Verfasser die ganze deutsche Reichsgeschichte seit der Reformation hineingezogen: Kaulbach's Gemälde, die Zerstörung von Jerusalem, das ja auch eine Geschichte von Jahrtausenden umfasse, habe ihm, sagt er, als Vorbild dabei gedient. Aber gerade in dieser Ausdehnung tritt nun die Schwäche der Arbeit, ihr compilatorischer Charakter, ihr Mangel an Quellenforschung, um so greller hervor. Das Hauptergebniß, daß nämlich Tilly nicht die Schuld der Einäscherung trage, war vorher schon ermittelt. Das Ganze ist überhaupt Bensen's nicht würdig und scheint mir das Erzeugniß eines durch körperliche Leiden schon abgespannten und erlahmten Geistes zu sein.

Bensen's Vielseitigkeit bewährte sich noch in humoristisch-poetischen Versuchen. Ich finde unter andern zwei satirische Gedichte, von ihm selbst als aristophanische Lustspiele bezeichnet, aus früheren Jahren von ihm erwähnt: „Die Geburt des Helios oder die Philister", und: „Die Verklärung der Liebe oder die Nachteulen", weiß aber nicht, ob sie gedruckt worden sind.

Man sagt in Franken: den Weinstock baue die Hoffnung. Ich möchte von Bensen sagen: seine Bücher habe die Hoffnung geschrieben — die Hoffnung, eine bessere Wendung seines Schicksals sich noch zu erkämpfen; sie hat ihn sein Leben hindurch begleitet, hat bis zu seinem Tode ihn nicht verlassen, hat ihn auch in den trübsten Momenten nicht verzagen lassen. Und so ist sein Leben doch kein unglückliches, kein verfehltes gewesen.

Am 26. November 1862 starb Hofrath und Professor **Karl Wilhelm Böttiger** in Erlangen, correspondirendes Mitglied unserer Akademie. Sohn des berühmten Archäologen, geboren 15. August 1790 in Bautzen, am Gymnasium zu Gotha gebildet,

studirte Karl Wilhelm Böttiger seit 1808 Theologie in Leipzig und bestand selbst die theologische Prüfung, worauf er, Anfang 1812, als Hofmeister in das Haus des sächsischen Gesandten, Grafen Schönfeld, nach Wien ging. Während seines dreijährigen Aufenthaltes in der Kaiserstadt faßte er, angeregt durch den großen Fürsten- und Diplomaten-Congreß, der sich vor seinen Augen abwickelte, den Vorsatz, sich dem Studium der Geschichte zu widmen, wurde in Göttingen Heeren's Schüler, und trat 1817 in Leipzig als Privatdocent, bald nachher als außerordentlicher Professor der Geschichte auf. Im Jahre 1821 gieng er, an Meusel's Stelle gerufen, nach Erlangen, wo er nun 41 Jahre als Professor der Geschichte wirkte.

Böttiger's erste, 1819 erschienene, bedeutendere Schrift war eine Geschichte „Heinrich's des Löwen, Herzogs der Sachsen und Bayern". Die Zerstückelung seines Vaterlandes, sagt er in der Vorrede, habe ihn der neuesten Zeit entfremdet und in's Mittelalter getrieben. Bei der Wahl des Gegenstandes wirkte Hormayr's Aufmunterung mit. Eine Biographie jenes Fürsten mußte zugleich eine Geschichte des nördlichen Deutschlands von 1139 bis 1195 werden. Das Buch ist jetzt durch spätere, reifere Werke verdrängt, damals aber war es willkommen und erregte gute Erwartungen von des Verfassers weiteren Leistungen — Erwartungen, die doch später insofern nicht ganz erfüllt wurden, als Böttiger sich von der quellengemäßen Forschung und Darstellung wieder abwendete.

Zwölf Jahre nachher erschien ein Werk, das leicht das beste und dauerhafteste unter Böttiger's Hervorbringungen sein möchte: eine „Geschichte Sachsens" in 2 Bänden, als Bestandtheil der großen Heeren-Ukert'schen Sammlung. Da Böttiger bereits Professor in Erlangen war, so meinte er: „die Vortheile des Ausländers mit denen des Inländers, Kenntniß der Sache und Freiheit der Darstellung zu vereinigen". So werden wir bei jedem Rückblick in unserer Gelehrten-Geschichte daran erinnert, wie viel sich doch binnen 30 Jahren in Deutschland geändert hat. Denn

jetzt gibt es doch wohl für ein wissenschaftliches, historisches Werk in ganz Deutschland keine Censurschranke mehr. Mit diesem Werke beschloß Böttiger seine auf Erforschung der Quellen gebauten historischen Darstellungen, und widmete von nun an seine Zeit einer andern, für einen weiten Leserkreis besser geeigneten Form schriftstellerischer Thätigkeit, nämlich der populären Geschichtsbehandlung. Der Erfolg bewies, daß Böttiger die Kunst verstand, das große Publikum unsrer Gebildeten zu befriedigen. Seine „Allgemeine Geschichte für Schule und Haus" hat zwölf Auflagen erlebt; seine „Geschichte des deutschen Volkes für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt", in zwei Bänden, hat es, glaube ich, bis zu fünf Auflagen gebracht. Noch eine kleinere deutsche, eine bayerische Geschichte, und eine Geschichte der Zeit von 1815—1852 hat er geschrieben. Böttiger gefiel seinen Lesern durch lebendige, plastische, alle Eintönigkeit vermeidende Schreibart, durch die Fernehaltung alles gelehrten Apparats, und durch sein sich stets innerhalb der Sphäre seiner Leserwelt haltendes Urteil. Wenn seine „Geschichte des deutschen Volkes" den jetzigen Anforderungen nicht mehr genügt, und großentheils als bereits veraltet betrachtet wird, so liegt dieß weniger an dem Verfasser, als an den großen und glänzenden Fortschritten, welche die deutsche Geschichtsforschung gerade in den letzten Decennien gemacht hat. Böttiger's umfassendstes Werk ist seine „Weltgeschichte in Biographien": 1839 bis 1844 erschienen, reicht sie in 8 Bänden bis zum Grafen Armannsperg, dem dann noch Kolokotronis und Rundschit Singh, als die beiden letzten historischen Größen, folgen. Das Buch ist schon darum merkwürdig, weil es das einzige dieser Art bis jetzt ist. Durch einleitende Bemerkungen und eine Uebersicht vor jedem Bande hat der Verfasser die Lücken, welche die biographische Behandlung unvermeidlich mit sich führt, auszufüllen und einige Verbindung der oft von einem Pole zum entgegengesetzten springenden Lebensbilder herzustellen gesucht. Frische, lebendige Darstellung bildet einen Vorzug auch dieses Werkes. Der Verfasser hat stets die gangbarsten Specialschriften benützt. Unstreitig empfiehlt sich

die biographische Behandlung der Geschichte für den größeren Theil der Menschen, für die Jugend, für das weibliche Geschlecht, welches nur an die Personen sich hält, nur für Personen und ihre Schicksale Interesse empfindet. Gewiß hat daher Böttiger's Werk manchem Gymnasiallehrer als willkommenes Hülfsbuch und als Stoffsammlung bei seinem Geschichts-Unterricht gedient. Man möchte sich darum nur wundern, daß es nicht größere Verbreitung gefunden hat, denn die schon vor 20 Jahren erschienene Ausgabe ist, meines Wissens, die einzige geblieben.

Böttiger hatte noch, am Beginn des Jahres 1862, das Jubiläum seiner Doctorpromotion gefeiert. Kraft und Muth zu literarischen Schöpfungen waren damals bereits von ihm gewichen, und er äußerte im Kreise seiner Amtsgenossen: sein Wirken gehöre bereits einer vergangenen Zeit an. Als er im Herbste vom Lande zurückkam, trug er den Keim der Krankheit in sich, welche ihn, nach meist schmerzlosen Leiden, in einem sanften Tode hinüberführte.

Einen schwereren Verlust hat die Wissenschaft und unsere Akademie durch den Tod Voigt's in Königsberg erlitten.

Johannes Voigt, geb. 1786 zu Bettenhausen in Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Chirurg war, hatte seit 1806 zu Jena, nach dem Willen seiner Eltern, Theologie studirt, als er sich nach vollendetem theologischen Cursus, unter Luden's Einfluß, der Geschichte und Philologie zuwandte. Im Jahre 1809 ward er Lehrer am Pädagogium in Halle, dann 1812 Privatdocent der Geschichte. Drei Jahre darauf erschien sein erstes Werk: „Hildebrand als Papst Gregorius VII." Das Buch war damals eine ganz neue und unerwartete Erscheinung und erregte daher auch nicht geringes Aufsehen. Zum ersten Male war hier die Geschichte dieses Papstes und sein Versuch, die ganze Christenheit in einen großen Lehensstaat umzugestalten, dessen Haupt der Papst, dessen Vasallen Kaiser und Könige wären, in durchaus billigendem Sinne dargestellt, und von dem Standpunkte

aus, den Gregor selbst, als Reformator der Kirche und des christlichen Gemeinwesens, eingenommen hatte. Voigt selbst hat nachher erklärt, daß es theils Luden's Vorträge in Jena, theils Joh. Müller's Reisen der Päpste gewesen seien, welche ihn diesen Standpunkt zu wählen bestimmt hätten. Noch 25 Jahre später hatte dieses Buch die seltsame Folge, daß ein französischer Prälat, der Bischof von La Rochelle, der es in der französischen Uebersetzung gelesen hatte, den Verfasser in einem lateinischen Briefe dringend einlud, er möge doch mit seinen Gesinnungen Ernst machen und wirklich ein Mitglied der katholischen Kirche werden. Der Bischof empfing für diese, nur aus Unkenntniß deutscher Zustände erklärliche Zumuthung von dem Historiker die Belehrung, daß er in Gregor nur den großen, in der Durchführung seines Planes unerschütterlich standhaften Mann und Helden der Kirche habe schildern wollen, und daß ihm Sokrates, Cäsar, Muhammed, Luther, Friedrich II., jeder in seiner Art, nicht minder groß und verehrungswürdig erschienen. Für diese Erwiderung ließ der König von Preußen dem Historiker durch ein von den drei Ministern unterzeichnetes Schreiben seine besondere Zufriedenheit ausdrücken.

Voigt war nämlich schon 1817 als Professor der Geschichte nach Königsberg berufen worden. Um jeden Zweifel über seine protestantische Gesinnung zu zerstreuen, hatte er unmittelbar vorher „Universalhistorische Ideen über die Nothwendigkeit der Reformation" geschrieben, welche in dem zum 300jährigen Gedächtniß der Reformation von Keyser herausgegebenen Almanach erschienen. Er gab hier eine, wiewohl nur sehr unvollständige Zusammenstellung jener gegen das Papstthum gerichteten reformatorischen und oppositionellen Aeußerungen und Bestrebungen, welche das spätere Mittelalter in reicher Fülle bietet. In Königsberg schrieb er noch, im J. 1818, eine „Geschichte des Lombarden-Bundes", die inzwischen durch spätere deutsche und italienische Leistungen als beseitigt gelten kann. Sobald er aber in Preußen einheimisch geworden war, wandte er seine ganze Thätigkeit, bis

zum Schlusse seines Lebens, der noch wenig erforschten Geschichte des Landes, welchem er nun angehörte, des alten Ordenslandes Preußen zu. Mit Unterstützung der Regierung bereiste er 1820 zu historischen Zwecken das ganze Land. Dann ließ er 1823 und 1824 zwei Vorarbeiten erscheinen, zuerst nämlich eine „Geschichte der Eidechsengesellschaft in Preußen", d. h. eines Rittervereins, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den Abfall Westpreußens von dem deutschen Orden an Polen bewirkte. Bedeutender und anziehender war seine „Geschichte Marienburgs". Voigt zeigte, zum Theil aus bisher unbekannten Urkunden, was diese Ordensburg, die zugleich fürstliche Residenz, Festung und Gotteshaus war, geleistet habe, als das festeste Bollwerk des Ordens gegen auswärtige Feinde, als Kriegsschule für den ganzen deutschen Orden, als Sitz der Landesregierung, als eines der prachtvollsten Bauwerke des späteren Mittelalters. Das Buch wurde freilich schon zum großen Theil eine Anticipation seines Hauptwerkes: dieß war die „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des Deutschen Ordens", 9 Bände, 1827—39.

Unstreitig haben wir hier eines der bedeutendsten neueren Geschichtswerke, welches wahrscheinlich durch kein anderes ersetzt oder verdrängt werden wird. Schon der Umfang, bei einem verhältnißmäßig doch sehr beschränkten Stoffe, verstattete dem Verfasser eine sonst nicht leicht zu erreichende Vollständigkeit und erschöpfende Gründlichkeit. Denn es handelt sich hier nicht etwa um die Geschichte des die heutige preußische Monarchie bildenden Ländercomplexes, sondern nur um die drei Jahrhunderte der historischen Existenz eines kleinen Landes, welches, außerhalb der natürlichen deutschen Grenzen im östlichen Tieflande gelegen, geographisch eigentlich mehr nach dem jetzigen Rußland als nach Deutschland gravitirt. Es ist die Geschichte der Unterwerfung und Beherrschung eines lettischen Volksstammes durch einen deutschen geistlichen Ritterorden, eine Geschichte höchst anziehend und merkwürdig, von der man, wenn Voigt's Werk mit den

älteren Darstellungen von Baczko und Kotzebue verglichen wird, fast sagen darf, Voigt habe sie erst, besonders in den Urkunden, entdeckt und an's Licht gezogen. Wir sehen hier eine nicht zahlreiche religiöse Körperschaft im ungleichen Kampfe gegen das seit seiner Vereinigung mit Litthauen doppelt übermächtige Polen sich doch lange behaupten, endlich, vom deutschen Reiche völlig verlassen, unterliegen, bis zuletzt unter Albrecht von Brandenburg, 1525, die Katastrophe und der nicht unverschuldete Untergang des Ordens in Preußen erfolgt. Ein großartiges und erschütterndes, an Wechselfällen und wunderbaren Verschlingungen reiches Drama, dem indeß, bei allem Talent des Geschichtschreibers, durch neun starke Bände zu folgen nicht leicht ist. Deshalb hat Voigt selbst 1841—43 ein mehr zur übersichtlichen Belehrung geeignetes kürzeres Werk, einen dreibändigen, gut geschriebenen Auszug aus dem großen Werke verfaßt. Als ein ergänzender Anhang zu seinem Hauptwerk kann seine letzte, ganz kurz vor seinem Tode erschienene Schrift gelten: „Die Erwerbung der Neumark, 1402 bis 1457, nach archivalischen Quellen".

Ein Werk, welches die deutsche Geschichte in einem sehr kritischen Zeitraume näher berührt, ist Voigt's 1852 erschienene Geschichte des „Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach". Es ist ein erwünschter Beitrag zur Kenntniß der deutschen Zustände von 1546 bis 1557, aber man muß sich doch über die Wahl eines so kläglichen Helden wundern, der im Grunde nur ein gemeiner Condottiere und als solcher eine Geisel der deutschen Nation war, in dessen Leben kein höherer Gedanke, kein Princip, nur niedrige Leidenschaft, als Triebfeder der Handlungen erscheint. Voigt fühlte dieß und entschuldigt in der Vorrede seine Wahl nur damit, daß die Gegner Albrecht's, eben auch nicht viel besser gewesen seien. Eine „Geschichte des Tugendbundes" (1850), welche Voigt mit den von ehemaligen Mitgliedern oder deren Erben ihm gelieferten Materialien schrieb, liefert das Ergebniß, daß diese geheime politische Gesellschaft, die der König selbst genehmigt hatte, von diesem schon 1809, nach nur

einjährigem Bestehen, wieder aufgelöst wurde, weil sie bereits der Regierung lästig geworden war. Das einzig historisch Interessante hiebei ist die Wahrnehmung, wie leicht es doch ist, mit Vorspiegelung von geheimen Gesellschaften und ihrem weitgreifenden Einfluß die Deutschen zum besten zu haben; denn bekanntlich wußten deutsche Journale und Bücher noch mehrere Jahre nachher gar vieles und seltsames von dem geheimnißvollen Bestehen und Wirken dieses längst spurlos erloschenen und nie zu einiger Bedeutung gelangten Tugendbundes zu berichten.

Voigt war kein Historiker ersten Ranges. Dazu gehört eine Genialität in der Erfassung der Charaktere und Ereignisse, eine psychologische Divinationsgabe, wie sie in seinen Schriften nirgends zu Tage tritt. Aber er besaß einige werthvolle Eigenschaften eines guten Historikers, vor allen die geschichtliche Objectivität und den unbefangenen Gerechtigkeitssinn, der sich in die Zustände sowohl als in den Ideenkreis vergangener Zeiten und früherer Generationen zu versetzen und danach die handelnden Personen zu beurtheilen vermag. Vorzüglich aber ist er preiswürdig und musterhaft in der Benützung und Verwerthung der Schätze, welche das reiche, ihm zur Verwaltung anvertraute Königsberger Archiv dargeboten hatte. Denn zu den bisher geschilderten Werken kommt auch noch sein großes Urkundenwerk, der „Codex diplomaticus Prussicus“ in sechs Bänden. — Wie man ehedem den römischen Imperatoren zurief: felicior Augusto, melior Trajano, so möchte ich den Vorständen unsrer großen deutschen Urkundenschätze, namentlich auch dem künftigen Vorstand unseres Reichsarchivs, als Devise empfehlen: productiv wie Voigt, kritisch gewissenhaft wie Böhmer.

Diesen Mann, dessen persönlichen Umgang und vieljährige Freundschaft ich zu den Sonnenblicken in meinem Leben rechne, hat Deutschland und unsre Akademie, deren Mitglied er schon seit 21 Jahren war, erst vor wenigen Wochen, am 22. Oktober (1863), verloren.

Es gibt nicht leicht eine deutsche Stadt, die mehr geeignet wäre, Sinn und Neigung für Geschichte, besonders vaterländische Geschichte, bei ihren Bewohnern zu wecken und zu nähren, als Frankfurt, die Stadt der Kaiserkrönung, mit ihrem Römer und ihrem Dom. Zwei unsrer tüchtigsten Geschichtsforscher im vorigen Jahrhundert waren Frankfurter, — Olenschlager und Senckenberg. Aus diesem Jahrhundert kann ich die Namen Fichard, Savigny, Kirchner, Thomas, zeitweilig Schlosser und Aschbach, ja selbst Frankfurts größten Sohn nennen. Denn ist Goethe's Götz von Berlichingen nicht ein aus echter historischer Anschauung, freilich mehr aus dichterischer Divination als aus sorgfältigem Quellenstudium, hervorgegangenes Kunstwerk? Auch der Mann, der in unseren Tagen der gründlichste Kenner der deutschen Geschichte gewesen, ist ein Sohn Frankfurts, wenngleich von rheinpfälzischer Herkunft, und wahrlich die Stadt darf stolz sein auf diesen Sohn. Johann Friedrich Böhmer wurde dort im Jahre 1795 geboren. Sein Vater, Director der reichsstädtischen Kanzlei, gab dem Knaben eine strenge, aber wissenschaftlich gründliche Erziehung. Böhmer hat später erzählt, daß seine jugendliche Neigung, sich poetischen Bestrebungen hinzugeben, von dem ernsten Vater niedergehalten worden sei, der ihn dafür bei den trockenen, aber dem Geiste die rechte Zucht und Gymnastik verleihenden Studien festhielt. Nach vierjährigem Studium der Rechte in Heidelberg und Göttingen, erlangte Böhmer 1817 an letzterer Hochschule die juristische Doctorwürde. Gewiß verdankte er diesem gründlichen und lange fortgesetzten Studium der Jurisprudenz auch als Historiker viel. Dennoch blickte er später nicht gerade mit Befriedigung auf diese Zeit und dieses Studium zurück. Er beklagte im Jahre 1849 die Geistesabstumpfung, welche das Studium von Justinian's verworrenen Compilationen für so zahllose Studirende bis heute mit sich führe.* In den Pandektenvorlesungen habe er Materialismus schmecken müssen; und die fälschlich sogenannte

* Regesta Imperii 1198–1254. p. IX.

historische Juristen-Schule habe — wahrhaft byzantinisch — den allerunpraktischsten Klaubereien sich zugewandt, ohne im mindesten die Bedürfnisse der Gegenwart zu beachten, geschweige denn ihnen veredelnde Leitung zu gewähren. Er scheint sogar damals eine Anwandlung von Reue empfunden zu haben, daß er nicht lieber statt des juristischen einen theologischen Cursus in seiner Jugend durchgemacht hatte, denn er fügte bei: „In welch' anderen Laufbahnen haben sich nicht Theologen, gestützt auf eine bildendere Grundlage, ausgezeichnet, als Juristen!"

Ich möchte hier doch Böhmer und das Studium des römischen Rechts gegen ihn selber in Schutz nehmen. Ich meine, die eigenen Schriften Böhmer's liefern den Beweis, daß das römische Recht, mit seiner scharfen Analyse der Begriffe und seiner streng logisch fortschreitenden Consequenz, eine treffliche Gymnastik des Geistes sei. Gerade in den schriftstellerischen Vorzügen Böhmer's, der Klarheit und prägnanten Kürze des Ausdrucks, der Präcision und Abrundung des Gedankens läßt sich, meine ich, der Einfluß seiner juristischen Bildung erkennen. Von den drei Männern, deren ich heute zu gedenken habe, sind zwei, Böttiger und Voigt, aus der theologischen Bildung zur Geschichte gekommen, einer, Böhmer, aus der juristischen. Wollten wir die Frage, welche Vorschule für den Historiker die bessere sei, die theologische oder die juristische, bloß nach diesen drei Männern entscheiden, so müßten wir wohl der juristischen den Vorzug geben. Doch wäre das nicht billig.

Das folgende Jahr (1818) brachte Böhmer in Rom zu. Nach seiner Rückkehr ward er (1822) Bibliothekargehülfe und Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstituts. Damals wurde die Berührung mit zwei Männern entscheidend für seine ganze künftige Lebensrichtung. Diese Männer waren Pertz, mit dem er ein enges Freundschaftsband knüpfte, und der Freiherr von Stein. Eben war die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" begründet, waren die Vorarbeiten für das Nationalwerk der Monumenta Germaniae im Gange; Stein, die Seele dieser Unternehmung, hatte

den Werth eines jungen, unabhängigen, begabten und opferwilligen Mannes wie Böhmer bald erkannt. Den „guten, fleißigen, treuen Dr. Böhmer“ nennt er ihn in einem Briefe an Pertz vom 25. September 1830.* Er ahnte, was für ein Schatz dieser Fleiß und diese Treue für die deutsche Geschichtskunde werden sollten. Böhmer war unterdeß, 1823, Secretär der Gesellschaft für deutsche Geschichte geworden. Das Stadtarchiv, welches ihm 1825 übergeben worden, gab er wieder auf, um sich frei und mit ungetheilten Kräften der Erforschung, Sammlung, Bereitlegung der vaterländischen Geschichtsquellen widmen zu können. Nur Stadtbibliothekar blieb er bis kurz vor seinem Tode, und man weiß, wie vortrefflich diese Bibliothek durch ihn geordnet worden, und welch' seltenen Grad von Vollständigkeit im Fache der deutschen Geschichte er ihr, bei beschränkten Geldmitteln, zu geben gewußt hat. Er machte nun jährlich, theils in Gesellschaft von Pertz, theils allein, gelehrte Reisen in Deutschland, nach Frankreich, Italien, den Niederlanden, um die Bibliotheken und Archive im Interesse der deutschen Geschichte zu durchforschen. Im Besitze eines ansehnlichen Vermögens und eines kräftigen, gesunden, anstrengender Geistesarbeit fähigen Körpers, dabei höchst anspruchslos und in einem seltenen Grade frei von schriftstellerischer Eitelkeit, unterzog er sich jenen mühsamen und umfassenden Arbeiten, durch welche er eine feste Grundlage für die deutsche Geschichte des Mittelalters geschaffen und alle deutschen Geschichtsforscher, bis in eine ferne Zukunft, sich zum Danke verpflichtet hat. In der Vorrede zu seinem ersten Regestenwerke hat er selbst noch die Aeußerung des Historikers Hahn erwähnt: die Beantwortung der Frage, ob eine Urkunde gedruckt sei oder nicht, gehöre mehr in das Bereich göttlicher Allwissenheit als menschlicher Kenntniß. Das Verdienst seiner Leistung wird daher durchaus nicht geschmälert durch die Thatsache, daß nach diesen Regesten noch eine reiche Nachlese von Urkunden übrig geblieben ist. Es war für den bayerischen Historiker K. H. von Lang

* Stein's Leben von Pertz. VI, 988.

verhältnißmäßig leicht, gegen Böhmer, 1833, mit einem Beiträge nnd Ergänzungen enthaltenden Sendschreiben hervorzutreten. Dieser hatte unterdeß die „Urkunden der Karolinger“ in der gleichen Regestenform bearbeitet, dießmal aber seinem Werke dadurch erhöhten Werth verliehen, daß er die auf die Regenten bezüglichen Zeit- und Ortsangaben der Annalen zwischen den Urkundenauszügen eingereiht hatte. Bald folgte 1836 sein treffliches „Frankfurter Urkundenbuch“, bis zum J. 1400 reichend, ein Musterwerk in seiner Art. Im Jahre 1839 erschienen die „Regesten Ludwig's des Bayern und seiner Zeit“, natürlich auch von hoher Wichtigkeit für die Specialgeschichte Bayerns.

Eine der werthvollsten Gaben, die wir Böhmer's unermüdlichem Fleiße verdanken, sind die drei Bände seiner „Fontes — Geschichtsquellen Deutschlands“. Möchten es nur neun sein, statt der drei! Bekanntlich sind die älteren Sammlungen der deutschen Chronisten und Geschichtschreiber großenteils unbrauchbar, und Böhmer sagt mit Recht in der Vorrede zum dritten Bande seiner Fontes: durch Pertz und seine Schule sei eine so große Ummwandlung in der Beurtheilung und Behandlung unserer Geschichtsquellen erfolgt, daß es jetzt schwer falle, sich rückwärts in das Dunkel zu versetzen, welches vor 30 (jetzt vor 40) Jahren über ihnen und der Art ruhte, wie sie zu behandeln waren. Böhmer fand, daß neben dem großen, Vielen nicht zugänglichen, sehr langsam fortschreitenden und von Vollständigkeit noch so weit entfernten Nationalwerke der Pertz'schen Monumenta eine compacte Handausgabe der Scriptores, der hauptsächlichsten und zerstreutesten, allen Forschern erwünscht, ja notwendig, und daß eine solche Ausgabe ein unentbehrliches Beiwerk zu seinen Kaiserregesten sei. Er war zudem im Besitze kostbarer Inedita, die er in dieser Weise gemeinnützig zu machen wünschte; und endlich wollte er auch Quellen eines engeren Kreises, für welchen er eine besondere Vorliebe hegte, nämlich seiner rheinischen Heimath und „des süddeutschen Kernlandes Bayern“ — dies sind seine Worte — mit den allgemeineren Quellen verbinden. Wie reich und sorgfältig er

seine Sammlung ausgestattet hat, namentlich auch durch die gründlichen, Werth und Eigenthümlichkeit jeder von ihm gegebenen Quelle würdigenden Vorreden, wissen die Kenner. Daß er einen vierten Band der Fontes fertig liegen habe, und daß in diesem auch ein wichtiger deutscher Chronist des 14. Jahrhunderts, Truchseß von Dießenhofen, zum ersten Mal erscheinen sollte, weiß ich von ihm selbst.*

Böhmer's Hauptwerk wurde die neue Bearbeitung der „Regesta Imperii von 1198 bis 1313“ in zwei Quartbänden, 1844 und 1849. Schon in den Einleitungen ist eine Fülle historischer Quellenforschung niedergelegt. Es war der Band der Regesten von 1198 bis 1254, also der die Zeit Friedrich's II. enthaltende, welchem die Göttinger Societät der Wissenschaften im Jahre 1856 den Wedekind'schen Preis von 500 Thalern Gold zuerkannte. Der Stifter hatte nämlich die Gesellschaft ermächtigt, diesen Preis alle zehn Jahre dem besten in diesem Zeitraume erschienenen Werke über deutsche Geschichte zu ertheilen, so daß entweder ein Verfasser um den Preis sich förmlich durch Einsendung seines Werkes bewerbe, oder die Societät selbst das Werk, welches unter den im letzten Decennium erschienenen ihr als das würdigste gelte, auswähle. Das letztere fand damals statt, und ein gleichzeitig aus Göttingen geschriebener Brief in der „Allgemeinen Zeitung“ bemerkte: es sei geschehen, obgleich entschiedene Gegensätze der Richtung, der Auffassung der Geschichte, zwischen einzelnen hervorragenden Göttinger Mitgliedern der Societät und dem Verfasser der Kaiserregesten bestünden. Die Preiszuerkennung sei in der That für die Societät ehrend, ebenso sehr wie für den, der den Preis erhalten.

Es ist hier ein Punkt berührt, der Böhmer manche Angriffe und Vorwürfe zugezogen hat. Man hat es ihm vielfach verargt, daß er, in der Geschichte der Staufer und der großen Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, sich mehr auf die Seite des letzteren geneigt, daß er besonders Friedrich II., den größten Feind des Papstthums, allzu scharf und ungünstig beurtheilt habe. Am

* Dieser 4. Band ist, wie so manches andere aus Böhmer's reichem Nachlaß, nach seinem Tode herausgegeben worden (1868).

Rhein erschien vor einigen Jahren eine eigne Schrift gegen Böhmer, ich glaube von einem israelitischen Literaten, Runkel, welche der Ausführung dieses Vorwurfs gewidmet war.* So mögen denn ein paar Worte über Böhmer's historischen Standpunkt hier vergönnt sein. Böhmer war der reinste Patriot, die deutscheste Seele, die mir je vorgekommen; ich glaube, er hat auf jeden, der ihn näher kannte, den Eindruck gemacht, daß sein ganzes Wesen und Streben aufgehe in dem Gedanken an das deutsche Gesammtvaterland, in dem Wirken für dessen Ehre und Gedeihen. Das kleine städtische Gemeinwesen, dem er zunächst angehörte, konnte einen Geist, wie der seinige war, nicht befriedigen, nicht absorbiren. Daß „die Frankfurter edlen Geschlechter und achtbaren Bürger bis zuletzt treu an Kaiser und Reich gehalten", das war es, was er ihnen in der Widmung seines Urkundenbuches nachrühmte. Auch jede dynastische Anhänglichkeit, jeder Particularismus war ihm fremd. Er kannte und liebte eben nur das ganze Deutschland. Blieb er ja doch zeitlebens unvermählt, um frei von Familienbanden und Sorgen, mit ungetheilter Kraft, seinem Volke dienen zu können. „Was mich zu diesen Studien veranlaßt hat", schrieb er im Jahre 1844, „war die Ueberzeugung von dem unberechenbaren Werthe, welchen gerade dermalen für die deutsche Nation die richtige Kenntniß ihrer Geschichte haben könnte." Er habe, sagte er fünf Jahre später, für sich den Beruf gefunden, das vaterländische Bewußtsein überhaupt und für alle Fälle zu stärken, so weit er es vermöge, namentlich durch geschichtliche Studien.*

Jene Ansicht der deutschen Geschichte, welche jetzt von einer Schule oder Partei, im Interesse der Unterordnung Deutschlands unter Preußen und der Hinausdrängung Oesterreichs, verbreitet wird, wies Böhmer mit Unwillen als eine Schändung der deutschen Ehre, einen Frevel an Deutschlands Macht und Wohlfahrt

* Genaueres hierüber jetzt in Böhmer's Briefen (durch Joh. Janssen) 1. Bd. 1868. S. 431 ff.

** Regesten von 1198—1254. p. LXVI b.

zurück. Die herrlichste Erwerbung der Deutschen nannte er die Kaiserkrone, wenn sie auch, setzt er bei, ein bitteres Gift enthielt. „Welche Blüthe," sagt er, „welcher Glanz würde unsrer Geschichte entzogen mit der Idee des Kaiserthums!" — Deutschlands Bezüge zu Italien sind immer reich und auch befruchtend gewesen, ja auch heute noch, meine ich, daß beide Länder vorzugsweise zu nützlichen Wechselverhältnissen berufen seien. So äußerte er auch einmal gegen mich: gerade dieses lange Zusammengehen der beiden Hauptvölker, des urgermanischen und des urromanischen Volkes, der Deutschen und der Italiener, die enge Verwebung ihrer beiderseitigen Geschichte, habe erst Leben und großartiges Interesse in die Geschichte des Mittelalters gebracht. Er habe einmal die Geschichte Dänemarks näher kennen zu lernen versucht: aber sie sei ihm in ihrer skandinavischen Abgeschiedenheit, verglichen mit dem anziehenden Reichthum der deutschen, doch allzu langweilig und interesselos vorgekommen. (Dieß ist freilich im Jahre 1841 geschrieben).

Ueberzeugt, daß die Nationen darauf angewiesen sind, von ihrer Vergangenheit zu leben, wie die Bäume von ihrer Wurzel, legte Böhmer stets den geschichtlichen Maßstab an die Ereignisse der neueren Zeit und der Gegenwart an. Da, wo er einen förmlichen Bruch mit der Vergangenheit, mit den rechtlich begründeten Verfassungszuständen der deutschen Nation erkannte, da war sein Urteil strenge und verwerfend. Die Antwort auf die Frage: wer den Untergang des deutschen Reiches und der letzten verfassungsmäßigen Reste deutscher Einheit verschuldet habe, lautet bei ihm etwas anders als bei neueren und neuesten Historikern. „Der Untergang unseres Kaiserreiches", sagte er, „knüpft sich zuletzt an den 1795 von Preußen mit der französischen Republik geschlossenen Separatfrieden, welcher zugleich das ganze nördliche Deutschland aus dem Kampfe gegen den Reichsfeind zurückzog und demselben in den geheimen Bedingungen das linke Rheinufer, gegen das Versprechen der Vergrößerung Preußens auf Kosten seiner deutschen Mitstände, preisgab. Der rheinische Bund war nur Folge und

Nachahmung jenes Separatfriedens, hatte aber vor demselben die Entschuldigung voraus, daß die Selbsterhaltung zu seinem Abschluß gedrängt hatte.“ Nun folgt eine Aeußerung, von der man glauben sollte, sie sei nicht im Jahre 1849, sondern gestern geschrieben: „Wenn Preußen mit Hülfe einer unitarischen Partei, die aber bei uns keine Wurzeln hat, wie 1795 das Reich, so nun den Bund zu sprengen, und Oesterreich aus Deutschland hinauszudrängen suchen wollte, so wären für die südwestlichen Stämme und Staaten zunächst die Nöthigungen erneut, welche einst den rheinischen Bund erzeugten; aber unter viel günstigeren Umständen, weil man sich nicht auf das Ausland zu stützen brauchte, wohl aber auf Oesterreich, als auf einen redlichen Freund rechnen könnte. Alles was den Bestand und die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft durch Jahrhunderte begünstigt hat, — und mehr noch — stünde diesem Bunde zur Seite, wenn man verständig, mannhaft und einig zu sein vermöchte.“

Den Gang und das Verfahren jenes deutschen Parlaments des Jahres 1848, in dessen Hand für einige Zeit das Geschick Deutschlands gelegt war, jener in ihrer Art einzigen Versammlung, in der 118 Professoren saßen und das große Wort führten, hat Böhmer mit gespanntem Interesse, in unmittelbarer Nähe, Tag für Tag verfolgt, und sein Urtheil darüber mit dem Griffel des Tacitus in kurzen, energischen, wie glühende Kohlen brennenden Worten, wahr und gerecht, in seinem Regestenwerke verzeichnet.* Ich kann mir nicht versagen, den Schluß über den letzten Act jenes unheilvollen Trauerspiels anzuführen: „Ehrwürdige Nationalerinnerungen wurden nun durch das verächtliche Zerrbild einer sogenannten Kaiserwahl entwürdigt. Schmachvoll war der Pact, welcher ihr vorausging, frevelhaft die vollmachtlose Anmaßung, welche sich ihrer unterfing, verdient der Fall, der auf den Hochmuth folgte.“

Man würde übrigens sehr irren, wenn man Böhmer wegen seiner Vorliebe für die Geschichte des Mittelalters, auch für einen

* Regesten, Einleitung, p. LXVI[b].

einseitigen Bewunderer mittelalterlicher Zustände hielte. Er wußte es wohl und er sprach es aus, daß der Verfall der deutschen Reichskraft und Einheit schon früh begonnen habe. Das Reich, sagte er, sei eigentlich schon an dem Kampfe zwischen dem luxemburgischen und dem habsburgischen Hause zu Grunde gegangen.

Böhmer hat es nicht verhehlt, daß er in den großen Kämpfen der Kaiser des staufischen Hauses mit den Päpsten die Sache der letzteren meistens für die bessere hielt. Aber er war weit entfernt, alle Uebergriffe und Zumuthungen des päpstlichen Stuhles bezüglich Deutschlands, besonders in der nachstaufischen Zeit, zu billigen, und er tadelte es mitunter in seinen Regesten, daß sie nicht nachdrücklicher zurückgewiesen wurden.

Im Ganzen war seine Denkweise der alten Kirche, ihren Institutionen und Lehren günstig. In der schweren Krankheit, an deren Folgen er starb, äußerte er: er habe die katholische Kirche immer als eine Mutter betrachtet, der wir das beste, was wir besitzen, verdanken; an den großen Männern der Kirche habe er sich gehoben. Gleich allen deutschen Patrioten, die sich den christlichen Glauben bewahrt haben, wünschte er sehnlich, hoffte er auch, daß die religiöse Spaltung der Nation geheilt werden, daß es zu einer Wiedervereinigung kommen möge. Aber er setzte freilich eine Bedingung, welche die Sache in unbestimmte Ferne hinausrückt; er meinte nämlich, sie würde erst dann eintreten, wenn die Kirche wieder auf der Höhe des geistigen Bewußtseins der Zeit stehen, wenn sie wieder eine wahrhaft geistige Macht geworden sein werde. Und er beklagte es häufig, daß in diesem Sinne viel zu wenig geschehe.

Im Jahre 1854 erschienen Böhmer's „Wittelsbachische Regesten von 1180 bis 1340“, eine der wichtigsten und dankenswerthesten Bereicherungen der bayerischen und mittelbar auch der deutschen Geschichte. „Mein persönlicher Beruf“, sagt er in der Vorrede, „mich mit bayerischer Geschichte zu beschäftigen, lag auch darin, daß ich, der Rheinpfalz entstammend, und dorten angesessen, dem Königreich Bayern näher angehöre, und daß bei

öfter wiederholtem Besuche der Hauptstadt, Land und Leute mir werth geworden sind.“ In der That besaß er das bayerische Indigenat. Und seine Neigung zu Bayern, zu München, ging noch weiter, als er es hier gesagt hat. Er dachte nämlich eine Zeit lang (um die Jahre 1851—52) ernstlich daran, seine Stellung in Frankfurt aufzugeben und ganz nach München überzusiedeln. Was ihn abhielt, diesen Plan, den er oft mit mir besprach, auszuführen, das war einmal die Besorgniß, daß ihm in München ein so unbeschränkter Gebrauch einer öffentlichen Bibliothek, wie er denselben in Frankfurt hatte und zu seinen Arbeiten bedurfte, nicht gestattet werden würde, und dann die Kunde, daß die Einleitung zu seinen Wittelsbachischen Regesten in München, und zwar gerade in den Kreisen, auf welche er sich wissenschaftlich und literarisch speciell angewiesen gefunden hätte, böses Blut gemacht habe, daß man sich hier über manche seiner Aeußerungen sehr verletzt zeige. Wahr ist es, er hat in jener Einleitung ein scharfes Gericht gehalten über die Begehungs- und Unterlassungssünden der „Bajuvarier“, wie er, halb im Scherz, halb im Unwillen, die Personen nannte, welche sich in München mit der Bearbeitung des einheimischen Geschichtsmaterials beschäftigten. Diese Bajuvarier sind nun alle todt, Böhmer selbst ist ihnen in's Jenseits gefolgt, und wir mögen es jetzt wohl sagen, daß die Kritik, welche er über die Publicationen des Reichsarchivs, die Monumenta Boica, die Regesta Boica, überhaupt über die wissenschaftliche Thätigkeit oder vielmehr Nichtthätigkeit an diesem Archive ergehen ließ, manches Wahre und Beherzigenswerthe enthält. Unbillig ist eigentlich sein Urteil nur bezüglich der großen, zwanzigjährigen Arbeit Schmeller's, des Katalogs der lateinischen Handschriften der Staatsbibliothek, einer Leistung, deren hoher Verdienstlichkeit gerade von einem Manne wie Böhmer freundlichere Anerkennung hätte zu Theil werden sollen. Uebrigens waren seine Rügen, wie scharf sie ausgefallen, doch nur vulnera amantis; denn gerade weil er Land und Leute so lieb hatte, empfand er es schmerzlich, daß Bayerns historische Schätze so

wenig im Lande verwerthet, so fehlerhaft behandelt würden, und die Ehre Bayerns im übrigen Deutschland darunter leide. Wie gerne er einem bayerischen Geschichtswerke, wenn es nur von gründlicher und genauer Forschung Zeugniß gab, selbst bei sonstigen großen Gebrechen Lob spendete, zeigt sein fast zu günstiges Urtheil über Buchner's bayerische Geschichte.

In jener Einleitung hat Böhmer noch zuletzt drei Wünsche an das Reichsarchiv gerichtet: 1) eine Geschichte und Beschreibung des Reichsarchivs als unentbehrlichen Führer für den Forscher; 2) einen räsonnirenden Katalog über die sämmtlichen Handschriften in Bänden, welche das Archiv besitzt; 3) eine Ergänzung und Berichtigung der Regesta Boica bis 1300 oder 1348. Jeder Fachgelehrte wird wohl diesen Wünschen beistimmen, und nur noch den Wunsch anschließen oder vielmehr voranschicken, daß dieser unsrer historischen Schatzkammer bald ein Vorstand gegeben werden möge, welcher die Kraft, den Muth und den festen Willen in sich trägt, solche Aufgaben zu lösen.

Wenige Gelehrte haben wohl in so hohem Grade, wie Böhmer, den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht. Ich glaube, daß jeder, der in nähere Berührung mit ihm gekommen, dieß bezeugen wird. Er war freilich sehr günstig von Haus aus gestellt: Aemter, Ehrenstellen, Auszeichnungen, Gelderwerb, das alles konnte für ihn, den völlig freien, unabhängigen Mann und Bürger einer Freistadt nichts verlockendes haben. Er hatte auch weder Kinder noch Vettern zu versorgen. Er wollte einfach nur seiner Nation, Deutschland nach bestem Wissen und Gewissen dienen. Von der Hoheit und schrankenlosen Freiheit der Wissenschaft, hinter welchem Abstractum sich gewisse, weit minder wohlklingende Concreta zu verbergen pflegen, hat er nie geredet. Aber wie freute er sich, wenn ein gutes, gründliches und tendenzloses Buch über deutsche Geschichte erschienen war. Mit welcher herzlichen, neidlosen Anerkennung sprach er dann mit jedem über den Verfasser und dessen Leistung.

Wie er den ihm zuerkannten Wedekind'schen Preis nicht

annahm, sondern zur Unterstützung wissenschaftlicher, die deutsche Geschichte fördernder Unternehmungen bestimmte, so erschien auch manches andere Werk in Folge seiner finanziellen Beihülfe, so Remling's Speyerisches Urkundenbuch. Er selber zahlte dem Verleger für jeden Band seiner Fontes 500 Gulden und eben so großmüthig benahm er sich bei der Herausgabe seiner Kaiserregesten.

Mögen die Männer, welchen Böhmer den ehrenvollen Auftrag ertheilt hat, seinen reichen und kostbaren Nachlaß herauszugeben, Deutschland nicht allzu lange warten lassen.*

1865.
Johann von Geissel.

Am 8. September 1864 starb Johann von Geissel, Erzbischof von Cöln und Cardinal. Geboren zu Gimmeldingen in der Rheinpfalz am 5. Februar 1796, von geringer Herkunft, verdankte er alles im Leben seiner geistigen Begabung und der Energie seines Wesens. Seine Erziehung empfing er in dem Seminar zu Mainz, welches damals noch, in Folge der längeren Wirksamkeit eines von Napoleon ernannten französischen Bischofs, den bei unseren westlichen Nachbarn herkömmlichen Typus an sich trug. Bald ward er, schon 1822, Domcapitular in Speyer und 1835 Domdechant. In diese Zeit fallen die historischen Arbeiten, die ihm eine Stelle in unsrer Akademie erwarben. Im Jahre 1828 erschien sein bedeutendstes Werk: „Der Kaiserdom in Speyer", eine topographisch-historische Monographie in 3 Bänden. Das Buch ist eine mit dem Jahre 1031 beginnende Geschichte des Doms, des Capitels und der Bischöfe von Speyer, die sich partienweise auch zu einer Geschichte der Stadt und des ganzen Bisthums erweitert, in fließender, angenehmer Darstellung, mit sorg-

* Dieser Wunsch hat seither durch die Arbeiten von Ficker, Janssen, Will, Huber, Mühlthaler größtentheils seine Erfüllung gefunden.

fältiger Sammlung und Benützung des weit zerstreuten Stoffes, und einer reichen Beigabe von Noten und Belegstellen.

Es war ein glücklicher Gedanke, eine Geschichte des Domes zu schreiben, der von dem Gründer Konrad II. zur Grabstätte deutscher Kaiser bestimmt, acht derselben aufgenommen hat, und nun durch König Ludwig, in kunstsinniger Restauration, zu einer Zierde Deutschlands erhoben ist. Wohl mag man in dem das Mittelalter umfassenden Theile des Werkes die schärfere historische Kritik, welche Werth und Gehalt der Zeugen prüfend abwägt, vermissen, mag es tadeln, daß der Verfasser mit demselben Vertrauen aus spätern und ungenauen Schriftstellern, wie aus gleichzeitigen Documenten und Quellen schöpft, aber vor 35 Jahren war die strengere Forschung, welche jetzt als unerläßlich gilt, noch lange nicht in allgemeiner Uebung.

Eine zweite historische Schrift Geissel's entstand durch besondere locale Veranlassung. Zum Andenken an die Schlacht bei Göllheim (1298), in welcher König Adolph von Nassau gefallen war, war dort ehemals das sogenannte Königskreuz gesetzt worden, das, dem völligen Verfalle nahe, einer Erneuerung dringend bedurfte. Um die Kosten dafür aufzubringen, schrieb Geissel im J. 1835: „Die Schlacht am Hasenbühel und das Königskreuz bei Göllheim“ — eine Geschichte König Adolph's von seiner Wahl, 1292, bis zu seinem Tode auf dem Schlachtfelde, mit sichtlicher Vorliebe für den unglücklichen Fürsten verfaßt. Hiemit schloß die schriftstellerische Thätigkeit Geissel's ab, und die dreißig folgenden Jahre seines Lebens waren ganz seiner kirchlichen Wirksamkeit gewidmet.

Im Jahre 1836 wurde er, an die Stelle des nach Augsburg versetzten Bischofs Richarz, zum Bischof von Speyer ernannt. Nach vierjähriger Amtsführung daselbst ward er, aus seiner Heimath hinweg, in eine ihm fremde Sphäre entrückt, deren Schwierigkeiten seine ganze Klugheit, seine volle Thatkraft in Anspruch nahmen. Die Verwicklungen, welche im Jahre 1839 zu der gewaltsamen Entfernung und längeren Haft des Cölner Erzbischofs, Clemens August Droste-Vischering, führten, sind bekannt. Der neue König Friedrich

Wilhelm IV. wünschte sehnlich die Beilegung dieses für die Regierung selbst bedenklich gewordenen Zwistes. Die einfache Wiedereinsetzung des vertriebenen Prälaten schien unausführbar, unverträglich mit der Würde der Staatsgewalt und ließ neue, schlimme Verwirrung befürchten. Er sollte daher durch einen Mann ersetzt werden, welcher, den Cölner Ereignissen ferne stehend, von dem ganzen Zwiste unberührt, mit Klugheit und Festigkeit und vor allem in versöhnlichem Sinne die Leitung der arg zerrütteten Kirchenprovinz übernähme. Im ganzen Umfange der preußischen Monarchie war dieser Mann nicht zu finden. Da empfahl König Ludwig von Bayern den ihm lieb gewordenen Bischof von Speyer, und in Berlin sowohl als in Rom ging man darauf ein. Geissel war ein ächter, naturwüchsiger Pfälzer, und jeder würde, auch ohne den Accent, nach kurzem Verkehr sofort das rheinische Landeskind in ihm erkannt haben. Er besaß die unverwüstliche Heiterkeit, die leichte und rasche Auffassung, die Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken und Empfindungen, die Neigung zur offenen, rückhaltlosen Mittheilung, zum gesellschaftlichen Sich-gehen-lassen, welche die Söhne der Pfalz als eine Uebergangsform aus der deutschen in die französische Nationalität erscheinen läßt. Und darin blieb Geissel sich gleich, auch dann noch sich gleich, als die Last drückender Sorgen und trüber Erfahrungen ihm auferlegt war, und als zu der erzbischöflichen Würde der Glanz und Pomp des Cardinalats hinzugekommen war. Hohe kirchliche Würden pflegen sonst mehr noch als weltliche Dignitäten das ursprüngliche Wesen eines Menschen zu verhüllen; das Bewußtsein einer auferlegten Repräsentation drängt häufig die natürlichen Manifestationen des Charakters zurück. Bei Geissel war dieß durchaus nicht der Fall. Durch alle Schleier hindurch erkannte man alsbald in ihm den lebensfrohen Pfälzer, der die Dinge leicht nahm und, des Erfolges stets gewiß, durch keine Schwierigkeiten sich einschüchtern ließ. Wohl erinnere ich mich noch, da ich 1857 in Rom mit ihm zusammentraf, wie verwundert damals die Römer waren über diesen deutschen Cardinal,

dem Niemand und Nichts imponirte, und der sich so offen, und gar nicht in den herkömmlichen gewundenen und vorsichtigen Redensarten, über Zustände und Personen äußerte.

Als der Tod seines Vorgängers im Jahre 1845 den bisherigen Administrator der Diöcese Cöln zum wirklichen Erzbischof erhob, fand sich Geissel thatsächlich an die Spitze der ganzen deutschen Kirche katholischen Bekenntnisses gestellt. Denn seitdem die alte Hauptkirche Deutschlands, der ehemals so mächtige Stuhl von Mainz, zu einem kleinen Bisthum eingeschrumpft ist, und auch Trier seiner Metropolitanwürde entkleidet wurde, ist Cöln. nach Alter, Rang und Bedeutung, die erste Kirche Deutschlands. Dieser natürliche Vorrang des Erzbischofs von Cöln wurde auch anerkannt, als sich die deutschen Bischöfe im Oktober 1848, nach Jahrhunderten zum ersten Mal, zu einer Versammlung in Würzburg vereinigten, und Geissel sofort einstimmig zum Präsidenten dieser Versammlung erkoren wurde.

Wenige Wochen vorher hatte er ein Fest gefeiert, an das sich damals viele Hoffnungen knüpften: die Grundsteinlegung zum Weiterbau des Domes, in Gegenwart des Königs und der Königin, des Erzherzogs Johann und eines großen Theils des deutschen Parlaments. Bei solchen Gelegenheiten bewährte Geissel sich auch als begabter Redner, der mit feinem Tact und frei von aller erkünstelten Salbung die rechte Saite anzuklingen verstand. Nachher jedoch, im Jahre 1849, durch die Wahl des Volkes als Abgeordneter zur Kammer nach Berlin berufen, fand er sich in einer allzu fremdartigen Umgebung, als daß er dort die Rednerbühne zu betreten sich hätte versucht fühlen können.

Am 13. August 1862 konnte Geissel noch, obwohl schon sehr leidend und mit untergrabener Gesundheit, sein 25jähriges Bischofs-Jubiläum feierlich begehen. Bei diesem Feste sprach er auf dem Gürzenich den Wunsch aus: Gott möge ihn noch den Tag erleben lassen, an welchem die Scheidewand falle, welche das hohe Chor des Doms von dem Schiffe trennte. Dieser Wunsch ward ihm noch erfüllt; er konnte noch an dem unbeschreiblich

herrlichen Anblick sich erfreuen, den die von störendem Beiwerke befreite Kirche, die schönste der ganzen Welt, seinen Augen darbot. Elf Monate darauf rief Gott ihn ab.

1866.

De Ram — Lappenberg — Hurter.

Die historische Classe hat im verflossenen Jahre drei auswärtige Mitglieder verloren:

Mitte Mai 1865 starb Peter Franz De Ram. Geboren zu Löwen 1804, ward er in Mecheln für den geistlichen Stand gebildet. Seine Jugend fiel in die Zeit jener Reibungen und Kämpfe, welche der Losreißung Belgiens von Nordniederland vorangingen, und sein aufstrebender Geist konnte nicht unberührt von ihnen bleiben. Er hatte schon früher schriftstellerisch thätig zu sein begonnen, anfänglich mehr als Herausgeber, denn als Autor; eine Gesellschaft war unter seiner Mitwirkung zu Stande gekommen, welche der flamändisch redenden Bevölkerung gute Bücher in ihrer Sprache zugänglich zu machen beabsichtigte. Denn die französische Literatur hatte in Belgien alles überfluthet, und als man jetzt, was von vlämisch geschriebenen Büchern aufzufinden war, musterte, da zeigte sich erst, zum Schrecken der patriotisch gesinnten Volksfreunde, daß die vlämische Sprache fast aufgehört hatte, Schriftsprache zu sein; die reiche ältere Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts war aus dem Gebrauch und selbst aus der Erinnerung der Menschen verschwunden, und der ganze literarische Vorrath beschränkte sich auf einige Katechismen und Andachtsbücher. Die Bestrebungen der Gesellschaft, diesem schwer empfundenen Uebelstande zu begegnen, waren wohlgemeint, aber von geringem Erfolge: die Revolution von 1830, welche die Verbindung mit den nördlichen Provinzen zerriß, und die vlämische Bevölkerung dem übermächtigen Einfluß der wallonischen, vollständig gallisirten Provinzen schutzlos überlieferte, war im

Grunde ein Sieg des romanischen Elements über das germanische. Die unteren Klassen in Flandern und selbst in Brabant halten zähe an ihrer Muttersprache, aber die Gebildeten lesen eben nur Französisches, und ohne die lebendige Theilnahme der Gebildeten kann auch eine Volksliteratur weder zu Stande kommen, noch, wenn sie vorhanden ist, sich halten.

Gleich nach der Revolution von 1830 rief einer der ersten belgischen Staatsmänner, der Minister Nothomb, seiner Nation zu: „Um eine intelligente Macht zu sein, braucht Belgien nicht eine ihm eigene Sprache zu besitzen; es adoptire offen die französische Sprache, das universalste Werkzeug des menschlichen Gedankens".* Die Mahnung ist seitdem nur zu sehr befolgt worden. Sprache ist dort zugleich auch Cultur, Denk- und Sinnesweise, die Sprache ist mächtiger als Blut- und Stammesverwandtschaft, stärker als Sitte und alt ererbte Einrichtung. Die Versuche der holländischen Regierung, die Herrschaft der französischen Sprache aufzuhalten, zu brechen, erweckten von Anbeginn eine starke Reaction; sie dienten, die Regierung anzuklagen, in Verruf zu bringen, und mit der Katastrophe von 1830 ergoß sich der Strom französischer Sprache und Ideen um so breiter und ungehemmter über das Land. Und so geschieht es, daß Belgien sich immer mehr von Deutschland abwendet, sich romanisirt, bis der Moment kommt, in dem es heißen wird: Halb zog er es, halb sank es hin!

Und doch gehören nur etwa drei Achtel der Bevölkerung dem wallonischen, den Franzosen sprachlich und ethnologisch verwandten Stamme an; fünf Achtel sind rein germanischen Ursprungs. Aber so sind wir Germanen nun einmal! Auf der Costnitzer Kirchenversammlung versicherten die Deutschen von sich: sie seien die andächtige, geduldige, demüthige Nation. Sehen wir von der Andacht ab, deren Stand bei Deutschen und Belgiern unerörtert bleiben mag, so ist es seitdem nicht anders geworden:

---

* Essai historique et politique sur la Révolution Belge. Ed. 3. p. 439.

geduldig und demüthig weicht die deutsche Sprache und mit ihr deutsche Eigenthümlichkeit zurück vor der französischen in Belgien und im Elsaß, vor der italienischen im südlichen Tirol, und vielleicht bald sogar vor der magyarischen in Ungarn, der czechischen in Böhmen.

Unser De Ram hat dieß und die Folgen, die es haben wird, wohl gesehen und oft beklagt; er wünschte, daß zwischen Deutschen und Belgiern geistige Verbindungsfäden geknüpft und gepflegt werden möchten, und mit diesen Gedanken kam er zum Jubiläum der Akademie nach München. Und doch mußte auch er mit dem Strome schwimmen: alles, was er veröffentlichte, hat er entweder lateinisch oder französisch geschrieben.

In lateinischer Sprache schrieb er als Professor am erzbischöflichen Seminar zu Mecheln eine Geschichte der vorchristlichen Philosophie, die jedoch in kirchlichen Kreisen Anstoß erregte, weil er darin sich von La Mennais' Ansichten über das Verhältniß von Vernunft und Ueberlieferung hatte leiten lassen.

Vor dem Maße, mit welchem in Deutschland eine derartige Schrift gemessen zu werden pflegt, würde sie freilich in keiner Weise bestehen. Die Geschichte menschlicher Ideen und Systeme war überhaupt nicht das seinen Fähigkeiten angemessene Gebiet; er verließ es bald und für immer.

Als die Revolution des Jahres 1830 ausbrach und die Trennung Belgiens von Nordniederland herbeiführte, lieh der Klerus ihr eine Unterstützung, welche viele Männer dieses Standes seitdem zu bereuen Ursache gefunden haben. Auch der junge De Ram warf sich in diese Bewegung und gab anonym eine, der Form nach freilich noch sehr mangelhafte Schrift heraus: Considérations sur la liberté de l'Église; sie sollte zeigen, wie viel Anlaß zu Beschwerden über unbillige Hemmungen die Regierung dem Klerus gegeben, wie viel dieser zu fordern habe. In diesem Sinne redigirte er auch eine zunächst nur compilatorische, vorzüglich aus französischen Journalen genährte Zeitschrift: Le nouveau Conservateur Belge. Er war eben erst Professor

der Kirchengeschichte am Seminar zu Mecheln geworden, als die belgischen Bischöfe die Errichtung einer eigenen, bloß von ihnen abhängigen, sogenannten katholischen Universität beschlossen, und De Ram, ungeachtet seiner Jugend, für die Leitung derselben ausersehen wurde. Es sollte also zu den drei schon bestehenden Staats-Universitäten, Lüttich, Gent und Löwen, eine vierte hinzukommen. Der Gedanke dieser Schöpfung wurde gefaßt in Folge des von dem Congreß mit 76 gegen 71 Stimmen votirten Beschlusses, daß künftig in Belgien Freiheit des Unterrichts ohne staatliche Oberaufsicht (sans mesures de surveillance) bestehen solle: ein Beschluß, der dann auch consequent die weitere Folge nach sich zog, daß die Schulpflichtigkeit in Belgien aufgehört hat. Als die Bischöfe im Jahre 1834 ihr zur Betheiligung an der beabsichtigten Stiftung einladendes Circular erließen, kam es in Brüssel und andern Städten sogar zu Unruhen und öffentlichen Demonstrationen. Indeß hatte aber die liberale Partei ebenfalls eine freie Universität in Brüssel errichtet, und so kam denn auch die episkopale Universität zu Stande. Sie wurde erst zu Mecheln eröffnet, bald nachher aber, als die Staats-Universität zu Löwen aufgehoben worden war, gelang es ihr, dahin überzusiedeln.

Diese Uebersiedlung nach Löwen und die Persönlichkeit De Ram's, in dessen Hände das Ganze von Anfang an gelegt wurde, sind es hauptsächlich, welche den Erfolg des kühnen und bis dahin beispiellosen Unternehmens gesichert haben. Ihm zunächst gelang der trefflich berechnete Plan, die neue Schöpfung durch die Uebertragung nach Löwen als die Erbin und Nachfolgerin der alten Löwener Hochschule erscheinen zu lassen, sie dadurch gleichsam in den Besitz jener glorreichen Erinnerungen und Traditionen zu setzen, welche jene hinterlassen hatte. Jene alte Hochschule hatte im sechzehnten, siebzehnten und noch im achtzehnten Jahrhundert, mit ihrem großartigen Organismus, mit ihren zahlreichen Collegien oder Stiftsschulen und Bursen, alle damaligen deutschen Universitäten überstrahlt, sie konnte sich Oxford und Cambridge an die Seite stellen; zwei Collegien allein besaßen zusammen Frei-

plätze für 200 Studirende. Die erste Revolution hatte alle diese Herrlichkeiten zerstört, aber — stat magni nominis umbra, und De Ram war bis zu seinem Tode unermüdlich thätig, alles zusammenzubringen, was sich noch im ganzen Lande an Bildern, Geräthen, Büchern, Urkunden, die der alten Universität gehört hatten, auffinden ließ. Er bewahrte, so zu sagen, sorgfältig jeden Papierstreifen, wenn nur der Name eines ehemaligen Löwener Professors oder Doctors sich darauf befand. In einer Menge kleiner Abhandlungen, Denkschriften, Gedächtnißreden hat er den Ruhm der alten Brabanter Hochschule gefeiert, das Andenken ihrer Gelehrten und der berühmten Männer, die irgendwie mit ihr in Beziehung gestanden, erneuert. So entstand jene stoffreiche Sammlung der Analectes pour servir à l'histoire de l'Université de Louvain, deren Fortsetzung sehr zu wünschen ist.

Als ständiger Rector der neuen Universität und Delegirter der Bischöfe hatte De Ram eine ganz monarchische Gewalt; man hat absichtlich, scheint es, dem Lehrer-Personal jedes corporative Recht und jede Autonomie entzogen. Daß dieser Zustand erträglich gefunden wurde und sich ohne allzu auffallende Nachtheile 30 Jahre lang behaupten konnte, das ist einzig dem Rector selbst, jenem seltenen Vereine persönlicher Vorzüge zuzuschreiben, in deren Lob und Anerkennung nicht nur sämmtliche Professoren, sondern ganz Belgien, darf man wohl sagen, einstimmig ist. Ob dieses System auf die Dauer Bestand haben werde, auch unter einem Rector, der etwa nicht die Milde, die imponirende Würde, die Liberalität eines De Ram besäße, das muß sich erst zeigen. Ich will nur erwähnen, daß im Jahre 1856 von den 2017 belgischen Studirenden auf Lüttich 662, auf Gent 294, auf Brüssel 367, auf Löwen 638 kamen, so daß also Löwen an Frequenz die zweite Hochschule war. Neben dieser Thatsache steht freilich auch die andere, daß es jetzt, nach dreißigjährigem Wirken, kaum möglich ist, Gelehrte von einiger Bedeutung zu nennen, welche aus der Löwener Schule hervorgegangen wären. Man hat wohl im ersten Anfange deutsche Wissenschaft zu Hülfe gerufen: Männer, wie

Arendt, die beiden Möller, Vater und Sohn, Windischmann (der Mediciner), wurden als Professoren angestellt; aber diese sind nun alle weggestorben und nicht mehr ersetzt worden; das deutsche Element ist dort verschwunden. Unter den nichtdeutschen Professoren haben sich der eben erst verstorbene David und Thonissen durch ihre Werke über belgische Geschichte, Périn als Nationalökonom, Nève durch eine Fülle kleinerer Schriften und Abhandlungen als Orientalist, hervorgethan. Im Ganzen aber sind der Schriften, welche von Löwener Professoren oder ihren Zöglingen erschienen, zu wenige, als daß sich aus denselben ein Schluß ziehen ließe auf den dort herrschenden Geist und Grad von Wissenschaftlichkeit. Strenge Beurtheiler möchten vielleicht behaupten, daß sich auch die belgische Literatur überhaupt nur negativ charakterisiren lasse, so nämlich, daß ihre Eigenthümlichkeit bestehe in der Abwesenheit deutscher Gründlichkeit und deutscher Kritik, und in der Abwesenheit französischer Formgewandtheit, Eleganz und Durchsichtigkeit. Indeß ist doch nicht zu übersehen, daß Belgien jetzt im Gebiete der eigenen Landesgeschichte eine Reihe sehr tüchtiger, auch höheren Anforderungen entsprechender Leistungen aufzuweisen hat. Und auch in anderen Gebieten wären doch immer einzelne ehrenvolle Ausnahmen namhaft zu machen.

Bekanntlich hat das in seiner Weise lockende Beispiel der gelungenen Löwener Universität einige Männer in Deutschland bewogen, etwas ähnliches, das heißt eine bloß bischöfliche und jedem Einfluß der Staatsgewalten entzogene Hochschule auch auf deutschem Boden gründen zu wollen. Man möge nur nicht vergessen, daß in Deutschland völlig verschiedene Zustände, eine entgegengesetzte Gesetzgebung besteht, und daß, so lange diese nicht von Grund aus geändert wird, der Erfolg eines solchen Unternehmens mehr als zweifelhaft ist. In Belgien ist die Gesetzgebung über den Unterricht, wie die ganze Verfassung, aus einem tiefen Mißtrauen gegen die oberste Regierungsgewalt hervorgegangen, und die Entlassung des Unterrichtswesens aus dem Staatsverbande hat dort zu einem argen Verfall der Volksschulen, zu

steigender Unwissenheit der niederen Klassen, zur Verschlechterung der Mittelschulen oder Gymnasien, und zu einem sich immer wieder erneuernden, mit großer Erbitterung verbundenen Kampfe geführt, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Ueberdieß würde in Deutschland eine staatsfreie, aber kirchlich um so fester gebundene Hochschule schon von vorneherein an einem Hauptgebrechen siechen, nämlich an dem gänzlichen Mangel einer gesicherten Lebensstellung für die Professoren. Jeder Conflict, in welchen der einzelne Lehrer, durch seine Vorträge oder Schriften, mit den Ansichten der Patrone geriethe — und wie könnten heutzutage solche Conflicte ausbleiben — würde nothwendig zur Entlassung des Lehrers führen.

Was De Ram's eigne literarische Leistungen betrifft, so war er kein großer, einen weiten Wissenskreis umfassender Gelehrter — es läßt sich kein einziges Buch von nur einigem selbstständigen Werthe von ihm anführen —, aber er besaß in nicht gewöhnlichem Maße die Kenntniß der belgischen Geschichte, der kirchlichen, politischen und literarischen, und er war auch hier ein unermüdet fleißiger Sammler und Herausgeber. Die akademischen Publicationen Belgiens enthalten eine Menge von historischen Notizen und kleineren Abhandlungen von seiner Hand. An einer Belgica sacra hat er lange gearbeitet. Seine wichtigste historische Leistung war die sorgfältige Ausgabe der für die belgische Geschichte des 15. Jahrhunderts so ausgiebigen Chronik von Dinter, welche Löher in seiner Jakobäa näher gewürdigt hat. Hoffentlich wird aus seinem Nachlasse noch manche geschichtliche Perle an's Licht gezogen werden können.

Am 28. November 1865 starb in Hamburg Dr. Johann Martin Lappenberg. Der Sohn eines Arztes in Hamburg, ward er dort am 30. Juli 1794 geboren. Anfänglich gedachte er dem väterlichen Berufe zu folgen und ging nach Edinburg, wo er medicinischen und besonders naturwissenschaftlichen Studien sich widmen wollte. Aber der Anblick des großartigen politischen

Lebens im brittischen Reiche brachte auf seinen jugendlich frischen und empfänglichen Geist Eindrücke hervor, welche ihn bestimmten, den juridischen und geschichtlichen Studien den Vorzug zu geben. Er kehrte nach Deutschland zurück, bezog die Universitäten Berlin und Göttingen, und ward 1816 Doctor juris. Bald wurde er Geschäftsträger seiner Vaterstadt in Berlin, übernahm aber nach einigen Jahren (1823), seiner Neigung zu geschichtlichen Forschungen folgend, die Stelle eines Archivars in seiner Vaterstadt. Hätte Lappenberg einem größeren Staatskörper angehört, er würde wohl, bei seinem Reichthum an juristischen, politischen, staatswirthschaftlichen Kenntnissen, ohne Mühe eine Professur oder ein einflußreiches Staatsamt erlangt haben, aber dem Bürger von Hamburg erging es wie dem Bürger von Frankfurt. Wie der reichbegabte Böhmer bis zu seinem Tode Bibliothekar der Stadt Frankfurt blieb, so verharrte Lappenberg über vierzig Jahre in der bescheidenen Stellung eines Archivars von Hamburg, wiewohl er allerdings auch von dem Senate seiner Vaterstadt zu mancherlei praktischen Geschäften herbeigezogen ward und an dessen Sitzungen Theil nahm.

Es lag nahe, daß Lappenberg seine erste Liebe als Geschichtsforscher der Hansa zuwandte, jenem großartigen und einst so mächtigen Verein niederdeutscher Kaufleute und Städte, dessen Geschichte sich über die größere Hälfte von Europa erstreckt, der, zur herrschenden Macht geworden, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts des gesammten Verkehrs im Norden, auf der Nord- und Ostsee, sich bemeistert hatte. Er gab die „urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse“, welche Sartorius auf sein früheres, größeres Werk folgen lassen wollte, vermehrt und in wichtigen Punkten ergänzt heraus, und noch im Jahre 1851 erschien von ihm eine auch für England lehrreiche „Geschichte des Stahlhofes“, das heißt der hansischen Factorei zu London. Noch in den letzten Jahren übernahm er im Auftrage der hiesigen historischen Commission, deren Mitglied er war, die Leitung einer Ausgabe der hansischen Recesse und eines hansischen Urkundenbuchs, — Arbeiten,

die nun freilich durch den Tod des Professors Junghans in Kiel unterbrochen oder vereitelt sind. *

Lappenberg wandte sich indeß bald einer höheren, seiner Kräfte würdigeren Aufgabe zu. Er unternahm für die von Heeren und Ukert herausgegebene Sammlung Europäischer Staatengeschichten eine Geschichte Englands zu schreiben. Der deutsche Historiker, dem eine solche Aufgabe zufällt, darf wohl sagen: sors mihi cecidit in praeclaris, denn eine anziehendere, lohnendere Aufgabe kann es kaum geben. Kaum irgendwo in der Geschichte seit Christus findet sich eine so harmonische, stetig nach innen wie nach außen fortschreitende Entwicklung, wie in diesem großen, in sich einigen, langsam zur Weltmacht emporgewachsenen Inselstaate. Hier hat jede Eroberung, jede Umwälzung nur vorübergehend scheinbar zerstört, im Grunde aber aufgebaut und civilisirt. Hier sind alterthümliche Institutionen nicht plötzlich vernichtet worden, oder allmäliger Verwesung verfallen, sondern sie wurden zu rechter Zeit verbessert, umgebildet, dem veränderten Charakter, den neuen Bedürfnissen des Staates und der Nation angepaßt. Kurz, die englische Geschichte zeigt uns das Bild eines majestätischen, mitunter über Katarakten wegbrausenden, aber dann wieder ruhig dahingleitenden und stets befruchtenden Stromes. Und dazu kommt noch der Reichthum der besten und sichersten Quellen, wie denn schon im Mittelalter, auch in einer Zeit, in welcher die Geschichtschreibung in Deutschland und Frankreich arg vernachlässigt oder verwildert war (im 13. Jahrhundert), England eine Fülle vorzüglicher Chronisten und Annalisten aufzuweisen hatte.

In den beiden Bänden, welche von Lappenberg's „Geschichte von England“ 1834 und 1837 erschienen, ließ er sofort alle deutschen und englischen Vorgänger weit hinter sich zurück. Auch Lingard's Werk, das überhaupt in seiner mittelalterlichen Abtheilung schwach

* Sowohl die „Hanserecesse“ wie das „hansische Urkundenbuch“ haben, seit dieß geschrieben, ihre Bearbeiter gefunden, jene in Koppmann, v. d. Ropp und D. Schäfer, dieses in Konst. Höhlbaum.

ist, und den erlangten Ruf nicht verdient, konnte neben dem seinigen nicht bestehen. Zum besonderen Verdienst gereicht ihm die Sorgfalt, welche er auf den culturgeschichtlichen und national-ökonomischen Theil verwandte, sowie die eindringenden Untersuchungen über die alten englischen Chronisten, womit er, einer der ersten nach Stenzel, eine Bahn betrat, welche nunmehr kein wissenschaftlicher Geschichtsforscher mehr verlassen darf.

Leider ließ sich Lappenberg zuerst durch die Herausgabe eines „Hamburgischen Urkundenbuches" und dann durch einige andere, zum Theil amtliche Arbeiten von der Fortsetzung des so viel versprechend begonnenen Werkes abziehen, obgleich auch das Erscheinen einer englischen Uebersetzung ihn zu ermuntern geeignet war; und als, im Jahre 1848, der Verlust des einen und die Schwächung des anderen Auges hinzukam, mußte er dem Gedanken an Fortführung und Vollendung gänzlich entsagen. Es war indeß ein Glück, daß sich ein Mann wie Reinhold Pauli fand, auf dessen Schultern Lappenberg vertrauensvoll die für ihn zu schwer gewordene Last legen konnte. Seitdem sind drei Bände der Fortsetzung erschienen: die ganze frühere Geschichte Englands bis 1509 ist nun vollendet, und Deutschland darf sich rühmen, ein Werk über englische Geschichte zu besitzen, dem an Gründlichkeit, an Vollständigkeit und Wahrhaftigkeit, kein englisches sich an die Seite zu stellen vermag, obwohl unter den neueren Bearbeitern der mittelalterlichen Geschichte Englands selbst ein Mann wie Lord Brougham sich befindet.

Lappenberg hat uns danach noch eine werthvolle Frucht seiner brittischen Geschichtskenntniß gewährt, nämlich die im Jahre 1865 in Ersch und Gruber's Encyklopädie abgedruckten Abhandlungen über Irland, dessen Geschichte und Statistik, Sprache und Literatur. Sie sind neben den Artikeln Leo's im Janus das beste, was wir Deutsche über Irland besitzen.

Trotz aller amtlichen und physischen Hindernisse war Lappenberg's literarische Thätigkeit nicht im Abnehmen, vielmehr in einer mit jedem Jahr steigenden Zunahme begriffen. Er bearbeitete eine

Reihe deutscher Quellenschriftsteller für die Pertz'schen Monumenta Germaniae, er gab bremische und hamburgische Chroniken heraus, und, wenn wir ihn sogar eine „hamburgische Buchdrucker-Geschichte" verfassen sehen, so macht das freilich einen Eindruck, als ob wir einen an einer Schulbank schnitzelnden Praxiteles vor uns hätten. Aber sein städtisch-patriotischer Sinn war mächtiger in ihm, als die Rücksicht auf literarischen Erfolg und Ruhm. Dazu kam dann, daß ihm in den letzten sechs Jahren der Zustand seiner Augen strengere und mühsamere Forschung untersagte, und er sich darum größtentheils dem Geschäfte des Herausgebens zuwandte; so hat er denn auch die ältere deutsche Literatur durch seine Ausgabe des Eulenspiegel, der niederdeutschen Geschichte des Lauremberg, der Gedichte Flemming's bereichert. Das dankbare Hamburg wird noch nach Jahrhunderten das Andenken eines seiner edelsten und gemeinnützigsten Bürger ehren, Deutschland aber wird ihm stets einen hohen Rang unter den Geschichtsforschern einräumen.

Am 27. August starb in Gratz, fast 79 Jahre alt, Hofrath Friedrich v. Hurter. Geboren 1787 in Schaffhausen war er der Sohn eines eidgenössischen Landvogts in Tessin und Bürgers in Schaffhausen.

Das erste Aufdämmern des Bewußtseins in dem Knaben fiel in die Zeit der französischen Schreckensherrschaft, und die Eindrücke, welche die zu Hause vernommenen Schilderungen des Jacobinerthums, die Entrüstung des Vaters, die Thränen der Mutter auf ihn machten, waren tief und unauslöschlich. Zwei Dinge wirkten dann zusammen, um diesen frühesten Eindrücken eine sein ganzes künftiges Leben und Denken beherrschende Gestalt und Färbung zu geben: der Einfluß Karl Ludwig von Haller's, und mehr noch der Anblick der im Kanton Schaffhausen thatsächlich vollzogenen Revolution, oder vielmehr der kleinlichen und pedantisch-lächerlichen Nachäffung französischer Einrichtungen. Von jener Zeit an, sagt Hurter, habe er sich als entschiedener Feind

der Revolution, als Gegner dessen, was von unten herauf durchgesetzt werden will, als warmer Verfechter aller wohlerworbenen Rechte erwiesen, welchem das Gefasel von Menschenrechten, demzufolge Alle an Allem Theil haben, Alle durch Alle regiert werden sollen, stets zuwider und unbegreiflich gewesen.* Gleich seinem berühmten Landsmanne, Johann Müller, studirte Hurter in Göttingen Theologie; aber obgleich er wirklich in den Predigerstand trat, zog doch diese Wissenschaft ihn nicht an, weder damals noch später. Er gesteht, daß er theologische Bücher nicht einmal gelesen habe. Er mißt die Schuld hievon dem in jener Zeit herrschenden Rationalismus bei. Geschichte war und blieb sein Lieblingsfach. Schon als 19jähriger Jüngling schrieb er eine Geschichte des ostgothischen Königs Theodorich und der, natürlich schwache Versuch ward doch von einem Meister wie Johann Müller ziemlich günstig beurtheilt. „Ich bin", schrieb dieser seinem Bruder, „mit seinem Theodorich weit besser zufrieden, als ich Anfangs dachte, nur der etwas scholastische Anfang und etwas Schwulst an wenigen Stellen (der Jugend natürlich) mißfiel mir."**

Als Landpfarrer im Kanton Schaffhausen gab Hurter, in Verbindung mit seinem Bruder, ein politisches Blatt conservativer Richtung, den „Schweizer Correspondenten", heraus, und setzte diese journalistische Thätigkeit zwanzig Jahre lang fort. Doch kehrte er stets wieder zur Geschichte zurück. Schon früh hatte er den Gedanken gefaßt, die hohenstaufische Zeit darzustellen; Müller, dem er davon geschrieben, hatte ihm, unmittelbar vor seinem Tode, erwidert: „Die Sie reizende Hohenstaufer-Zeit ist reich und sehr groß, würdig ein Leben zu füllen und doch nicht unermeßlich. Vortrefflich wenn Sie diese wählen, von 1080 bis 1269", — Worte, die dann Raumer seinem Werke als Motto vorgesetzt hat. Der Plan war indeß längst von Hurter vergessen, als ein Zufall, im Jahre 1814, ihm die Briefsammlung Innocenz des III. in die

* Geburt und Wiedergeburt. I. 83.
** Werke. VII. 353.

Hand legte. Das Bild einer bloß auf geistiges Ansehen gestützten Weltregierung, welches diese Briefe vor ihm aufrollten, zog ihn, wie er sagt, mächtig an, und so wurde die Geschichte dieses Papstes und seiner Zeit Hauptaufgabe und Lieblingsbeschäftigung für die nächsten zwanzig Jahre seines Lebens. Mitten in diesen Arbeiten war er, im J. 1824, in Folge seiner Bewerbung, zum zweiten Prediger in der Stadt erwählt worden. Die Vervielfältigung seiner Berufsgeschäfte und geselligen Beziehungen, welche sich für ihn in Folge dieser Versetzung ergab, gestattete ihm fortan nur nebenbei an seinem großen Werke zu arbeiten. Endlich konnte es im Jahre 1834 erscheinen, in vier starken Bänden. Kaum je noch war ein so kurzer Zeitabschnitt des Mittelalters (17 Jahre: 1198—1216) so ausführlich dargestellt worden. Freilich ist das Werk im Grund fast eine Geschichte Europas im Anfange des 13. Jahrhunderts, ein großes bis in's Einzelne ausgeführtes Gemälde nicht nur der Ereignisse, sondern auch der kirchlichen, politischen, socialen Zustände jener Zeit, und man muß dem Verfasser zugeben, was er für sich in Anspruch nimmt: daß er mit unermüdlichem Ameisen-Eifer, was immer über den behandelten Gegenstand sich hatte auffinden lassen, zusammengetragen und verarbeitet habe.

Erwägt man Inhalt und Ausführung, so wird die große Sensation, es wird das Erstaunen begreiflich, womit das Buch aufgenommen wurde.

Seit Anbeginn der Geschichte hat kein Sterblicher mit einer solchen Machtfülle über mehr als einen Welttheil, fast über die ganze bekannte Welt geherrscht, wie dieser Papst, der, nur 37 Jahre alt, den römischen Stuhl bestieg. In der kurzen Zeit von 17 Jahren ist es ihm gelungen, die von Gregor VII. geschaffene, aber noch lange nicht erreichte Idee des Papstthums als einer geistlich-weltlichen, die ganze Christenheit umspannenden und auf gewisse Ziele hinlenkenden Oberherrschaft zu verwirklichen. Er erhob und stürzte nach Gutdünken Kaiser und Könige; von ihm nahmen sie ihre Kronen zu Lehen. Zeitgenossen meinten,

nur mit Karl dem Großen ihn vergleichen zu können. Erst nach einer Reihe schwerer Kämpfe erreichte er sein Ziel, aber aus jedem dieser Kämpfe ging er siegreich hervor, und das verdankte er theils der Gunst der Zeitumstände, theils der eigenen Kraft und Genialität. Ein Schauspiel wie dieses ist der Welt nur ein Mal gezeigt worden; keinem späteren Papste ist es je wieder so gut geworden; auf dieser schwindelnden Höhe vermochte das Papstthum sich nicht zu behaupten, dafür sorgten die inneren, immer weiter um sich greifenden Gebrechen der Kirche, dafür sorgte auch der Widerstand, der bald von allen Seiten sich erhob.

Hurter hat nun das Walten dieses Papstes mit unverkennbarer Vorliebe und Bewunderung geschildert; es ist nicht nur die persönliche Größe des Mannes, dieser außerordentliche Verein von Herrschergaben, den er stets in der günstigsten Beleuchtung erscheinen oder durchschimmern läßt; auch die Principien, nach denen er verfuhr, die Mittel, die er anwandte, kurz das ganze System einer schrankenlosen, geistlich-weltlichen Machtvollkommenheit, wird als ein normaler und, wenigstens für jene Zeit, ebenso nothwendiger als vollkommen berechtigter Zustand, als ein mustergiltiges Ideal ächt christlicher Staatsordnung dargestellt. Dieß hat ihm denn von der einen Seite vielstimmigen Beifall, reichliches Lob, selbst von päpstlichen Lippen, wie er berichtet, eingetragen, und in kurzer Zeit waren drei Auflagen des großen Werkes — ein in Deutschland seltener Erfolg — verbreitet. Auf der andern Seite aber wollte man nicht begreifen, wie ein protestantischer Theolog und Prediger ein solches Werk schreiben könne.

Vergleichen wir Hurter's Werk mit der einzigen bis dahin vorhandenen Darstellung jenes Zeitraumes, mit Raumer's Hohenstaufen, so ist nicht zu verkennen, daß die neue Leistung ein bedeutender Fortschritt, eine wesentliche Erweiterung unsrer historischen Erkenntniß war. Hurter drang tiefer ein, beutete den reichen Quellenstoff sorgfältiger, vollständiger aus, wichtige Seiten des damaligen Lebens, besonders des kirchlichen, sind erst von ihm

erforscht und dargestellt worden. Raumer selbst hat sich nachher, in der Ueberarbeitung seines Werkes, vielfach auf Hurter gestützt, und mit dessen Hülfe die eigne Darstellung ergänzt und berichtigt.

Und gleichwohl muß man sagen: den jetzigen Anforderungen geschichtlicher Forschung entspricht doch auch Hurter's Werk in keiner Weise mehr; es entspricht ihnen nicht, wenn wir auch von der Frage ganz absehen, ob und wie weit Hurter durch Befangenheit sich zu parteiischer Färbung, zu berechneten Verschweigungen und Verschönerungen habe verleiten lassen. Allzusehr vermißt man bei ihm die kritische Prüfung seiner Quellen und Belege, das gewissenhafte Abwägen der Aussagen. Auch er macht sich in großem Umfang des bedenklichen Fehlers schuldig, werthlose, spätere Angaben herbeizuziehen, und als ob sie den echten Quellen ebenbürtige Zeugnisse wären, zu verwerthen. Auch bei ihm werden wohl die fertigen Zustände mit Klarheit dargestellt, aber um so weniger Sorgfalt ist auf den Nachweis verwandt, wie, mit welchen Mitteln, unter welchen Umständen sie so geworden sind. Es bleibt immer merkwürdig, daß es gerade drei protestantische Theologen sind, denen wir die umfassendste und gründlichste Darstellung jener drei gewaltigen Päpste verdanken, Gregor's VII., Alexander's III., Innocenz' III., der drei Säulen, auf denen der kühne Bau der mittelalterlichen Hierarchie und kirchlichen Weltherrschaft ruht: — Gfrörer, Hurter, Reuter. Zwei von diesen haben mit entschiedener Vorliebe für das System und mit offener Bewunderung für dessen Träger geschrieben, der dritte, Reuter, hat, ohne Haß wie ohne Vorliebe, nur den Männern und Richtungen der Zeit gerecht zu werden gestrebt. Alle drei haben in ihren Werken glänzende Früchte beharrlichen Fleißes und tief eindringender Forschung geliefert; aber wie sehr hat Gfrörer der Brauchbarkeit seines Werkes Abbruch gethan durch seine Manier, fast möchte ich sagen durch seine Manie, in seinen Texten stets zwischen den Zeilen zu lesen, den Thatsachen ergänzend und interpretirend nachzuhelfen, vermeintlich fehlende Glieder in der Kette der Ereignisse, mittels seiner divinirenden Einbildungskraft,

zu ergänzen, und den Handlungen der Personen ganz bestimmte, willkürlich ersonnene Motive unterzulegen. Hurter hat diese Fehler großentheils vermieden, aber in der Akribie der Forschung, an kritischem Scharfsinn und historischem Blick, sowie in der Kunst der Darstellung, wird er von Reuter übertroffen.

Hurter's amtliche Stellung war, obgleich er noch unmittelbar nach dem Erscheinen seines Werkes zum Antistes vorgerückt war, dennoch nachgerade unhaltbar geworden. Die Geschichte Innocenz' III. wurde allgemein als eine historische Apologie, nicht sowohl der katholischen Kirche, als vielmehr jener längst vorübergegangenen hierarchischen Zustände und Pläne betrachtet. Bisher hatte man in katholischen Kreisen jene theils verwirklichte, theils erstrebte päpstliche Universalherrschaft über die weltlichen Dinge und über Kaiser und Könige als etwas Zufälliges, als einen zeitweiligen Auswuchs, etwas dem Wesen der Religion Fremdes und eher Schädliches, betrachtet. Wenn man auch Gregor VII. hochstellte, so pflegte man doch nur den kirchlichen Reformator, der Zucht und Sitte des Klerus herstellen wollte, in ihm zu bewundern. Aber an den Namen Innocenz' III. knüpfte sich keine bleibende sittlich-religiöse Verbesserung, er wollte ein intensiv und extensiv unermeßliches Imperium gründen und befestigen, er war, so zu sagen, ein siegreicher Eroberer, ein kirchlicher Alexander. So wurde denn Hurter's Werk, obgleich dessen Verfasser protestantischer Geistlicher war, oder vielmehr gerade weil er es war, nicht als eine anspruchslose, bloß für die Wissenschaft geltende Leistung, sondern als eine tendenziöse Parteischrift aufgefaßt, welche, wenn nicht Hoffnungen, so doch Wünsche einer Repristination solcher Zustände zu erregen bestimmt sei. Da geschah denn, daß die eigenen Amtsbrüder sich gegen den Mann erhoben, der sich überdieß zum Vertheidiger der schweizerischen Klöster aufgeworfen hatte. Er legte seine Aemter nieder, lebte 3 Jahre als Privatmann, und trat, im J. 1844, nach der Rückkehr aus Rom, zur katholischen Kirche über. Ein Jahr darauf ward er nach Wien berufen, zum kaiserlichen Hofrath und Reichshistoriographen ernannt,

mit dem Auftrage, eine Geschichte Ferdinand's II. actenmäßig zu schreiben.

Hiemit begann die zweite Periode seiner historiographischen Thätigkeit, fruchtbarer noch als die erste, denn nicht weniger als 15 Bände, nebst einigen kleineren Schriften, sind die Frucht derselben. Der Contrast zwischen der früheren Stellung des Historikers und seiner jetzigen war vollständig und anscheinend so günstig als möglich. Hatte er früher in einem schweizerischen Städtchen, unter eng begrenzten Verhältnissen, fern von großen Bibliotheken, und beschränkt auf die von seinen Amtsgeschäften übrig bleibenden Stunden, gearbeitet, so befand er sich jetzt in dem Mittelpunkt eines großen Reiches, in der Nähe bedeutender Staatsmänner, umgeben von ausgezeichneten Gelehrten und Forschern, mit völlig freier Muße und Zutritt zu allen Archiven. Und dennoch sind seine späteren Leistungen fast in jeder Beziehung sichtlich schwächer als seine früheren; man hat oft Mühe, in dem Geschichtschreiber Ferdinand's den Biographen Innocenz' des III. wieder zu erkennen. Wie kam dieß? — Ich glaube hauptsächlich aus zwei Ursachen: einmal lastete der kaiserliche Historiograph schwer, fast wie ein bleierner Mantel, auf dem Geiste des Mannes, der bis zu seinem achtundfünfzigsten Lebensjahre Bürger einer Republik gewesen. Man darf vielleicht überhaupt sagen, daß ein solcher bestallter und patentirter Historiograph in unseren Tagen ein Anachronismus sei; denn geistige Freiheit, also Abwesenheit beengender Rücksichten und bestechender Motive, ist nun einmal die Lebensluft der Geschichtsforschung. Ich weiß nicht, welche Instructionen oder Winke Hurter ertheilt wurden; jedenfalls aber hat er den ihm gegebenen Auftrag so aufgefaßt, als ob es ihm obliege, die Geschichte jener Zeit zu einer Ehrenrettung des Kaisers Ferdinand des II. und der damaligen österreichisch-spanischen Politik zu gestalten. Er sagt es offen in der Vorrede zum 7. Bande: er schreibe „dem österreichischen Kaiserhause zur Verherrlichung, seinen redlichen Anhängern zur Befriedigung, dem üblen Willen, der so lange und so beharrlich sich geltend gemacht, zur Belehrung oder doch zur

Beschämung". Und trotz dieses seines Programms gerieth er in Verwicklung mit der österreichischen, „theils offenkundigen, theils geheimen Censur", worüber er in der Vorrede zum ersten Bande, in etwas dunkler Sprache, sich beklagt. Es scheint, daß dieß die Ursache war, warum der Druck des Werkes erst nach den Katastrophen von 1848 und 49, im Jahre 1850, begann. Ein zweiter Umstand, der sich drückend und lähmend auf den Geist des Mannes legte, war seine pessimistische und verbitterte Stimmung. Die vielfachen Kränkungen und Angriffe, welche in dem Decennium von 1835 bis 1845 auf ihn eindrangen, mögen Antheil an dieser Verdüsterung Hurter's gehabt haben. Man kann das gänzliche Zerfallensein mit der Zeit, in welcher, und den Menschen, unter denen man lebt, nicht stärker aussprechen, als Hurter es gethan hat. Ungefähr wie der Philosoph Fichte im Jahre 1806 erklärte: seine Zeit stehe in der vollendeten Sündhaftigkeit, so daß in ihr das völlig Richtige als das allein Wahre erscheine, — so und im Grunde noch stärker läßt Hurter sich vernehmen.

Im Jahre 1845 schreibt er und wiederholt später diesen Gedanken: „Das eigentliche Gepräge unsrer Zeit ist die Lüge; die Lüge ist der Luftkreis, in dem sich dieselbe bewegt, die Lüge ist die Kraft, die ihr Getriebe in Bewegung setzt; neben dem Dampf ist sie das mächtigste Agens, welches die Staaten lenkt, die Gesetzgebung durchdringt, die Gesellschaft ordnet, die Meinung beherrscht" u. s. w. — denn ich mag die lange, in diesem Tone sich fortspinnende Tirade nicht wiederholen.* Man traut kaum seinen Augen, wenn man diese Herzensergüsse eines Mannes liest, der sich eben erst der größten auf Erden bestehenden Gesellschaft angeschlossen, und zu ihrer tagtäglich von unzähligen Kanzeln frei verkündigten Lehre bekannt hatte; man sollte meinen, er sei bei jenen alten Gnostikern des zweiten christlichen Jahrhunderts in die Schule gegangen, welche die ganze sichtbare Welt für das Reich der Finsterniß und des Bösen, und neun Zehntheile der

* Geburt und Wiedergeburt. I. 286.

Menschheit für rettungslos verlorene Hyliker oder Satansgeschöpfe **erklärten**.

Gerade als gelehrter Historiker mußte Hurter doch wissen, daß in unseren Tagen und auf diesem Gebiete die Erkenntniß der Wahrheit unvergleichbar leichter, und also auch die Lüge, das heißt die absichtliche Entstellung und Fälschung der Thatsachen, viel schwerer und folglich viel seltener geworden ist; er mußte wissen, daß es unzählige, auch von ernsten Geschichtsforschern früher vorgetragene Irrthümer gibt, welche zu behaupten jetzt selbst einem Anfänger nicht beifallen würde. In Wahrheit ist die öffentliche literarische Justiz, welche in Deutschland, man darf sagen in Europa, an jedem Frevler gegen historische Wahrheit vollstreckt wird, noch nie so rasch, so unbestechlich und unerbittlich gewesen. Nach wie vor herrscht, wie nicht anders zu erwarten ist, große Divergenz in der Beurtheilung der Ereignisse und der Charaktere, aber bezüglich der Thatsachen selbst werden die Abweichungen und Widersprüche immer geringer, und es ist eine beredte Wahrheitsprobe für die besten der neueren Historiker, daß die Entdeckung neuer Quellen und Urkunden nicht selten ihre Darstellungen eher bestätigt als widerlegt.

Diese Stimmung Hurter's und die Haltung, welche er in Folge derselben einnahm, erklärt manches, was dem entfernt stehenden auffallen muß. Wien besaß und besitzt einen erlesenen Kreis historischer Forscher, mit denen in Verbindung zu treten und gemeinschaftlich zu arbeiten, für jeden andern Lust und Freude gewesen wäre. Ich nenne nur Männer wie Karajan, Arneth, Miklosich, Meiller, Birk, Lorenz, von einheimischen; dazu Aschbach, Jäger, früher Chmel und Hammer. Aber Hurter trat, so viel ich weiß, nie in nähere Berührung mit ihnen, man blieb sich wechselseitig fremd, und so ist es auch gekommen, daß er nicht Mitglied der Wiener Akademie geworden ist.

So ist denn Hurter in seinem großen, elfbändigen Werk fort und fort Anwalt oder Panegyrist, aber auch eben so oft scharfer Ankläger; denn wo nur immer eine Gelegenheit sich bietet,

im Text oder in Noten, macht er Ausfälle auf unsere Zeit, auf die herrschenden Richtungen im staatlichen wie im kirchlichen Leben, und diese finsteren Schatten der Gegenwart dienen ihm wieder, das Lichtbild, welches er von Ferdinand's Regentenwirksamkeit entwirft, in hellerer Beleuchtung erscheinen zu lassen. So störend für den Leser diese immer wiederkehrenden und häufig in nichtssagende Gemeinplätze auslaufenden Vorwürfe und Rügen, die er seinen Zeitgenossen hinwirft, auch sind, so breit auch oft seine apologetischen Erörterungen über Ferdinand's Maßregeln sich ausdehnen, das Werk selbst wird dennoch als eine reichhaltige, großentheils auf mühsamer archivalischer Forschung beruhende Arbeit seinen Werth noch lange behalten. Hurter sagt zwar nicht die ganze Wahrheit, er benützt seine Quellen nicht selten parteiisch, aber er beherrscht ein gewaltiges Material, er ist in seinen Archiven einheimisch, und selten entgeht ihm eine gedruckte Quelle von Bedeutung. Er hat sich, und wohl mit gutem Fuge, gerühmt, daß er für die erste, aus 7 Bänden bestehende Abtheilung seines Werkes, welche die Geschichte des Erzherzogs Karl von Innerösterreich und seines Sohnes Ferdinand, bis zu dessen Kaiserkrönung, bietet, 30,000 Urkunden und Briefe durchgegangen habe. Nur ist auffallend, daß, während er in den früheren Bänden zahlreiche Urkunden als Anhang hat abdrucken lassen, dieß bei den letzten, weitaus wichtigeren Bänden, welche die Geschichte des 30jährigen Krieges bis zu Ferdinand's II. Tod darstellen, ganz unterblieben ist.

So reiht sich denn Hurter den dynastischen Geschichtschreibern des dreißigjährigen Krieges an, deren wir schon eine beträchtliche Anzahl besitzen. Vom schwedischen Standpunkt aus und zur Verherrlichung ihres Königs und Volkes, haben Lundblad, Fryxell und am besten Geijer den großen Kampf geschildert. Für Sachsen-Weimar hat Röse seinen „Herzog Bernhard" geschrieben, für Hessen Justi und Rommel, für Braunschweig Von der Decken seinen „Herzog Georg", für Sachsen Müller seinen „Johann Georg und sein Hof", für Brandenburg Droysen, für Oesterreich

Mailath, dem sich jetzt Hurter, mit weit reicherem Material und entschiedener auftretender Parteinahme, zugesellt hat. Für Bayern hat Aretin verdienstliches geleistet, Frankreichs Theilnahme ist von Ranke, in seiner französischer Geschichte, trefflich beleuchtet worden. Darnach haben Adolf Menzel, Leo, Gfrörer, Barthold diese Geschichte vom nationalen und reichseinheitlichen Standpunkt dargestellt. Aber noch immer hat sich der Geschichtschreiber nicht gefunden, der, nicht auf der Peripherie, sondern im Centrum und zugleich hoch über den Parteien und Nationen stehend, mit der leidenschaftslosen Ruhe, mit der klar schauenden Gerechtigkeit eines seligen Geistes, jene für Deutschland so schmerzliche, aber ewig denkwürdige und lehrreiche Epoche beschriebe: Exoriare aliquis!

Als ergänzende Beibände zu seinem großen Ferdinandischen Werke hat Hurter 1855 und 1862 zwei Werke „Zur Geschichte Wallenstein's" erscheinen lassen; sie eignen sich durch die Art, wie das reiche und großentheils neue Material mehr gehäuft, als verarbeitet ist, weniger zu allgemeiner Lectüre, sind aber dem Forscher von hohem Werthe. Tritt der Verfasser im ersten Bande fast immer als Ankläger Wallenstein's auf, so ist dagegen in dem zweiten, die vier letzten Jahre des Mannes umfassenden Buch der Ton etwas milder geworden, und Hurter hat sich genöthigt gesehen, manches in dem früheren Bande gefällte, allzu bittere und gehässige Urtheil über den außerordentlichen Mann, dem doch eine seltene Charaktergröße nicht abgesprochen werden mag, zurückzunehmen, manche Vorzüge und edlere Eigenschaften ihm zuzugestehen. Daß aber Wallenstein zuletzt dem Kaiser gegenüber doch schuldig geworden sei, und also sein Schicksal verdient habe, das hält Hurter fest, ja er klammert sich an jeden, auch noch so geringfügigen Umstand an, der den Schatten des Verbrechens auf Wallenstein werfen könnte. Dieses Verbrechen aber sei nicht Verrath, wie man gewöhnlich es bezeichne, gewesen, sondern Empörung, Rebellion, da Wallenstein nur nach dem Besitze der böhmischen Krone gestrebt habe. Merkwürdiger Weise muß nun aber Hurter gestehen, daß er in den österreichischen Archiven nichts

darauf bezügliches gefunden habe, weshalb er denn in diesem ganzen wichtigen Abschnitt sich an Aretin's Darstellung gehalten habe, welche ihrerseits auf die Berichte des bayerischen Gesandten Richel in Wien sich gründet. Dieses Armuthszeugniß, welches Hurter den österreichischen Archiven, bezüglich der wichtigen Ereignisse vor dem Tode Wallenstein's, ausgestellt hat, wird noch auffallender durch die Angabe, daß im Jahre 1846 ein Beamter der Regierung eigens nach Böhmen gesandt worden sei, mit dem Auftrage, die dortigen Privatarchive nach neuen Aufschlüssen über Wallenstein zu durchforschen, und daß die ganze von dort zurückgebrachte Ausbeute ihm, Hurter, vorgelegen habe. Auch hier also fand sich nichts, was zu einem Beweise des dem Herzog zur Last gelegten Verrathes oder Aufruhrs, wie es Hurter genannt haben will, verwendet werden konnte — und doch waren selbst mit eigenhändigen Bemerkungen Wallenstein's versehene Briefschaften unter den mitgebrachten Stücken —, und ich bekenne, daß gerade Hurter's Beweisführung, seine hastigen Schlüsse aus unzureichenden Prämissen, sein ängstliches Bemühen, den Thatsachen nachzuhelfen und aus einzelnen Indicien eine Kette zusammenzufügen, an der aber jeder Ring morsch und gebrechlich ist — daß alles dieß einen seiner Absicht entgegengesetzten Eindruck auf mich gemacht hat, so daß ich auch, trotz der Autorität zweier ehrenwerther Mitglieder, welche beide in diesem Saale die Wahrheit der gegen den Feldherrn erhobenen Anklagen darzuthun gesucht haben, v. Aretin und Rudhart, gleichwohl noch immer starken Zweifel hege.

1867.*

J. E. Kopp.

J. E. Kopp, geboren 1793 zu Beromünster im Canton Luzern, starb am 25. Oktober 1866.

* Nicht wieder abgedruckt sind die gleichzeitig gesprochenen Nekrologe auf v. Koch-Sternfeld und L. A. Warnkönig.

Ruhig, regelmäßig, einförmig und eintönig floß das Leben dieses Mannes dahin; wie er keinen Antheil nahm an den politischen Ereignissen seiner Zeit und seines Vaterlandes, blieb er auch unberührt von denselben, beschränkt auf den engen Kreis seiner Thätigkeit als Jugendlehrer, und auf seine geschichtlichen Forschungen und Darstellungen.

In seiner Jugend hatte er kurze Zeit in Paris, dann in Hofwil bei Fellenberg Unterricht gegeben. Aber schon im Jahre 1819 ward er Professor der classischen Philologie an dem Gymnasium und Lyceum in Luzern und blieb dieß, 47 Jahre lang, bis zu seinem Tode.

Zwei schweizerische Historiker, Tschudi und Johannes Müller, hatten bereits den Geist, die Neigungen und Gedanken des jungen Mannes in Beschlag genommen und ihnen eine bleibende Richtung aufgeprägt. Und dennoch ist gerade er es gewesen, der das Ansehen der beiden Geschichtschreiber in einer Hauptpartie, dem Ursprung und den Anfängen der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihrer Stellung zum österreichischen Hause, mehr als erschüttert hat. Seine Absicht war zuerst nur, den vor 500 Jahren erfolgten Eintritt der Stadt Luzern in den Bund darzustellen. Indem er zu diesem Zwecke die Archive der Schweiz sowohl, als die von Wien und Turin durchforschte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß gerade diese Jugendgeschichte seines Vaterlandes ganz schief dargestellt und mit argen Irrthümern behaftet sei. Er sprach dieß aus in einem im Jahre 1835 erschienenen kleinen Bändchen: „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. E. Kopp.“ Selten hat wohl eine so unscheinbare und anspruchslos auftretende Schrift eine so gewaltige Bewegung hervorgerufen, so große und dauerhafte Wirkungen erzeugt. Nach der bisher allgemein herrschenden Darstellung hatten die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden volle und ganze Reichsunmittelbarkeit; ihr Bund und ihre Feindseligkeiten gegen Oesterreich waren nur gerechtfertigte Nothwehr gegen unerträgliche Tyrannei, Vertheidigung ihrer Freiheit gegen rechts-

widrige Usurpation der Habsburger. Kopp dagegen suchte nachzuweisen, daß die Bewohner der drei Waldstädte größtentheils nicht persönlich Freie, sondern Hörige geistlicher und weltlicher Grundherren waren, und daß die Habsburger, als Landgrafen, eigentliche Hoheitsrechte in diesen Gebieten besaßen. König Albrecht, behauptete er, habe, weit entfernt, die Bewohner der Waldstädte tyrannisch zu behandeln, nur die Rechte seines Hauses und des Reiches gehandhabt; die angeblichen Bedrückungen der von ihm gesetzten Vögte seien spätere, den Zeitgenossen völlig unbekannte Erfindungen, und in Küßnacht habe es nie einen Geßler gegeben. Damit war denn auch der Erzählung von Wilhelm Tell und seinen Schicksalen der Boden entzogen; sein Schuß, die Ermordung des Vogtes, durften nicht länger als geschichtliche Thatsachen betrachtet werden; man mußte der schon längst aufgestellten Ansicht zustimmen, daß hier nur ein Mythus, eine Volkssage, wie sich ganz ähnliche bei den nordischen Völkern und am Rhein finden, zu erkennen sei. Nach den weiteren Untersuchungen Kopp's, in einem zweiten Bändchen Urkunden (1851), in seiner „Geschichte der eidgenössischen Bünde" und in den „Geschichtsblättern" (Luzern 1854—1856), ist aber nicht einmal die wirkliche Existenz Tell's, welche Häußer in seiner Preisschrift „die Sage vom Tell", 1840, noch angenommen hatte, zu retten. Eine Familie dieses Namens ist nie dagewesen. Und so hätten wir denn an dieser, so tief in unser Bewußtsein von Kindheit an eingesenkten Geschichte, trotz Johannes Müller und Schiller, doch nur ein höchst merkwürdiges Beispiel des mythenbildenden Processes aus verhältnißmäßig neuer Zeit. Es hat einen altpersischen, altsächsischen, englischen, normännischen, dänischen, schwedischen Tell gegeben, natürlich immer unter anderem Namen; immer aber ist es ein freier Mann des Volkes, der, einem tyrannischen Gewalthaber widerstehend, das furchtbare Kunststück des Meisterschusses vollbringt und den Apfel auf des Sohnes Haupt trifft. Es liegt daher kein Grund vor, die Ansicht zu verwerfen, welche jüngst Pfannenschmid in seiner Schrift, „der mythische Inhalt der Tell-

sage,“ aufgefunden hat: daß nämlich diese Sage eine der vielen Reminiscenzen sei, welche die arischen Völker aus ihrer asiatischen Heimath in ihre spätere Wohnstätte mitgebracht haben.

Ermuthigt durch die Zustimmung der bedeutendsten Gelehrten und durch die anspornende Freundschaft Friedrich Böhmer's, stellte sich Kopp seit 1845 in die Reihe der Bearbeiter der deutschen Geschichte. In sieben Bänden hat er der deutschen Nation das höchst dankenswerthe Geschenk einer Darstellung der Zeit von 1273 bis 1330, der Regierung Rudolf's, Albrecht's und Ludwig's des Bayern gemacht; leider hinderte sein Tod die Vollendung, denn er wollte das Werk fortführen bis 1336.* Auf der Grundlage der Böhmer'schen Regesten erbaut, ist es ein Werk des erstaunlichsten Fleißes und minutiöser Genauigkeit. Die Sorgfalt, mit der das Einzelne behandelt ist, die ruhige Besonnenheit, die Objectivität der Darstellung, welche jede eigne Zuthat fast ängstlich vermeidet, jede Thatsache urkundlich feststellt, nie mehr sagen will, als sich aus den Quellen, nach strengster Interpretation, nachweisen läßt — diese Eigenschaften sind wohl kaum in einem andern deutschen Geschichtswerke in solchem Grade vorherrschend, wie bei Kopp, und wenn man die zwei Extreme deutscher Geschichtschreibung mit Namen bezeichnen wollte, müßte man Gfrörer und Kopp nennen. Aber freilich ist die Schattenseite in der Leistung des letztern auch nicht zu verkennen: eine den Leser ermüdende, ja erdrückende Masse von Einzelnheiten, für die jede höhere Verknüpfung, jede Zusammenfassung unter allgemeineren Gesichtspunkten mangelt. Es genügt dem Historiker, den Inhalt einer Masse von Urkunden, als ob jede auch schon eine historische Begebenheit wäre, in seinen Text aufzunehmen, wodurch es denn dem Leser häufig fast unmöglich wird, den großen Gang der Geschichte im Auge zu behalten.

Und doch, sieht es nicht aus wie eine Ironie, daß derselbe Mann, der so ängstlich sich, so zu sagen, hinter den Begebenheiten

* Kopp's Werk hat seither in Busson, Lütolf und Rohrer Fortsetzer gefunden.

versteckt, und nie dem Urtheil der Leser vorgreifen will, schon auf dem Titel seines Werkes das Urtheil desselben über den vorherrschenden Charakter des von ihm dargestellten Zeitraumes zu bestechen versucht hat! Der Titel seines Werkes lautet: „Geschichte von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen Römischen Reichs", und seine Absicht ist ganz besonders, König Rudolf von Habsburg als den Wiederhersteller des Reiches zu schildern. Nun ist zwar richtig, daß Rudolf der völligen Verwirrung und allgemeinen Zerrüttung in der Zeit des Interregnums ein Ende gemacht hat, aber gerade aus Kopp's eigner Darstellung ergibt sich, daß eine wirkliche Restauration des Reiches doch keineswegs stattgefunden, daß Rudolf große Bestandtheile, wichtige Rechte preisgegeben, und die Macht der Fürsten auf Kosten des Reiches gesteigert hat. Ist doch gerade Rudolf es gewesen, der das erste, später nur allzu oft nachgeahmte Beispiel gab, wie ein deutscher Kaiser die königliche Gewalt zur Gründung einer Hausmacht benützen könne, womit er eigentlich den Grund zur künftigen, unaufhaltbaren Auflösung des Reiches legte.

Auch mag ich doch nicht verschweigen, daß Kopp's sonstige historische Unbefangenheit und parteilose Objectivität zuletzt, in der Geschichte Ludwig's des Bayern, ihn verlassen hat. Hier übernimmt er häufig die Rolle des Anklägers, er vergißt, oder will nicht sehen, daß dieser Fürst weniger gesündigt hat, als gegen ihn gesündigt worden ist. Und so ist dieser Theil seines Werkes nur geeignet, die Sehnsucht nach einer den jetzigen Anforderungen genügenden, vollständigen Geschichte König Ludwig's zu verstärken. Exoriare aliquis!

1868.

Häusser — Kunstmann — Sighart.

Am 19. März 1867 starb als Professor in Heidelberg Ludwig Häusser, geboren 1818 zu Kleeberg im Departement

Niederrhein, also auf jetzt französischem Boden. Der Ort gehörte aber ehedem zum Herzogthum Zweibrücken, also zum Besitzthum einer Seitenlinie des wittelsbachischen Fürstenhauses. Häusser war einer ganz geistlichen Familie entsprossen, denn sein Vater war Pfarrer, und seine Mutter war die Tochter eines Pfarrers in Mannheim. Die Eindrücke, die der Sohn dadurch von frühester Jugend an empfing, mögen Ursache sein, daß er später mit Vorliebe protestantisch-kirchlichen Fragen sich zuwandte. In Heidelberg, durch Schlosser, und in Jena gebildet, dann kurze Zeit am Gymnasium in Werthheim, hierauf am Lyceum in Heidelberg thätig, konnte er bald zur ersehnten Universitäts-Wirksamkeit übergehen. Durch zwei, für einen erst 21jährigen Jüngling vielverheißende Schriften hatte er sich den Weg dazu gebahnt: „die deutschen Geschichtschreiber bis auf die Hohenstaufen" und „die Sage vom Tell". Im Jahre 1845 schon erschien seine „Geschichte der rheinischen Pfalz". Eine Geschichte dieses früher so vielfach getheilten und verschiedenen Gebieten angehörigen Landes hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, die der erst 27jährige Verfasser mit merkwürdigem Geschick überwunden hat, obgleich er nur meist dürftige Vorarbeiten benützen konnte. Daß der erste, das Mittelalter umfassende Band den jetzigen Anforderungen nicht mehr genüge und überhaupt bedeutend gegen den zweiten Band zurückstehe, ist freilich nicht zu verkennen.

Aber Häusser's Ruf, einer der besten deutschen Geschichtschreiber neuerer Zeit gewesen zu sein, gründet sich doch vorzugsweise auf seine „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes", die von 1854—57 in vier starken Bänden erschien. Das ausgezeichnete Talent der Darstellung, die Kunst, durch den lebendigen Fluß der rasch sich fortbewegenden Erzählung den Leser in steter Spannung zu erhalten, die Anschaulichkeit der sorgfältig ausgemalten militärischen Operationen ebensowohl, als der geschickt entwirrten diplomatischen Verhandlungen — diese Vorzüge erwarben dem Werke die Gunst des deutschen Publicums in einem Grade, wie sie nur wenigen

Geschichtswerken zu Theil geworden. Den Stoff hatte Häusser theilweise aus Archiven geschöpft, und dabei durchströmte das Ganze eine patriotische Wärme und eine sich rückhaltlos kundgebende persönliche Gesinnung, welche die Anziehungskraft des Buches eher erhöhte als minderte.

Häusser's „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution", noch unter dem frischen Eindruck des eben erst Erlebten, und, wie natürlich, nicht ohne einen starken Anflug satyrischer Schärfe geschrieben, werden immerhin ein lehrreicher Beitrag zur Zeitgeschichte bleiben. Was wir sonst noch von ihm besitzen, ist zum großen Theile der Vertheidigung und Verherrlichung Friedrich's II. gewidmet, zu dessen unbedingten Bewunderern Häusser zählte. Er hat diesen seinen Lieblings-Helden, wie gegen den Deutschen Onno Klopp, so gegen den Engländer Macaulay in Schutz genommen, und wie man auch über das Endresultat urtheilen möge, jedenfalls mit gründlicher Kenntniß und mit dem Talente eines Sachwalters, der die von den Gegnern an seinem Heros gerügten Mängel und Blößen in eben so viele Vorzüge und Triumphe zu verwandeln versteht.

Als akademischer Lehrer hat Häusser in Heidelberg Erfolge erzielt und von seinen begeisterten Zuhörern Huldigungen empfangen, wie sie nicht vielen Professoren dieser Zeit zu Theil geworden sind. Erwägt man dabei, daß er gleichzeitig eine umfassende politische und journalistische Thätigkeit entwickelte — wie er denn einige Jahre lang wohl als der Führer der badischen Kammer betrachtet werden konnte — so kann man nicht umhin, eine so elastische Vielseitigkeit und unermüdliche Arbeitskraft zu bewundern; es ist zu beklagen, daß ein solcher Mann, kaum 50 Jahre alt, seinem Wirkungskreise und der Literatur entrissen wurde.

Am 15. August 1867 starb Friedrich Kunstmann. Geboren in Nürnberg, 4. Januar 1811, studirte er, da sein Vater als Militär-Hauptkassier nach München versetzt worden, am hiesigen Gymnasium, dann an der Hochschule, und zwar

betrieb er gleichzeitig juristische und theologische Studien. Er scheint selbst, während einiger Zeit, die Absicht gehegt zu haben, sich ganz der juristischen Laufbahn zu widmen; denn in den Jahren 1832 und 1833 ist er Practicant am Landgericht München gewesen. Bald jedoch gewann die Neigung zur Theologie und zum geistlichen Beruf bei ihm die Oberhand, er trat in das Seminar zu Bamberg und ward 1834 zum Priester ordinirt. Die Erwerbung des theologischen Doctorgrades führte ihn nach München, darauf wirkte er theils als Pfarrgehülfe in Bamberg, theils als Religionslehrer an hiesigen Bildungsanstalten, bis er im Jahre 1842, als Lehrer der portugiesischen Prinzessin Amalie, nach Lissabon ging, wo er, einen flüchtigen Besuch in München abgerechnet, vier Jahre weilte. Nach seiner Rückkunft erlangte er auch die juristische Doctorwürde, und ward dann, 1847, Professor des Kirchenrechts in der Juristen-Facultät — ein Amt, das er gerade 20 Jahre lang verwaltet hat, in den letzten Jahren freilich durch Krankheit mehrfach gehemmt.

Kunstmann war vorzugsweise ein Forscher, und zwar ein unermüdlicher; er besaß die dazu erforderlichen Eigenschaften, die Spürkraft, den kritischen Scharfblick und die Combinationsgabe, und er liebte es, sich seinen Weg in abgelegene und bahnlose Gegenden der Geschichte und Literatur zu eröffnen. Seine Stärke, sein eigentlicher Beruf, lag in dem Gebiet der Geschichte des Kirchenrechts, die er von Anbeginn an zu seinem Lieblingsstudium sich erkoren hatte, der sein erstes, wie sein letztes Geisteserzeugniß gewidmet war. Mit einem sein ganzes Leben hindurch anhaltenden, eisernen Fleiße forschte er in den Handschriften der Kanonensammlungen und mittelalterlichen Kanonisten, und es ist nur zu bedauern, daß er die auf diesem Wege gewonnene Ausbeute nur zum geringeren Theile veröffentlicht hat. Wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, er würde wohl, wozu ich ihn wiederholt ermunterte, eine das Ganze umfassende Geschichte der Quellen des Kirchenrechts zu Stande gebracht haben, und diese wäre dann sicher ein, jedem Historiker und Kanonisten höchst erwünschtes,

mitunter aus Quellen, die er allein untersucht hatte, geschöpftes Werk geworden. Einigermaßen läßt die kurze Darstellung dieses Gegenstandes in seiner letzten Schrift: „Grundzüge des Kirchenrechts", erkennen, was er auf diesem Felde zu leisten im Stande war.

Diese Forschungen waren es auch, die ihn dazu führten, eine seiner besten Schriften auszuarbeiten (1841), die Biographie des Rabanus, Erzbischofs von Mainz, eines Mannes, für welchen Kunstmann eine besondere Vorliebe hegte, weil er, an den Anfängen der deutschen Volksbildung stehend, im Grunde der erste deutsche Gelehrte war.

Kunstmann's mehrjähriger Aufenthalt in Portugal hatte die Folge, daß er eine für einen Ausländer seltene und nur an Ort und Stelle zu gewinnende Kenntniß der Literatur dieses Landes besaß. Insbesondere war es die Geschichte der älteren geographischen Entdeckungen und der frühesten christlichen Missionen in Afrika, Asien, Amerika, welche ihn anzog, und wir verdanken ihm eine ansehnliche Zahl von Abhandlungen und Monographien auf diesem Gebiete. Sein handschriftlicher Nachlaß, wie er jetzt in den Besitz der Universitäts-Bibliothek übergegangen ist, zeigt, daß er noch größere Arbeiten vorbereitet hatte. Leider hat die Sichel, die seinen Lebensfaden vor der Zeit durchschnitten, auch so manche wissenschaftliche Frucht, die dieser stets arbeitsame Mann noch gezeitigt haben würde, vernichtet.

Am 20. December 1867 starb in München Joachim Sighart, Domcapitular. Geboren zu Altötting, Januar 1824, studirte er an hiesiger Hochschule, erwarb sich durch glückliche Lösung einer Preisfrage „über den Humus" das Doctorat der philosophischen Facultät, wandte sich aber sofort dem theologischen Studium zu, und wurde 1846, erst 23 Jahre alt, als Privatdocent der Philosophie an das Lyceum in Freising gesetzt. 1850 ward er Professor. Obgleich er nun gegen 20 Jahre lang die Lehrfächer der theoretischen Philosophie am Lyceum vortrug, war es doch nicht dieses Gebiet, welches ihn zu literarischer Thätigkeit

anregte, sondern das der Kunstgeschichte. Zwar seine erste umfassendere Schrift, eine Biographie des Albertus Magnus (1857), würde ihm Gelegenheit gegeben haben zu Darstellungen des scholastischen Entwicklungsganges, da gerade dieser erste deutsche Philosoph noch sehr wenig berücksichtigt ist; er hat dieß aber vermieden. Dagegen widmete er sich, mit voller Liebe und einer nicht gewöhnlichen Kraftanstrengung, der Erforschung und Bearbeitung der christlichen Kunst, vorzüglich der architektonischen in ihrer mittelalterlichen Entwicklung. Als Früchte dieser Studien erschienen seit 1852 seine Monographien über den Dom zu Freising und die Frauenkirche in München, seine Schrift: die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese Freising (1855), seine Reliquien aus Rom (1865). Er selber berichtet, daß es eine Mahnung Kugler's, des berühmten Kunsthistorikers, gewesen sei, welche ihn bestimmt habe, die Kunstbestrebungen und Kunstschätze Altbayerns zum Gegenstand seiner speciellen Studien und Schilderungen zu machen. In seinem Hauptwerke jedoch, der „Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern“ (2 Bde. 1862), hat er alle Theile des heutigen Bayerns mit hereingezogen. Dieses prächtig ausgestattete Werk, welches Sighart auf Anregung und mit Unterstützung des Königs Maximilian II. unternahm, erforderte große Vorbereitungen und ein wohlgeübtes Auge. Drei Jahre lang bereiste er alle Bezirke Bayerns, durchwanderte fast alle Städte, Märkte und Dörfer, und ließ von dem ihn begleitenden Künstler, Herrn Weiß, die noch unbekannten Werke sofort abzeichnen. Auch die Archive des Landes durchforschte er, und freute sich, daß es ihm durch so mühsame Untersuchungen gelungen sei, die Zahl der bisher bekannten Künstler um ein Drittheil zu vermehren. Auch das ist ein Vorzug dieses Buches, daß der Verfasser mit Vorliebe die Geschichte der künstlerischen Ideen in jeder Epoche behandelt, und nicht mit einer bloßen Geschichte der Formen sich begnügt hat.

Auch das bayerische Nationalwerk, die „Bavaria“, ist durch kunstgeschichtliche Beiträge von Sighart bereichert worden, und wenn wir seine kleineren Arbeiten, wie die Schilderung von

Cornelius und die Erläuterung des berühmten Abendmahl-Bildes von da Vinci hinzunehmen, so müssen wir den Mann bewundern, der, in gebrechlicher Hülle und mit einem schweren chronischen Herzleiden kämpfend, so vieles zu leisten vermochte. Zwei Männer, deren ich heute zu gedenken habe, Häusser und Sighart, sind redende Beweise, welch' eine siegreiche Kraft der energische Menschenwille im Ringen mit körperlichen Leiden zu entfalten vermag. Sighart erlag indeß noch früher als Häusser, schon in seinem 44. Lebensjahre; anderthalb Jahre vorher hatte ihn das hiesige Domkapitel zu seinem Mitglied erwählt und ihm damit einen Wirkungskreis in München eröffnet, der auch für die Literatur zu schönen Hoffnungen berechtigte. Sie konnten leider nicht in Erfüllung gehen.

1870.*

K. M. v. Aretin — Heinr. Schäfer.

Die historische Classe der Akademie hat noch eine Schuld abzutragen, und dem Gedächtniß eines bereits am 29. April 1868 verstorbenen Mitgliedes einige Worte zu widmen.

Es ist dieß Karl Maria Freiherr von Aretin.

Die Aretin sind ein aus dem Auslande gekommenes, aber nun schon anderthalb Jahrhunderte in Bayern eingebürgertes Geschlecht. Der Stammvater, 1706 zu Konstantinopel geboren, hieß Johann Christoph Aroution Capiadur, soll der Sage nach aus einem altarmenischen königlichen Geschlechte entsprossen gewesen sein, und ward als kleines Kind nach Venedig und von da nach München gebracht, wo sich die Kurfürstin Theresia Kunigunde, des Kurfürsten Max Emanuel zweite Gemahlin, seiner annahm und ihn bei Hofe erziehen ließ. Anders freilich erzählt Ritter von Lang in seinen Memoiren den Ursprung der Familie: nach seiner Behauptung wäre der erste Aretin ein Sohn der Kur-

* Der gleichzeitig vorgetragene Nekrolog auf J. N. Buchinger ist nicht wieder abgedruckt.

fürstin gewesen, den sie in Arezzo — daher der Name — habe erziehen lassen. Der Vater unseres Aretin war der Freiherr Christoph von Aretin, 1773—1824, gestorben in München, als Präsident des Amberger Appellations-Gerichtes, — ein Mann, bekannt durch politische Kämpfe und Schriften, die ihm mancherlei Mißgeschick und Verdruß zuzogen, aber auch durch seine literarischen Kenntnisse und seine Bemühungen um die Bereicherung und Ordnung der Staatsbibliothek, deren Vorstand er einige Jahre war, und die erst unter ihm und durch ihn zum Range einer der ersten Bibliotheken Europas erhoben wurde.

Sein Sohn war der am 4. Juli 1796 geborne Karl Maria von Aretin. Die Befreiungskriege von 1813—15 rissen den Jüngling aus seinem Studiengange heraus; er diente im Heere, wandte sich darauf dem diplomatischen Fache zu, arbeitete im Generalstab und im Kriegsministerium. Nach einiger Zeit, 1826, zog er sich auf's Land zurück, und hier erwachte in ihm, neben der praktischen Beschäftigung mit der Landwirthschaft, die Neigung zu historischen Studien, zunächst zu Forschungen und Arbeiten über die bayerische Geschichte neuerer Zeit. Die erste Frucht seines Fleißes war, 1838, das „chronologische Verzeichniß der bayerischen Staatsverträge“, ein Werk, das jedem Freunde der vaterländischen Geschichte als bequemes und unentbehrliches Hülfsbuch äußerst willkommen sein mußte, und überdies eine reichhaltige und gutgewählte Sammlung bisher unbekannter Urkunden darbot. Hatte diese Schrift nur das Verdienst einer emsigen und sorgfältigen Sammlung, so erhob sich Aretin schon im nächsten Jahre weit höher in dem Werke: „Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts“ Passau 1839, 1. Band. Dieser Band — eine Fortsetzung ist nicht erschienen — reicht bis zum Jahre 1634, macht aber auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Nur die Zeit von 1535 bis 1550, die Beziehungen Bayerns zu Kaiser Karl, König Ferdinand und dem schmalkaldischen Bunde, werden zuerst etwas eingehender dargestellt. Die Zeit von 1550 bis 1608 wird auf wenigen Seiten erledigt, dann aber

folgt eine ausführliche und viel Neues darbietende Darstellung der auswärtigen Politik Maximilian's I. bis zum Tode Wallenstein's. Die vielverschlungenen Fäden dieser zwischen Frankreich, Oesterreich, Spanien, Dänemark, Schweden, der Liga und der Union, scheinbar unstät und doch innerlich consequent, sich hin und her bewegenden Politik hat Aretin gut dargelegt, freilich in vorherrschend apologetischer Weise; denn Max I. war einmal der Heros, den er sich erkoren hatte, und wie sehr damals in Madrid und Wien gegen den bayerischen Fürsten gesündigt worden sei, wird nachdrücklich hervorgehoben. Nach drei Jahren (1842) folgte diesem Buche, das schon zum weitaus größten Theile den ersten bayerischen Kurfürsten behandelte, der erste Band einer umfassenden „Geschichte Maximilian's". Hier wurde eine Schilderung Bayerns, besonders der kirchlichen Zustände und Maßnahmen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und der Jugend und Erziehung Maximilian's gegeben. Das Ganze wäre wohl, wie ich vom Verfasser gehört zu haben mich entsinne, sechs Bände stark geworden. Aber eine Fortsetzung ist, obgleich Herr von Aretin noch 26 Jahre lebte, nie gefolgt, und es scheint auch im Manuscript nichts davon sich vorgefunden zu haben. Vielleicht hat ihn die unübersehbare Masse des Materials, welches noch hätte durchgearbeitet werden müssen, abgeschreckt, denn er bemerkt in der Vorrede, daß die in den Münchener Archiven aus der Regierungszeit Max' I. vorhandenen Acten sich auf mehr als 21 oder 22 tausend Bände und Fascikel belaufen.

Noch einmal wandte sich Aretin zu der Periode des dreißigjährigen Krieges, die er zum Hauptstudium seines Lebens gemacht hatte, als er zur Zeit seines Eintritts in unsere Akademie, 1845, „Wallenstein" zum Gegenstande seiner Rede wählte. Er wollte nicht eine erschöpfende Darstellung des Mannes und seiner Lebensgeschichte geben, sondern wie er es auf dem Titel bezeichnet, nur Beiträge spenden zur nähern Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern. Die Briefe und Berichte des bayerischen Gesandten in Wien sind hier die Hauptquelle, und so

ergibt sich denn ein sehr ungünstiges Bild, da Maximilian, Wallenstein gegenüber, durchweg argwöhnisch und feindselig gesinnt war. Ranke hat daher (Geschichte Wallenstein's S. 150) bemerkt: „Die zuerst von Aretin publicirten und von Hurter aufgenommenen Mittheilungen über Wallenstein verdienen nur da Beachtung, wo sie von factischen Zuständen Meldung thun. Ihre Schlußfolgerungen beruhen großentheils auf Unkunde oder Verdacht.“ Daß sie gleichwohl von hohem Werthe seien und fast das meiste zu der Auffassung beigetragen haben, welche heut zu Tage die Oberhand gewonnen habe, dieß hat Ranke schon in der Vorrede zu seinem Werke über den großen Feldherrn ausgesprochen. Es ist nicht zu läugnen, daß Aretin seinen Quellen zu unbedingt geglaubt, uud dadurch den Schein einer leidenschaftlichen Eingenommenheit gegen den Mann, den er darzustellen unternommen, auf sich geladen hat. Dem Zerrbild, das er z. B. von Wallenstein's äußerer Erscheinung entworfen, hat Ranke eine völlig verschieden lautende, aber offenbar wahrere Schilderung (S. 348) entgegengesetzt. Immerhin wird Aretin's Buch seinen Werth als unentbehrliche Stoffsammlung behalten.

Aretin hat in früheren Zeiten noch Beiträge zu der Zeitschrift: „Kriegsschriften, herausgegeben von bayerischen Offizieren“, geliefert. Eine kleine aber anschauliche und gutgeschriebene Denkschrift: „Tilly und Wrede“, die er, durch die Aufstellung der beiden Statuen in der Feldherrnhalle veranlaßt, schrieb, wurde viel gelesen. Zu seiner letzten Publication, den mit künstlerischer Schönheit und Pracht ausgestatteten „Alterthümern und Kunstdenkmalen des Bayerischen Herrscher-Hauses“ in acht Heften von 1854 bis 1868,* ward er, wie durch die Munificenz des Königs Max II., so durch seine Stellung am Bayerischen Nationalmuseum, veranlaßt. Bekanntlich ist diese Zierde Bayerns und Münchens ganz eigentlich seine Schöpfung. Er ist es, der in unermüdeter, seine späteren Lebensjahre hauptsächlich ausfüllender Thätigkeit, und das ganze Land durchwandernd und durchforschend, diesen fast beispiellosen Reichthum von Kunstwerken und Antiquitäten zusammengebracht

* Ein 9. Heft erschien 1871.

und geordnet hat. Das war nur möglich durch die Gunst und das Vertrauen seines Königs, welches ihm auch die Vorstandschaft zweier Archive, eine wichtige diplomatische Stellung in Berlin und in Wien, und die Würde eines lebenslänglichen Reichsrathes übertrug. Als Mitglied des Zollparlaments ist er in Berlin eines plötzlichen, durch Schlaganfall bewirkten Todes gestorben. Dem Fremden, der mit dem Namen dieses um Bayern so hochverdienten Mannes auf den Lippen in die Hallen unseres Nationalmuseums tritt, können wir sagen: Monumentum quaeris? circumspice.

Am 2. Juli 1869 starb in Gießen Heinrich Schäfer, Professor und Universitäts-Bibliothekar. Geboren den 25. April 1794 zu Schlitz in Oberhessen, als der jüngste Sohn des dortigen Cantors und Knabenlehrers, konnte er erst nach Ueberwindung großer Hindernisse seiner Neigung zu den Studien, Anfangs in Hersfeld, dann in Gießen, Folge geben. Er studirte Theologie, aber als ihm 1821 eine Beamtenstelle in der reichen Hof- und Staats-Bibliothek zu Darmstadt zu Theil wurde, wandte er sich dem Studium der Geschichte zu, deren Quellen ihm hier in so vollständiger Weise zugänglich geworden waren. Zwölf Jahre später erlangte er dann auch den Lehrstuhl der Geschichte zu Gießen. Der reiche Vorrath spanischer und portugiesischer Literatur, welcher ihm in der Darmstädter Bibliothek zu Gebote stand, reizte ihn, sich der Erforschung der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel mit Vorliebe zu widmen.

Mit einer Uebersetzung des Buches von Sempere über die Größe und den Verfall der spanischen Monarchie, 1829, begann er. Dann folgte seine geschichtliche Darstellung des Finanz- und Steuerwesens vor und während der Regierung Ferdinand's und Isabella's, im Archiv von Schlosser und Bercht. Nun ermunterte ihn Jakob Grimm, ein größeres Werk zu unternehmen und empfahl ihn den Herausgebern der Europäischen Staatengeschichte, Heeren und Ukert, als Mitarbeiter. Inzwischen war seine Berufung als Professor der Geschichte an die Universität Gießen erfolgt, im

Jahre 1833. Viele Jahre hindurch wurde nun die Geschichte Portugals das Ziel seiner Forschungen, und es ist ihm vergönnt gewesen, sie binnen zwanzig Jahren in 5 Bänden zu vollenden. Eine französische Uebersetzung hat sein Werk auch Franzosen und Portugiesen zugänglich gemacht.

Sehe ich nun ab von seiner Thätigkeit als Docent und bemerke hier nur noch, daß sich sein Hauptbestreben in den ersten Jahren gegen die Rotteck'sche Schule richtete, so war es die Darstellung der portugiesischen Geschichte, die seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Drei Jahre nach seiner Berufung, im Jahre 1836, erschien der erste Band dieses Werkes, die Geschichte dieses Landes bis zum Jahr 1383 umfassend, sodann, nach weiteren drei Jahren, der zweite Band. Während er mit der Fortsetzung dieses Werkes beschäftigt war, sah sich Heeren genöthigt, die Bearbeitung der spanischen Geschichte einem andern Gelehrten zu übertragen, und übernahm Schäfer auf dessen Ersuchen auch die Fortsetzung dieses Werkes. Sein alter Wunsch in dieser Beziehung war somit erfüllt worden. Er ließ nun seine Arbeiten in portugiesischer Geschichte völlig liegen und warf sich ganz auf die spanische, in Folge dessen er 1844 den zweiten Band der „Geschichte von Spanien" erscheinen ließ. Die Verlagsbuchhandlung der Heeren'schen Sammlung drängte ihn jedoch vor allem die portugiesische Geschichte zu vollenden, und so ließ er vorerst die Fortführung der spanischen auf sich beruhen und vollendete in drei weiteren Bänden, 1854, die portugiesische Geschichte.

Mit der Anerkennung seines Werkes in Portugal selbst konnte Schäfer zufrieden sein. Das Ministerium verlieh ihm einen hohen Orden, und es fehlte nicht an dankbaren und lobesvollen brieflichen Aeußerungen portugiesischer Gelehrten, voran des Vicomte de Santarem, mit dem er Jahrelang auf das eifrigste correspondirte; dazu kam die für Portugiesen verfaßte französische Uebersetzung seines Werkes.

Nach Beendigung der portugiesischen Geschichte war sein Augenmerk wieder auf Spanien gerichtet; leider konnte er dieses Werk

nicht vollenden, es erschien vielmehr nur noch ein Band (1861), die Geschichte Aragons bis zu dessen Vereinigung mit Castilien enthaltend. Nach Beendigung dieses Bandes sah er ein, daß seine Zeit für schriftstellerische Arbeiten vorüber war, daß seine Jahre dieser Thätigkeit eine Grenze gesteckt hatten. Er bedauerte dieß namentlich, weil er seinen letzten Wunsch in dieser Beziehung, eine Arbeit in den Jahrbüchern der Kgl. Bayerischen Akademie zu veröffentlichen, nicht ausführen konnte.

Seine letzten Jahre waren hauptsächlich durch Arbeiten für das ihm noch in hohem Alter übertragene Amt eines Directors der Universitäts-Bibliothek ausgefüllt. Er starb im Alter von 75 Jahren, nach kurzer Krankheit.

Eine Geschichte Portugals zu schreiben, war unter allen Umständen ein etwas kühner Gedanke; der Vorarbeiten gab es nicht eben viele und bedeutende, und man kann sagen: der Stoff war noch so gut wie unberührt, — denn was bis dahin geleistet worden, konnte kaum als Materialiensammlung einige Bedeutung ansprechen; aber er war auch in hohem Grade einladend und verlockend. Ein kleines Reich, etwa von Bayerns Größe, gegründet auf dem Schlachtfelde von Ourique in einer Zeit, in welcher Deutschland schon auf seine Blüthe-Periode zurückblickte, erreicht Portugal, unter steten Kämpfen und nach einem dreißigjährigen Kriege mit Castilien, gegen Ende des 14. Jahrhunderts seine goldene Zeit und seinen höchsten Flor nach innen und nach außen, also in der Periode, in welcher Italien, Frankreich, Deutschland, England in arger Zerrüttung lagen. Es wird nun im 15. Jahrhundert ein Weltreich erster Größe, die erste wahre Seemacht, gründet zahllose Colonien in drei Welttheilen, seine Hauptstadt wird Mittelpunkt des Welthandels, es herrscht zugleich in Brasilien, in Ostindien, an der ganzen Westküste von Afrika. Aber das Herz dieses Riesenleibes, das kleine Portugal selber, besaß doch nicht die Kräfte, diese zahllosen und weit zerstreuten Colonien und Besitzungen zusammenzuhalten, in drei Welttheilen große Ländergebiete zu behaupten. Es erschöpfte sich rasch. Der Schlag von

1578, die Schlacht von Alcacer, vernichtete mit der Dynastie auch die Kraft und Macht der Nation, ihren Reichthum, ihre Literatur, ihre Freiheit und ihren Ruhm. Ein Zusammenbruch wie dieser ist nur selten in der Geschichte gesehen worden. Zwar ward das spanische Joch im J. 1640, nach 60 Jahren des Elends und der Bedrückung, zerbrochen, ein nationales Königthum mit der neuen Dynastie Braganza hergestellt, aber die großen auswärtigen Besitzungen waren unwiederbringlich verloren; Portugal hat sich nie wieder so recht erholt, und man könnte sagen, die drei ersten Bände von Schäfer's Werk seien Gemälde von Thaten, die zwei letzten, die Zeit von 1580 bis 1820 umfassend, Gemälde von Leiden. Die neueste Zeit, von 1820 bis 1870, in welcher wir das Königreich unter der Regierung deutscher Fürsten sich wieder zu geordneten und gedeihlichen Zuständen und langem Frieden haben erheben sehen, hat Schäfer nicht mehr dargestellt.

In Portugal lebt noch heute der vorzüglichste Historiker, den dieses Land je besessen hat, Herculano; er steht in den Augen seiner Landsleute auf gleicher Höhe mit Mignet, Guizot, Ranke und heißt: o grande historiador. Herculano nun hat unsern Schäfer theilweise übertroffen, dann doch nicht erreicht, aber unparteiisch beurtheilt. Er hat ihn in so ferne übertroffen, als er, bei weit größerer Ausführlichkeit — seine vier Bände enthalten noch nicht einmal den ganzen Zeitraum, den Schäfer in seinem ersten Bande behandelt hat — natürlich auch tiefer eindringt in die Quellen und ein weit vollständiger ausgeführtes Bild der Zustände des Landes entwirft. Sein Urtheil aber, das deutsche Werk sei: o melhor livro que contecemos relativo a historia de Portugal (Historia de Portugal I, 487) wird wohl noch lange gelten, denn voraussichtlich wird weder in Deutschland noch anderswo eine neue, ebenso gründliche und vollständige Darstellung der Geschichte Portugals unternommen werden. Auch wohl in Portugal selbst nicht, denn Herculano hat sein Werk schon seit 17 Jahren liegen lassen, um sich mit anderen, mehr der Poesie angehörigen Schöpfungen zu befassen, und er selber beklagt es in

der Einleitung zum ersten Bande seiner Geschichte als eine Schande, daß Portugal sich jenem großen historischen Impuls noch nicht angeschlossen habe, den ganz Europa von Deutschland empfangen habe — esse foco do saber grave e profundo (diesem Heerde ernsten und tiefen Wissens).

1872.

Gervinus — Grote — Stüve — Huillard-Bréholles.

Am 18. März 1871 starb im 66. Lebensjahre Georg Gottfried Gervinus. Sohn eines Bürgers in Darmstadt, unterbrach er plötzlich, 14 Jahre alt, seine Gymnasialstudien; ein Widerwille vor grammatischen Studien hatte ihn, scheint es, ergriffen; er widmete sich einige Jahre dem Kaufmannsstande. Doch finden wir ihn schon 1824 auf der Universität, erst in Gießen, dann in Heidelberg, wo vorzüglich Schlosser sein Lehrer wurde. Das Versäumte hatte er rasch, fast im Fluge, nachgeholt. Zwei Jahre, 1828 und 1829, war er Lehrer an einem Frankfurter Erziehungs-Institut, dann ward er erst Privatdocent, hierauf, 1835, Professor in Heidelberg; 1836 wurde er auf Dahlmann's und Grimm's Verlangen nach Göttingen berufen. Sein glückliches Zusammenwirken mit geistesverwandten und befreundeten Männern ward aber schon 1837 durch den Verfassungsbruch des Königs Ernst August von Hannover zerstört. Gervinus war einer der sieben Professoren, welche eine Rechtsverwahrung gegen diesen Gewaltact unterzeichneten. Die Folge für sie war Amtsentsetzung, und für drei, Dahlmann, Grimm und Gervinus, auch noch Landesverweisung. Gervinus ging für einige Zeit nach Italien und ließ sich dann bleibend, bis zum Schlusse seines Lebens, also für einen Zeitraum von 31 Jahren, in Heidelberg nieder.

Das Jahr 1848 führte auch ihn, doch nur auf kurze Zeit, auf den politischen Schauplatz; in das Frankfurter Parlament gewählt, trat er bald wieder aus, unzufrieden mit dem Gange,

den die Dinge dort nahmen, und begnügte sich, in der von ihm gegründeten „Deutschen Zeitung", deren Leitartikel er zu schreiben pflegte, kritisch und Rath ertheilend, den Ereignissen und den Berathungen der Versammlung zur Seite zu gehen. Diese Zeitung, das Organ der nationalen Partei, zu deren geistigen Führern Gervinus gehörte, ging bald wieder ein. Der Schmerz getäuschter Hoffnungen verleidete ihm auch den Lehrstuhl, den er nie sehr geliebt hatte; er zog sich ganz auf schriftstellerische Thätigkeit zurück.

Wir wissen — er hat es laut und stark gesagt — wie sehr in den letzten Jahren der Gang der Ereignisse, der allen seinen Wünschen in's Antlitz schlug, die Stimmung des Mannes verbittert und verdüstert hat. Eine Einheit Deutschlands wollte auch er, aber nicht auf militärisch-monarchischem Wege. Wenn ich in der Weise der Alten mich auszudrücken hätte, so würde ich sagen: wir geben uns der Hoffnung hin, daß die friedliche Größe, die zugleich einheitliche und freiheitliche Entwicklung Deutschlands, und die geistige Fruchtbarkeit des neuen Reiches den zürnend hinübergegangenen Schatten des Mannes noch versöhnen werde.

Gervinus hat seinem Lehrer und vieljährigen Freunde Schlosser, in der über ihn 1861 herausgegebenen Schrift, ein Denkmal errichtet, in welchem er, der sonst ungern verehrt und gerne an den geschichtlichen Charakteren die sittlichen Blößen und schwachen Seiten aufsucht und hervorkehrt, mit einer enthusiastischen Bewunderung, ein Lichtbild ohne Schatten entwirft. Er findet, daß die Zeitgenossen undankbarer Weise den noch lebenden Schlosser zu vergessen begonnen hätten; er sieht in diesem den unübertrefflichen Lehrmeister der ächten Geschichtschreibung, auch für die Gegenwart, und er meint, es sei keinem der lebenden Historiker möglich, höhere oder nur gleiche Verdienste sich zu erwerben, wogegen doch gleich zu erinnern ist, daß Gervinus selbst unstreitig vorzüglicheres geleistet hat als Schlosser, und daß seine beiden Hauptwerke noch werden gelesen werden, wenn die seines Lehrers längst verschollen sein werden.

Wenige Werke sind gleich bei ihrem ersten Erscheinen in ganz Deutschland mit so allgemeinem Beifall aufgenommen wor-

den, wie die „Geschichte der deutschen Dichtung“ von Gervinus. Wenn man die Vorgänger betrachtet, Franz Horn, Wachler, Koberstein, Rosenkranz — so war das Buch unseres Gelehrten ein großartiger Fortschritt: zum ersten Mal wurde die deutsche Poesie als ein in sich zusammenhängendes Ganzes, getragen von dem gesammten politischen und Cultur-Zustande der Nation, dargestellt. Seine frühere Beschäftigung mit italienischer und spanischer Literatur und Geschichte, als deren Früchte seine Abhandlungen über die Florentinische Historiographie und über die ältere Geschichte Aragons vorliegen, dann seine Vertrautheit mit seinem Lieblingsdichter Shakespeare, dem er ein umfassendes, auch in England mit Beifall aufgenommenes Werk gewidmet hat — alles dieß setzte ihn in den Stand, mit weit ausschauendem Blicke aus den Literaturen aller europäischen Culturvölker und aus den verschiedensten Zeiten Vergleichungen und Analogien beizubringen. Das Werk hat ihm indeß auch zahlreiche Gegner erweckt, besonders durch seine abschätzigen Urtheile über die zeitgenössische Poesie, und über das jetzt — wo Deutschland thatkräftiger Männer bedürfe — so ganz unnütze und müßige Verse-machen. Man kann sich denken, daß die unzählbare Schaar der Versemacher in Deutschland dem Historiker dieses Urtheil nie vergeben hat. Möchte er nur nicht so weit gegangen sein, den Zeitgenossen überhaupt allen Beruf und alle Begabung für wahre Poesie abzusprechen! Immer bleibt ihm das große Verdienst, die Literaturgeschichte zu der höheren Stufe einer Darstellung des nationalen, in der Dichtung sich offenbarenden Volksthums und Seelenlebens emporgehoben zu haben. Leider nur war ihm nicht vergönnt, die zweite Umarbeitung des Werkes, von der nur zwei Bände erschienen, zu vollenden.*

Seine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“, 1853, erregte großes Aufsehen und zog ihm selbst einen Hochverrathsprozeß in Baden zu, den man aber doch wieder fallen ließ. Er, der vor 1849 die Nothwendigkeit, daß Preußen die

* Seither ist diese neue Auflage in 5 Bänden, 1871—74, durch K. Bartsch abgeschlossen worden.

Hegemonie in Deutschland zufalle, mit einem Ernst und Nachdruck, wie wenige, eingeschärft hatte, war durch die Ereignisse von 1850 und 1851 und durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen von Groll gegen Preußen erfüllt. Schon 1849 hatte er erklärt: die Sache der Monarchie sei nun in Deutschland gänzlich verloren. Jetzt, vier Jahre später, behauptete er, wie er in seiner Vertheidigungs-Rede vor dem Mannheimer Hofgericht erklärte, er habe nur das Gesetz geschichtlicher Entwicklung, wie es Aristoteles an der griechischen Staatengeschichte beobachtet habe, wie es dann Macchiavelli und später noch Hegel wiederholt hätten, sich angeeignet: das Gesetz nämlich, daß die Entwicklung der Zeiten mit innerer Nothwendigkeit zu einem Sieg des demokratischen Princips, zur unmittelbaren politischen Thätigkeit der Massen selber führe; die Völker also, schloß er, würden im weiteren Verlauf den Constitutionalismus beseitigen und zu demokratischen Staatsformen gelangen. Von Deutschland insbesondere meinte er, es werde in seiner politischen Entwicklung fremder Hülfe nicht entbehren können — eine Vorhersagung, die wir glücklicher Weise wohl jetzt schon als Täuschung bezeichnen dürfen. Mit richtigerem Blicke hat er vorausgesagt, daß Deutschland die Stelle Frankreichs in Europa überkommen, und dabei gerne auf die Rolle eines erobernden Staates verzichten werde.

Das umfassendste Werk unseres Historikers, die „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", ist Bruchstück geblieben und umfaßt in acht Bänden, da es erst mit 1815 beginnt, wenig mehr als etwa zwanzig Jahre. Seit dem Jahr 1866 hatte er die Fortführung desselben aufgegeben. Für einen Mann, der sich Schlosser zum Muster genommen, und dessen völlig subjective, stets kritisirende Methode bewunderte, ist das Werk doch mit einer großen Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils geschrieben, und der Leser empfängt den Eindruck, als ob Charaktere und Ereignisse, die uns der Zeit nach so nahe liegen, mit der ruhigen, unparteiischen Besonnenheit eines durch Jahrhunderte getrennten, philosophischen Beobachters vorgeführt würden. Die Theile des großen Werkes sind natürlich von sehr ungleicher Anziehungskraft, aber auch ein so

spröder Stoff, wie das Gewirre der südamerikanischen Revolutionen, hat sich unter Gervinus' Händen zu einem deutlichen und instructiven Bilde gestaltet. Der vorzüglichste Theil seines Werkes dürfte die Darstellung der Erhebung und Wiedergeburt Griechenlands sein; es ist ihm da, mit Hülfe archivalischer Quellen, gelungen, den diplomatischen Theil dieser Geschichte, namentlich das Eingreifen Rußlands und Oesterreichs, in ein völlig neues Licht zu setzen.

Am 16. Juni 1871 starb in London George Grote, im Alter von 76 Jahren. Dieser Mann war eine ganz außerordentliche Erscheinung in der Gelehrtenwelt. Der Sohn eines Bankiers, trat er schon frühe, im 16. Jahre, in das Bankgeschäft seines Vaters ein und blieb zeitlebens in demselben. Aber er fand Muße nicht nur zu umfassenden und gründlichen philologischen und classischen Studien, sondern auch zu politischer Thätigkeit, so zwar, daß er 1836 für die Londoner City in's Parlament gewählt wurde und neun Jahre seinen Sitz einnahm. Später, als er dem Parlamentsleben entsagt hatte, wurde er Vicekanzler der neugegründeten sogenannten Londoner Universität, führte deren Geschäfte beinahe allein, und als Gladstone ihm 1869 die Peerswürde anbot, lehnte er ab, weil seine Geschäfte als Vicekanzler der Universität und als Curator des Brittischen Museums ihm nicht gestatteten, einen Sitz im Oberhause einzunehmen.

Und eben dieser so vielfach beschäftigte Mann hat gelehrte Werke hinterlassen, welche ihm einen bleibenden Ruhm in der höheren Literatur sichern. Neben seinem Werke über Platon, ist es vorzüglich seine große Geschichte Griechenlands, die ausführlichste, welche noch unternommen worden, durch welche er sich in der Literatur wohl für immer, und zwar in origineller und höchst ehrenvoller Weise, eingebürgert hat. Vor ihm gab es nur eine wirklich gute Geschichte Griechenlands, das Werk des englischen Bischofs Thirlwall, der nun Grote überlebt hat; jetzt hat Deutschland durch das Werk von Curtius noch eine dritte hinzugefügt, und man muß sagen, daß jedes dieser drei Werke seine Vorzüge

hat, und keines durch die andern entbehrlich geworden ist. Grote's Werk ist weniger eine Geschichte des gesammten griechischen Volkes — wenigstens wird er einer solchen Aufgabe nicht gerecht, und wird in dieser Richtung sowohl von Thirlwall als jetzt von Curtius übertroffen — es ist wesentlich eine Geschichte des athenienfischen Gemeinwesens, und zwar vor allem Verfassungsgeschichte. Die frühere Geschichte von Hellas hat durch sein Werk kaum etwas gewonnen; erst da, wo die Demokratie Athens den historischen Schauplatz betritt, entfaltet Grote seine volle Kraft; da entgeht ihm kein Zug, kein Umstand; sein Blick ist geschärft durch Liebe und Sympathie; man fühlt es, daß dieser kleine Freistaat, der in der Weltgeschichte schwerer wiegt als manches große Reich, in seinen Augen Anspruch hat auf die kindliche Pietät jedes Engländers; dort haben die Menschen zum ersten Male die Möglichkeit des Zusammenseins von Freiheit und Gesetzmäßigkeit praktisch bewiesen, und hat diese Verwirklichung eines bis dahin kaum geahnten Ideales zugleich die reichsten und edelsten Früchte menschlicher Wissenschaft und Kunst erzeugt. Mag Grote auch hie und da in seinem Eifer, seiner Bewunderung, seinem Streben, die athenienfische Demokratie stets gerecht und vernünftig erscheinen zu lassen, zu weit gegangen sein, — er appellirt doch immer durch vollständige Darlegung seiner Gründe und Autoritäten an das eigne Urtheil des Lesers. Auch da, wo er uns nicht überzeugt, werden wir doch immer belehrt und an Einsicht in den inneren Zusammenhang der Begebenheiten und die Motive der Handelnden bereichert. Zuletzt bleibt stets der Eindruck, daß sich für den von Grote gewählten Standpunkt viel, sehr viel sagen lasse, und daß hier ein Mann berichte, dessen Blick durch die eignen politischen Lebenserfahrungen geschärft ist, der selber, in dem Parlament seines Vaterlands, das demokratische Element lange vertreten hat, ein Mann, der sich durch Bande geistiger wie physischer Verwandtschaft einem Perikles und Demosthenes und ihren Landsleuten verbunden fühlt. In allen Fragen, welche mittels philologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit gelöst werden müssen,

wird Grote von seinem deutschen Mitbewerber Curtius übertroffen; aber als politische Geschichte wird sein großes Werk wahrscheinlich für immer einzig und unerreicht bleiben.

Erst vor wenigen Wochen, am 16. Februar 1872, wurde zu Osnabrück der Ministerialdirector und Bürgermeister a. D. Karl Johann Bertram Stüve, 74 Jahre alt, zu Grabe getragen. Es berührt mich selber seltsam, wenn ich dicht nach einem Gervinus und Grote diesen Mann schildern soll; es ist mir, als ob ich, da ich eben vor zwei hoch emporragenden Bäumen mit weithinschattenden Aesten gestanden, nun mich einem unscheinbaren, kaum aus der Scholle herausschauenden Pflänzchen zuwenden sollte. Und doch ist der Mann, den ich damit meine, einmal hannöverscher Staatsminister gewesen und hat damals die Augen von ganz Deutschland auf sich gezogen.

Stüve gehörte einer Stadt — Osnabrück — an, in der es am Anfang des Jahrhunderts als selbstverständlich galt, daß jeder Mitbürger specifisch osnabrückisch sei und nichts anderes. Er wie alle hatten ein leuchtendes Vorbild an ihrem Justus Möser, dessen Geist willig eingeschlossen blieb in den Grenzen seiner Stadt und seines Ländchens, der in allem zuerst Osnabrück sah, und der doch als Staatsmann, Geschichtschreiber und Rechtsgelehrter fast alle deutschen Zeitgenossen übertraf, und, wie Melanchthon, ein praeceptor Germaniae zu heißen verdient. Ihn hatte denn auch Stüve sich zum Muster, dem er zeitlebens nachstreben wolle, erkoren. Man darf sagen: er ist ihm nahe gekommen, nur daß Stüve's Lebensgang in stürmische Zeiten fiel, und auch er von dem Wechsel politischer Bedrückung und vorübergehender Siege ergriffen wurde. Stüve war seit 1821 Advokat in Osnabrück und seit 1830 thätiges und einflußreiches Mitglied der zweiten Kammer. Er war es, der den Anstoß zu der neuen Verfassung von 1833 gab; er hatte an dem Entwurf mitgearbeitet. Als der Staatsstreich des Königs Ernst August im J. 1837 diese Verfassung vernichtete, wurde Stüve, unterdeß zum Bürgermeister

seiner Vaterstadt erwählt, die Seele, der Mittelpunkt des Widerstands, und vertrat mit seltner Charakterfestigkeit und Energie zwölf lange Jahre hindurch die Sache des Rechtes. Seine damals geschriebene, von Dahlmann (1838) herausgegebene „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes“ ist ein Muster einer bündig klaren, juristisch unanfechtbaren Beweisführung. Als ihn, auf Dahlmann's Vorschlag, die Universität Göttingen bei ihrem Jubelfeste als virum de patria bene meritum, justum ac propositi tenacem zum Doctor der Philosophie promovirte, wurde ihr dafür das Mißfallen des Königs angekündigt. Ein politisches Schachspiel begann zwischen Stüve und der Regierung; jener mußte jeden Zug auf dem Schachbrette um so ängstlicher berechnen, als das Damoklesschwert eines Criminalprozesses Jahre lang über seinem Haupte hing. Ganz Hannover hatte sich gewöhnt, in Stüve die zweite, dem König gegenüberstehende Macht des Landes zu sehen. So geschah es wie von selbst, daß, als die Stürme des Jahres 1848 die Lage umkehrten, Stüve Minister ward und das ganze Ministerium zusammensetzte. Als Gegner eines unter Preußens Leitung gestellten Bundesstaates und mehr zu Oesterreich hinneigend, zugleich auch dem Zollverein abhold, wurde er schon im Oktober 1850 veranlaßt, seine Ministerstelle niederzulegen, und trat nun wieder in die frühere Stellung als Bürgermeister seiner Vaterstadt zurück. Zuletzt blieb ihm von allen Aemtern nur noch das Mandat eines Bürgervorstehers, und Niemand, der ihn bis wenige Wochen vor seinem Tode an den öffentlichen Sitzungen der städtischen Collegien Theil nehmen sah, konnte ahnen, daß dieser stille, sanfte, unansehnliche Greis derselbe Mann sei, der ehedem mit so ausdauernder Energie den ungleichen Kampf für das Verfassungsrecht seines Vaterlandes bestanden hatte.

Die Schriften des außerordentlich arbeitsamen Mannes beziehen sich vorwiegend auf die Geschichte seines engeren Vaterlandes, des Hochstifts Osnabrück. Er hatte seine literarische Thätigkeit damit begonnen, den dritten Theil von Möser's bekanntem Werke aus dessen Papieren herauszugeben, 1824. Im Jahre 1853 ließ Stüve selber eine Geschichte des Hochstifts Osnabrück bis zum

Jahre 1508 erscheinen, wohl seine beste Leistung auf diesem Gebiete. * Daneben verdient aber auch seine 1851 erschienene Schrift: „Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen" als eine Arbeit von bleibendem Werthe genannt zu werden.

Am 23. März 1871 starb in Paris, seiner Vaterstadt, erst 54 Jahre alt, Jean Louis Huillard-Bréholles, ein Mann, dessen große Verdienste um die deutsche Geschichte im 13. Jahrhundert ihm die Aufnahme in unsre Akademie eingetragen haben. Im Jahre 1838, also im Alter von 21 Jahren, zum Professor der Geschichte am Collège Charle-Magne in Paris ernannt — er blieb es nur bis 1842 — fand er für seine literarische Thätigkeit einen einsichtsvollen Gönner und Rathgeber an dem Herzog von Luynes, der auch die bedeutenden Kosten seiner Publicationen trug. Huillard machte den Anfang mit einer Uebersetzung der zeitgenössischen Chronik des Matthäus Paris in 9 Bänden, eine Arbeit, die uns jetzt wohl ziemlich zwecklos erscheinen dürfte, zu der ihm aber das verwandte Unternehmen von Guizot, die vornehmsten mittelalterlichen Chronisten und Historiker Frankreichs in französischer Sprache erscheinen zu lassen, den Antrieb gegeben haben mochte. Bedeutender war schon das 1844 erschienene, stattlich illustrirte Werk: Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Suabe dans l'Italie méridionale. Jetzt zwar leistet es als geschichtliche Forschung nicht mehr Genüge, aber zu seiner Zeit ward es mit großem und nicht unverdientem Beifall aufgenommen. Seine gewichtigste Leistung wurde die etwas später unternommene Historia diplomatica Friderici secundi, in 6 Doppelbänden. Ein so reichhaltiges Urkundenwerk wie dieses ist, besitzen wir über keinen andern deutschen Kaiser, und es ist eigen, daß gerade ein Franzose

* Seither sind aus Stüve's Nachlaß zwei weitere Bände der „Geschichte des Hochstifts Osnabrück" erschienen (1872 u. 1882), welche dieselbe bis zum J. 1648 führen.

eine solche Arbeit, und zwar in musterhafter Weise, geliefert hat. Beschlossen hat er es mit einer Einleitung, die, wie er sich ausdrückt, nur eine Zeichnung zu dem künftigen Bilde, nur eine Vorhalle zum künftigen Gebäude einer Geschichte Friedrich's II. geben soll, in der That aber einen unentbehrlichen Beitrag zu dieser Geschichte liefert. Nur hat er diese sonst so dankenswerthe Arbeit durch die von ihm ersonnene und nachher in seiner Biographie des Pietro delle Vigne noch weiter ausgeführte Hypothese entstellt, daß Kaiser Friedrich den Plan gefaßt habe, das Papstthum ganz zu stürzen und ein weltlich-kaiserliches Papstthum dafür aufzurichten — ein Gedanke, der damals völlig unausführbar, einem so praktischen und kalt verständigen Monarchen, wie Friedrich, sicher stets fremd geblieben ist. Huillard wurde nachher Sectionschef des französischen Staatsarchivs, blieb auch während der Belagerung in Paris und scheint dadurch sein Leben verkürzt zu haben; denn in einem drei Wochen vor seinem Tode an den Historiker Ameri geschriebenen Briefe klagt er über die zerrüttende Wirkung, welche das affreux mélange de son, de paille et d'avoine, das man Brod genannt, auf seine Gesundheit hervorgebracht habe.

1873.

v. Maurer — Phillips — v. Aufseß — Fertig — Bergmann — Schwab — Kampschulte.

Die historische Classe hat seit einem Jahre nicht weniger als sechs auswärtige und correspondirende Mitglieder und ein ordentliches Mitglied verloren.

Am 8. Mai 1872 verlor die Akademie eine ihrer Zierden, Bayern einen seiner ausgezeichnetsten Bürger an Georg Ludwig von Maurer. Geboren im J. 1790 in Erpolzheim bei Dürkheim in der Pfalz, verlebte er die ersten Knabenjahre, seit 1793, in Kirchheim bei Heidelberg, wo sein Vater Pfarrer war. Im Jahre 1799 siedelten seine Eltern nach Heidelberg über — eine

glückliche Fügung für den früh aufstrebenden Geist des Knaben und Jünglings, denn Heidelberg wurde bald nachher eine der blühendsten deutschen Hochschulen, ein Sitz des regsamsten Geisteslebens, wo Männer wie Thibaut, Daub, Creuzer, Böckh, Wilken, Voß, zusammenwirkten. In den Familienkreisen dieser Gelehrten hatte der junge Maurer Zutritt, dort empfing sein Geist das Gepräge, sein Streben die Richtung. Die deutsche Rechtsgeschichte wurde die Muse, der er sich weihte, und ihr blieb er unwandelbar treu bis zum Schlusse seines langen, wechselvollen Lebens. Zur Aufsuchung von Quellen ging er 1812 nach Paris, und arbeitete bis 1814 in den dortigen Bibliotheken. Aber an wissenschaftliche Verwerthung des Gesammelten war nach seiner Rückkehr vorerst nicht zu denken; er fand sich bald in das Feld der praktischen Amtsthätigkeit versetzt, wurde erst in Landau, dann in Zweibrücken Substitut des Generalprocurators, hierauf, im J. 1818, Appellations- und Revisionsrath, und im J. 1824 Staatsprocurator in Frankenthal. Nicht deutsches, sondern französisches Recht war es, dessen Pflege und Handhabung ihm anvertraut war. Indeß fand er im Jahre 1824, trotz der Ueberladung mit Amtsgeschäften, Zeit und Kraft zur Beantwortung einer von unserer Akademie gestellten Preisaufgabe: seine „Geschichte des altgermanischen und namentlich altbayrischen öffentlich mündlichen Gerichtsverfahrens“ wurde mit dem ersten Preis gekrönt, und übte als ein bahnbrechendes Werk nicht geringen Einfluß auf die in Deutschland, nach 1848, erfolgten Umgestaltungen des Prozeßverfahrens. Dieses Werk wurde der Wendepunkt seines Lebens, denn zwei Jahre darauf verdankte er demselben seine Berufung auf den Lehrstuhl des deutschen Rechts an der eben nach München verlegten Hochschule. Drei Jahre nachher schlug ihn Eichhorn zu seinem Nachfolger in Göttingen vor, aber er zog vor, in München zu bleiben, und König Ludwig, der in ihm zugleich den competentesten Vertreter und Dollmetscher pfälzischer Einrichtungen, Interessen und Anschauungen erkannt hatte, erhob ihn zum Staatsrath im ordentlichen Dienste, kurz darauf, 1831, zum lebenslänglichen Mitglied

des Reichsrathes. Freilich ging damit seine Wirksamkeit an der Universität zu Ende, und eine stürmische, an schweren Sorgen und Kämpfen reiche Periode seines Lebens begann. Dem Wunsche des Königs sich fügend, nahm er eine Stelle in der Regentschaft an, welche, während der Minderjährigkeit des Königs Otto, das eben erst geschaffene Königreich Griechenland regieren sollte. Am 2. Februar 1832 war er mit dem jungen König in Nauplia gelandet, und entwickelte alsbald eine legislatorische Thätigkeit, welche Bewunderung erregt. Vier Gesetzbücher — ein Strafgesetzbuch, ein Gesetz für das Strafverfahren, ein anderes für das Civilverfahren, und eine Gerichts- und Notariats-Ordnung — wurden ausgearbeitet und eingeführt, auch der Landeskirche durch ihre Ablösung von dem Patriarchat Konstantinopel eine neue Verfassung gegeben. Aber die Uneinigkeit, die, durch fremde Einflüsse genährt, unter den Mitgliedern der Regentschaft ausbrach, setzte dieser Wirksamkeit schon nach zwei Jahren ein Ziel. Ein ferneres Zusammenwirken Maurer's und des Grafen Armansperg schien zur Unmöglichkeit geworden, am 24. Juli 1834 wurde daher Maurer, nebst Abel, nach Bayern zurückberufen. Zum Zeichen des königlichen Mißfallens sollte er als Präsident nach Amberg versetzt werden, aber er machte seinen, vor dem Abgang nach Griechenland ausbedungenen Vorbehalt geltend und blieb in der Hauptstadt. Bald darauf, im J. 1836, erschien in drei Bänden sein Werk: „Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe, bis zum 31. Juli 1834“. Er schilderte darin das Walten der Regentschaft, vorzüglich seine eigene organisatorische und gesetzgebende Thätigkeit; aber freilich gestaltete sich das Buch zugleich auch zu einer ungemein scharfen Anklageschrift gegen den Grafen Armansperg. Eine Erwiderung ist von diesem nicht erschienen.

Maurer wandte sich seinen germanistischen Studien wieder zu. Er gab im J. 1839 das Stadt- und Landrecht Ruprecht's von Freising heraus. Forschungen, welche erst in den letzten Jahren seines Lebens zur Reife gediehen, wurden in dem Decennium

von 1836 bis 1846 unternommen, und auch dann nicht ganz unterbrochen, als Maurer im Jahre 1847, nach dem Sturze des Ministeriums Abel, dem Rufe des Königs folgend, selbst in die Regierung eintrat. Ein Ministerium Maurer-Zu-Rhein-Zenetti wurde gebildet. Es war eine kurze, stürmische Verwaltung in einer verworrenen Zeit, und nach neun Monaten schon erfolgte der Rücktritt Maurer's und seiner Collegen. Nicht lange vor seinem Tode äußerte er gegen mich, es seien dieß trübe und schwere Tage für ihn gewesen, und nur dadurch habe er sich geistig aufrecht erhalten, daß er jeden Tag, wenn auch nur auf ein paar Stunden, sich in seine rechtsgeschichtlichen Studien und Forschungen vertieft und unterdeß der Bitterkeiten und Sorgen des Amtes vergessen habe.

Wiederum sollte nun Maurer von München entfernt werden, erst durch Ernennung zum Gesandtschaftsposten in Brüssel, und als er diesem sich zu entziehen gewußt, durch die zum zweiten Male ihm übertragene Präsidentenstelle in Amberg. Da trat der Regierungswechsel dazwischen, und von da an flossen seine Tage in ungetrübter Ruhe dahin. Seine Zeit war getheilt zwischen den Leistungen, welche ihm seine Stellung im Staatsrath und Reichsrath auferlegte, und zwischen der Ausarbeitung seiner großen rechtsgeschichtlichen Werke. Im Jahre 1858 betrat er noch einmal, an der Seite des Prinzen Adalbert, den Boden Griechenlands, und vermochte sich dort zu überzeugen, daß seine Arbeit auf fremder Erde nicht vergeblich gewesen, daß seine Pflanzung gereift sei. In der Heimàth zu München fand er sich von treuen Freunden umgeben, von der allgemeinen Hochachtung seiner Mitbürger und dem Vertrauen seiner Könige, des Vaters Max wie des Sohnes Ludwig, getragen; in den schwierigsten Angelegenheiten ward er zu Rathe gezogen, mit um so größerem Vertrauen auf die Unbefangenheit und Weisheit seiner Rathschläge, als er, wie Jedermann wußte, für sich nichts mehr zu suchen und zu begehren hatte. Auf dem Lehrstuhle, den er ehedem an der Hochschule eingenommen, erblickte er den eigenen Sohn. Und zu all dem ward ihm noch

die seltene Himmelsgunst zu Theil, daß seine geistigen Kräfte und die Lust und Fähigkeit des unausgesetzten Forschens und Schaffens, in ungeschwächter Kraft und fast jugendlich zu nennender Frische, bis in das hohe Alter, das er erreichte, ihm treu blieben.

Maurer's spätere Werke bilden ein zusammenhängendes Ganze, einen rechtsgeschichtlichen Cyklus. Ein Vorläufer derselben war die schon im J. 1829 erschienene Schrift „über die bayerischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft". Er hatte hier schon die Ansicht von der Fortdauer der römischen Municipalverfassung bekämpft. Dann trat er, 1854, mit der „Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung" hervor; es folgte 1856 die Geschichte der Markverfassung in Deutschland; 1862 die der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in vier Bänden; 1865 die Geschichte der Dorfverfassung in zwei Bänden.

In diesen Werken war eine Vorbereitung und Einleitung gegeben zu dem letzten und wichtigsten, der „Geschichte der Städteverfassung", deren Vollendung in vier Bänden (1869—73) er noch erlebte. Es ist in dieser so umfassenden Leistung als bleibendes Ergebniß für die deutsche Geschichte gewonnen, daß die Städte aus Dörfern und die Stadtgemeinden aus Dorfmarkgemeinden hervorgegangen sind. Die Gründung einer Stadt setzt eine bereits bestehende Ortschaft voraus, oder sie ist zuerst nur eine dorfartige Ansiedelung gewesen, und so ist auch die Urform der deutschen Stadtverfassung in der des Dorfes gegeben, die Dörfer aber sind als kleine Marken durch Abmarkung aus der gemeinen Markung entstanden. Wie fruchtbar für das Verständniß unserer Städtegeschichte diese Resultate sind, und wie viel Maurer überhaupt auf diesem Gebiete geleistet, welche Lücke er ausgefüllt hat, das erkennt man am deutlichsten, wenn man sein letztes Werk mit der zehn Jahre vorher erschienenen Geschichte des deutschen Städtewesens von Barthold vergleicht.

Am 6. September 1872 starb auf seinem Landsitz zu Aigen bei Salzburg Georg Phillips, ein Mann, der unsrer Hochschule

wie der Akademie als thätiges Mitglied vierzehn Jahre lang angehört hat. Geboren zu Elbing in Westpreußen im Jahre 1803, als Sohn eines aus England stammenden Vaters, in Göttingen gebildet, wandte er sich, wie Maurer, frühzeitig dem Gebiete der germanischen Rechtsgeschichte zu. Erst 22 Jahre alt, gab er einen „Versuch des angelsächsischen Rechts" heraus. Schon nach ein paar Jahren folgte diesem unreifen Erstlings-Product eine gründlichere Arbeit: seine „Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen." Sie ist ohne Fortsetzung geblieben und umfaßt nur 120 Jahre. Seine hier durchgeführte Ansicht, daß die normannische Eroberung an den angelsächsischen Einrichtungen wenig geändert habe, wird jetzt wohl kaum mehr einen Vertreter finden. Aber die in diesem Buche gelieferte Kritik der englischen Rechtsquellen war damals eine sehr verdienstliche und originale, nur durch einen längeren Aufenthalt in England ermöglichte Leistung.

Phillips hielt in jener Zeit als Privatdocent in Berlin juristische und rechtsgeschichtliche Vorlesungen. Dort schloß er den Freundschaftsbund mit dem neben ihm in gleicher Stellung befindlichen Jarcke; wie Jarcke, trat auch er zur katholischen Kirche über. Dieser Schritt führte nach einigen Jahren beide Männer nach dem Süden: Jarcke erhielt eine Stellung in der Staatskanzlei des Fürsten Metternich, Phillips wandte sich nach München, wo ihm 1833 eine Professur in der juristischen Facultät zu Theil wurde. Er hat hier vierzehn Jahre lang als fleißiger Lehrer des deutschen Privatrechts, der Rechtsgeschichte, des Kirchenrechts gewirkt, und gewiß bewahren ihm noch Tausende in unsrer Gelehrten- und Beamtenwelt ein freundliches, dankbares Andenken. Schon in Berlin hatte er ein großartig angelegtes Werk begonnen, eine „Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung," dessen erster Band 1832, der zweite 1834 erschien. Eine politisch-kirchliche Culturgeschichte Deutschlands, wie sie hier begonnen wurde, hätte eine sehr erwünschte und dankenswerte Bereicherung unserer Literatur werden können, aber man vermißte in dem Buche die Unbefangen-

heit des Historikers; es wurde wenig beachtet, der Verleger klagte über geringen Absatz, und so verlor der Verfasser die Lust, es über die karolingische Zeit hinaus fortzuführen. Weit besseren Erfolg hatte sein „Lehrbuch des deutschen Privatrechts", von welchem vier oder fünf Auflagen erschienen.

In Verbindung mit dem jüngeren Görres und unter thätigster Mitwirkung seines Freundes Jarcke in Wien, gründete Phillips 1838 die Zeitschrift: „Die historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland." Es war die Zeit des Cölner Streites und des angehenden Abel'schen Ministeriums in Bayern. Man meinte damals, da Preußen die Schutzmacht des Protestantismus auf dem Continent sei, so könne Bayern durch Schutz und Pflege katholischer Interessen in Deutschland sich zu höherer politischer Bedeutung erheben. Die Aufsätze, welche Phillips selbst in dieser Zeitschrift geliefert, hat er nachher (1856—60) als „vermischte Schriften" gesammelt herausgegeben. Einige Jahre nach dem Beginn der „Blätter", als die Geschäfte des Herausgebers sich vermindert hatten, unternahm er ein umfassendes Werk, welches das Hauptwerk seines Lebens und sein bestes Vermächtniß an Mit- und Nachwelt werden sollte, eine ausführliche, ganz auf geschichtlicher Grundlage durchzuführende Darstellung des Kirchenrechts. Ich hatte diesen Gedanken in ihm erweckt und ihn zur Ausführung desselben ermuntert, und er hat auch in der Vorrede zum ersten Bande meines Einflusses auf dasselbe gedacht. Gleichwohl führte gerade dieses Werk zu einer sich fortan stets erweiternden Scheidung unserer Ueberzeugungen, die bald keine Verständigung mehr gestattete. Denn schon der erste, 1845 erschienene Band war eine, mit dem Scheine von Gründlichkeit angelegte Construction des ultramontanen Systems, und man kann sagen, daß das Buch von Phillips nicht wenig dazu gedient hat, den vaticanischen Decreten von 1870 in Deutschland die Wege zu bahnen. Mir ist im häufigen Verkehr mit den beiden enge verbundenen Convertiten, Jarcke und Phillips, erst klar geworden, wie gerade die juristische Bildung und Denkweise, die doch selbst bei Germanisten, wie

Phillips, nicht von altdeutschen, sondern von römischen Rechtsideen beherrscht ist, eine Auffassung der christlichen Religion im ultramontan-papistischen Sinne nahe legt und begünstigt. Ein echt ultramontaner Theologe ist mir in meinem Leben nie begegnet, wohl aber habe ich mehr als einen Juristen von ultramontanen Ansichten getroffen.

Es sind allmälig, bis zum Jahre 1872, sieben Bände dieses groß angelegten Werkes erschienen; eine Fülle von mühsam gewonnenem Material ist darin zusammengetragen und mehr oder minder verarbeitet, und es ist nicht zu verkennen, daß ganze größere Partieen auch dem Historiker von hohem Werth sind, obgleich fast durchweg die größte Befangenheit herrscht, und eine durch Verschweigungen oder durch Entstellungen hervorgebrachte Verrenkung der Geschichte sich durch das bändereiche Werk zieht, welches selbst vor einer Apologie der Inquisition nicht zurückschreckt.

Durch die bekannten Ereignisse des Jahres 1847 wurde auch Phillips betroffen, und zwar um so mehr, als sein persönliches freundschaftliches Verhältniß zu dem Minister von Abel und sein Einfluß auf dessen Ansichten und Maßregeln wohl bekannt waren. Indem man ihm eine Stelle als Rath an einer Kreisregierung aufdringen wollte, die er als gewissenhafter Mann nicht annehmen konnte, nöthigte man ihn, aus dem bayerischen Staatsdienste ganz auszuscheiden. Er lebte einige Zeit hier als Privatmann, trat aber bald in österreichische Dienste, zuerst als Professor in Innsbruck, wo er indeß, zum Theil wegen des ihm nicht zusagenden Klimas, nicht heimisch werden konnte. Um so freudiger folgte er einem Rufe an die Wiener Hochschule. Hier gestaltete sich seine Lage bald ungemein günstig; er gewann das volle Vertrauen des Ministers Grafen v. Thun, und so wurden seine Vorschläge, zum nicht geringen Theile, maßgebend bei der von diesem Minister verfügten Organisation der juristischen Facultäten Oesterreichs. Von da an verfloß sein Leben in ruhiger, gleichförmiger Thätigkeit, nur daß er einmal auf ein paar Jahre in die selbst begehrte Quiescenz trat.

Phillips hat auch nach seinem Weggange von München eine literarische Fruchtbarkeit entwickelt, die der historischen Wissenschaft manche werthvolle Gabe eingetragen hat. Ein früheres Werk, sein „Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte", eines der besseren akademischen Compendien, brauchbar besonders durch die gut gewählte Literatur, hat er in mehreren Auflagen herausgegeben. Als Mitglied der Wiener Akademie verfaßte er die Monographie: „Die deutsche Königswahl bis zur goldenen Bulle" (1858). Er hat freilich auch diesen für die deutsche Geschichte so überaus wichtigen Gegenstand mit seiner bekannten Befangenheit behandelt; die jedem Kenner unserer vaterländischen Geschichtsquellen evidente Thatsache, daß der römische Stuhl, gerade durch seine auf mannigfachen Wegen erlangte und geübte Einwirkung auf diese Wahlen, den Zerfall des Reiches und den Niedergang des Kaiserthums gefördert hat, kommt bei Phillips nicht zur Erscheinung. Immerhin aber ist in dieser Schrift ein wohlgeordnetes, dem Forscher höchst erwünschtes Material zusammengebracht. Gleichfalls für die Wiener Akademie bestimmt waren zwei Monographien von englischen Kirchenmännern des zwölften Jahrhunderts, des Walter Map und des Samson von Tottington, Abtes von S. Edmund. Dazwischen veröffentlichte er eine Schrift über den Ursprung der Katzenmusiken. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er, durch Reise-Wahrnehmungen angeregt, seinen Forschungstrieb auf die Urgeschichte der pyrenäischen Halbinsel gerichtet, und einige Abhandlungen über iberische Alterthümer in den Schriften der Wiener Akademie sind die Früchte dieser Studien. Eine zweite Ausgabe seiner kürzeren aber vollständigen Darstellung des Kirchenrechts war, glaube ich, die letzte Frucht seines Geistes.

Zu Münsterlingen bei Konstanz starb am 6. Mai 1872 der Freiherr Hans von Aufseß.

Geboren 1801 zu Aufseß, dem Stammsitz seines Geschlechts in Oberfranken, empfing er seine Bildung und den Doctorgrad der Rechte in Erlangen. Die Verwaltung seiner Familiengüter

gab ihm Stoff und Anlaß zu einer 1838 erschienenen Geschichte des Geschlechtes Aufseß. Er hatte schon 1832 die Redaction des „Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit" übernommen, die 1835 in die Hände Mone's überging, aber vom J. 1853 an wieder von Aufseß, in Gemeinschaft mit zwei anderen Gelehrten und als Organ des Germanischen Museums, herausgegeben wurde. Mehr als durch seine schriftstellerische Thätigkeit wird der Name des Freiherrn von Aufseß unvergänglich bleiben durch die lange von ihm vorbereitete und, mit seltener, aufopfernder Beharrlichkeit, endlich durchgesetzte Gründung des Germanischen Museums in Nürnberg, als dessen erwählter Vorstand er von 1853 bis 1862 wirkte. Es war nur ein gerechter, den rastlosen Bestrebungen dieses Mannes für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde dargebrachter Tribut, daß unsere Akademie ihn zu ihrem Mitglied erwählte.

Gehören die Verdienste eines Mannes, wie der Freiherr von Aufseß war, der ganzen Nation an, so hat in weit engerem Kreise, in den Herzen zahlreicher, dankbarer Schüler, ein anderes, erst vor wenig Wochen gestorbenes Mitglied unserer Gesellschaft sich ein bleibendes Andenken gestiftet. Es ist dieß Michael Fertig, der, 72 Jahre alt, am 23. Januar dieses Jahres in Landshut starb.

Der Sohn eines Mühlenbesitzers wurde er 1827 Studienlehrer in Miltenberg, 1834 in Münnerstadt, 1846 Gymnasialprofessor in Passau, 1855 Studienrector und Director des Erziehungs-Instituts in Landshut, im folgenden Jahre auch noch Kreisscholarch für Niederbayern.

Seine Schriften, obgleich nur Gymnasialprogramme, erheben sich doch weit über das gewöhnliche Maß solcher Gelegenheits-Producte, und lassen einen Mann erkennen, der, in günstigerer Lage, in Erforschung und Darstellung geschichtlicher Stoffe vorzügliches geleistet haben würde. Seine monographischen Arbeiten über die Bischöfe Apollinaris Sidonius im fünften, und Ennodius im sechsten Jahrhundert sind wohlgelungene, von richtigem Verständniß jener dunklen Zeit zeugende Bilder.

Als Jugendlehrer war Fertig eine seltene und wohlthuende Erscheinung. Es ist sehr zu wünschen, daß die Hand eines gewesenen Schülers eine Schilderung seines Wesens und Wirkens als Gymnasiallehrer und Pädagog entwerfen möchte; damit würde jüngeren Männern des gleichen Berufes ein leuchtendes Musterbild vor Augen gestellt werden. Trefflich verstand er es, nicht nur das Vertrauen seiner Schüler zu gewinnen und sie an sich zu fesseln, — er hatte auch die kostbare Gabe, ihre Wißbegierde zu wecken, auf die rechten Ziele zu richten und durch einsichtige Lenkung zu veredeln. In nicht geringem Grade besaß er die Kunst, das Verständniß des Alterthums dem Geiste der ihm anvertrauten Jünglinge zu erschließen, und so Lust und Liebe zu den classischen Studien den besseren Köpfen einzuflößen.

Am 29. Juli 1872 starb in Graz Joseph Ritter von Bergmann. Geboren 1796 zu Hiltisau in Vorarlberg, völlig mittellos und bald auch Waise, konnte er nur durch eisernen Fleiß am Gymnasium zu Kempten und dann an der Wiener Universität sich durchkämpfen. Er ward 1828 Lehrer am Gymnasium in Cilli; nach zwei Jahren schon gelang es ihm, dritter Custos des kaiserlichen Münz- und Antiken-Cabinets in Wien und zugleich Bewahrer der Ambraser Sammlung zu werden. Damit waren seine Wünsche erreicht, der Kreis seines Wirkens für immer gezogen, und 43 Jahre seines Lebens verflossen ihm in ungestörtester Thätigkeit. Er rückte allmälig bis zur Director-Stelle an seinem Cabinet vor; Titel, Orden, akademische Ehren stellten sich rechtmäßig ein. Gegen einhundertsiebzig Publicationen bezeugen den Fleiß des rastlosen, aber bescheidenen, sich innerhalb enge gesteckter Grenzen haltenden Gelehrten. Den Stoff boten ihm die seiner Obhut anvertrauten Sammlungen und seine Heimath Vorarlberg. Neben einer Menge numismatischer Abhandlungen und Schriften, beschäftigen sich siebzig seiner Aufsätze und Abhandlungen mit geschichtlichen Materien, wobei er denn allerdings ernstere und schwierige Probleme oder Fragen von universal-historischer Bedeu-

tung zu berühren vermieden hat. Am besten gelangen ihm seine die vorarlbergische Geschichte und Landeskunde betreffenden Monographien. Unserem Schmeller war er, wie durch persönliche Freundschaft, so durch Gleichheit der sprachlich idiomatischen Forschung verbunden, wie er denn ein Idiotikon der Volkssprache im Bregenzer Walde angelegt, aber unvollendet hinterlassen hat, und, nach dem Auftrage der Wiener Akademie, Schmeller's cimbrisches Wörterbuch herausgeben sollte.

Am 28. December 1872 starb in Würzburg Johann Baptist Schwab, geboren zu Haßfurt 1811. In Würzburg gebildet, wirkte er einige Jahre in der Seelsorge, wurde Religionslehrer am Gymnasium in Aschaffenburg, dann, 1840, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der Universität Würzburg. In den zehn Jahren, in welchen ihm vergönnt war, den Lehrstuhl einzunehmen, erwarb er sich die Gunst seiner Zuhörer, die Achtung seiner Collegen, wurde auch in weiteren Kreisen als Prediger sehr gerne gehört, aber — er stand einem andern im Wege, und am 2. Mai 1851 erfolgte, zum allgemeinen Erstaunen, seine Absetzung. Der Bischof Stahl, welcher, selbst ein Zögling des römischen Jesuiten-Collegiums, der Ansicht war, daß nur einer, der in der gleichen Schule gebildet, Kirchengeschichte vortragen dürfe, wußte es zu erreichen, daß Regierung und Universität den ausgezeichneten Mann, auf dessen amtlichem Wirken und sittlichem Wandel kein Schatten eines Vorwurfs haftete, preisgaben. Abweichung von der kirchlichen Lehre wurde ihm weder nachgewiesen, noch auch, so viel verlautete, Schuld gegeben; es genügte, daß er verdächtig war, nicht römisch genug gesinnt zu sein.

So hat Schwab noch 21 Jahre in unfreiwilliger, aber wohl benützter Muße gelebt; unsere Literatur verdankt ihm zwei vorzügliche Werke: zuerst eine ausführliche Biographie des Kanzlers Johannes Gerson, 1858; sie ist, auf umfassende und tief eindringende Forschungen gestützt, die einzige, welche dieses Mannes würdig ist, und bietet, zusammen mit dem Buche von Hübner über

die Konstanzer Reformation, das beste, was wir über jene denkwürdige Periode besitzen, als in der schwer kranken Kirche ein Bewußtsein des eigenen Elends und ein Drang nach Genesung von innen heraus mächtig erwacht war, und Männer wie Gerson, D'Ailly, Clemange als Organe dieses reformatorischen Strebens auftraten. Schwab hat das alles mit bemerkenswerther Klarheit und Gründlichkeit und in unbefangenem, ächt historischem Geiste dargestellt.

Das zweite Werk, welchem Schwab den Titel gegeben: „Franz Berg an der Universität Würzburg", 1869 — ist bedeutsamer, lehrreicher, als sich bei der engen Begrenzung seines Stoffes erwarten läßt. Es beschäftigt sich nur mit dem Fürstenthum Würzburg, und wieder nur mit den kirchlichen und theologischen Zuständen des Ländchens in einem Zeitraume von 30 Jahren. Aber der Verfasser schließt uns durch geschickte und taktvolle Verwerthung eines reichen handschriftlichen Materials ein bisher kaum gekanntes Gebiet auf. Anschaulich treten uns hier, in der Person des trefflichen Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal, ein wohlmeinender Reformator und, im Klerus und an der Hochschule des Fürstenthums, eine rationalistisch aufklärende Bewegung, als Wiederhall des protestantischen Rationalismus, vor Augen, und werden gleichartige und gleichzeitige Tendenzen in Oesterreich und den Rheinlanden um so besser verständlich.

Franz Wilhelm Kampschulte, geboren 1831 zu Wickede in Westphalen, hatte sich erst in Münster, dann in Paderborn dem Studium der Theologie gewidmet; aber der Geist, in welchem an letzterem Orte diese Wissenschaft gelehrt wurde, widerte ihn an, und, durch Cornelius angeregt, beschloß er im Herbst 1854, sich ganz dem Studium der Geschichte zu widmen. In Berlin nahm er an den von Ranke geleiteten geschichtlichen Uebungen Theil, wurde dann, 1857, Privatdocent in Bonn, schon im folgenden Jahre außerordentlicher und im J. 1861 ordentlicher Professor der Geschichte daselbst.

Kampschulte hatte sich das Reformationszeitalter zum Felde

seiner Forschungen erkoren. Mit einer Arbeit über Wizel begann er; 1858 und 1860 ließ er eine Monographie folgen, welcher er den Titel gab: „Die Universität Erfurt in ihrem Verhältniß zu dem Humanismus und der Reformation.“ Es war ein bisher ungekanntes, oder doch wenig beachtetes Stück deutscher Geschichte, das durch diese ebenso mühsame als erschöpfende Forschung aufgedeckt wurde, nämlich jener gothaisch-erfurtische Kreis von Humanisten, Literaten und Poeten, deren Mittelpunkt Crotus Rubianus war, der vornehmste Verfasser der epistolae obscurorum virorum — Männer, deren Bedeutung und halbvermittelnde, unentschiedene Stellung zwischen den zwei großen kämpfenden Parteien erst durch Kampschulte's Darstellung klar geworden ist.

Sein zweites größeres Werk, „Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf“, die Frucht langer, in dem Genfer Handschriftenvorrath und anderwärts gemachten Studien, ist leider Torso geblieben. Doch wird hoffentlich der zweite, vom Verfasser fertig hinterlassene Band — auf drei Bände war das Ganze berechnet — aus seinem Nachlaß erscheinen. Mit der Revision dieses zweiten Bandes fand ich den kranken, die unverkennbaren Züge einer nahen Auflösung in seinem Antlitz tragenden Mann beschäftigt, als ich ihn im September in Bonn besuchte. Welch ein kraftvoller Geist in so gebrechlicher Hülle! Und was würde dieser Mann geleistet haben, wenn ihm, dem seit langen Jahren schon keine Woche schmerzlos und ohne Siechthum verfloß, zu der Energie der Seele auch die Gottesgabe eines gesunden und rüstigen Körpers vergönnt gewesen wäre. Doch ein Ruhm wird unserm hinübergegangenen Mitgliede bleiben: er ist der erste und bis jetzt wohl der einzige, dem es gelungen, einen Heros der Reformation so darzustellen, daß beide Bekenntnisse, daß Katholiken wie Protestanten seinem Werk das Zeugniß der völligen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ausstellen.

König Maximilian II. und die Wissenschaft.*

Fürstliche Pflege der Wissenschaften hat zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte des menschlichen Geistes tiefgehende, bleibende, in ihren Wirkungen jetzt noch fortlebende Resultate erzeugt. Wenn wir absehen von den auf ein engeres Gebiet beschränkten Bestrebungen der Könige von Pergamum, so sind es die Ptolemäer in Aegypten, welche durch weisen Schutz und verständige Unterstützung ihr Alexandrien, in den zwei letzten Jahrhunderten vor Christus und noch Jahrhunderte nachher, zum geistigen Mittelpunkte der Welt machten. Die Bibliothek, die sie gebildet, war die vollständigste der alten Welt, ihr Museum die erste Akademie oder das Vorspiel einer solchen. Von Alexandrien empfing Byzanz hellenische Wissenschaft und Literatur, und von Byzanz kam dieses kostbare Erbe an den lateinischen Westen, so daß der Einfluß, welchen die Ptolemäer auf unsere gesammte geistige Bildung, auf unsere Wissenschaft und Literatur mittelbar geübt haben, wirklich kaum groß genug gedacht werden kann.

Sehen wir ab von dem, was Karl der Große und Alfred der Große geleistet, in deren Zeit eine Wissenschaft eigentlich nicht existirte, so müssen wir über viele Jahrhunderte wegschreiten, um Monarchen zu finden, an deren Namen sich die Erinnerung großer, der Wissenschaft geleisteter Dienste knüpft.

* Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie am 30. März 1864, zum Gedächtniß des am 10. März verstorbenen Königs; im Verlag der Akademie erschienen (1864), aber bis auf wenige Exemplare vergriffen.

Einzelne Fürsten des Mittelalters und des sechzehnten Jahrhunderts förderten die Wissenschaft, nicht als solche, sondern dieses oder jenes specielle Studium, aus ganz persönlichen Gründen; sie förderten nicht sowohl die Chemie als die Alchemie, nicht sowohl die Astronomie als die Astrologie, und damit ist auch das Motiv solcher Förderung schon bezeichnet.

Dem Kaiser Friedrich II. hat man nachgerühmt, daß er in seiner rastlosen Thätigkeit für die Wissenschaft alle Fürsten des Mittelalters übertroffen habe; aber diese Thätigkeit beschränkte sich doch auf die Veranstaltung von Uebersetzungen aus dem Griechischen und Arabischen. König Alfons X. von Castilien ist fast bedeutender durch seine eigenen Erzeugnisse, als durch die von ihm angeregten astronomischen und historischen Leistungen Anderer.

Unter den, zu allen Zeiten sehr seltenen Fürsten, welche ihre Liebe und ihre hülfreiche Theilnahme nicht bloß einem bevorzugten Fache, sondern einem erweiterten Kreise des Wissens geschenkt haben, war Cosimo de' Medici vielleicht der erste. Historiker, Dichter, Philologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Physiker fanden Zutritt in seinem Palaste zu Florenz, welcher überhaupt der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit geworden war. Er und sein Enkel Lorenzo haben gezeigt, zu welchem Ruhm und Glanz eine einzelne Stadt, als geistige Metropole, als Sitz der Kunst und Wissenschaft, unter weisen Fürsten erhoben werden kann. Die platonische Akademie, die unter Lorenzo in Florenz blühte, ist, in ähnlicher Weise wie die frühere alexandrinische, von den Ptolemäern gepflegte Schule, den philosophischen Studien und dem Geistesleben überhaupt förderlich gewesen, schon dadurch, daß sie die aristotelische Alleinherrschaft brechen half. Lorenzo's Sohn, Leo X., dem jedes Mittel der Förderung und Belohnung in reichster Fülle zu Gebote stand, vermochte noch weit größeres zu leisten: unter ihm wurde das päpstliche Rom, was es nie vorher, nie mehr nachher gewesen, ein blühender Sitz classischer Gelehrsamkeit und umfassender wissenschaftlicher Studien, und so ist seine Regierung, so düstere Schlagschatten auch sonst die Ge-

schichte auf sie fallen läßt, doch in den Augen der Nachwelt in den Nimbus eines hellstrahlenden Glanzes gehüllt.

Das Beispiel Italiens und der Medici hatte auf Frankreich und dessen König gewirkt. Unter dem Schutze Franz' I. kam zwar nicht gerade ein bedeutendes wissenschaftliches Werk zu Stande, aber Künstler und gelehrte Humanisten, damals überhaupt die Fürsten im Reiche der Geister, erfreuten sich seiner Gunst, und die Wirkung reichte weit über seine Zeit und sein Land hinaus.

Nach ihm hat das Jahrhundert der kirchlichen Kämpfe kein Bild eines die Wissenschaften ernstlich pflegenden Fürsten aufzuweisen; doch wird es, unter den deutschen Kaisern späterer Zeit, dem milden, schwachen Rudolf II. stets als Ehre angerechnet werden, daß die Gründer der neuen Astronomie, Tycho Brahe und Kepler, an seinem Hofe Schutz und Gunst fanden, wiewohl dieser Monarch, allzusehr wissenschaftlicher Dilettant, am Schmelzofen über seinen alchemistischen Hoffnungen und auf der Sternwarte beim Mitberechnen astronomischer Tafeln, der Kaiserpflichten und der Reichsgeschäfte vergaß.

Bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts müssen wir herabsteigen, um eine Regierung zu finden, welche endlich den Gedanken faßte und ausführte, die Wissenschaft im Großen, in ihrem damaligen Umfange, durch systematische Pflege auf eine höhere Stufe zu erheben. Zum ersten Male geschah dieß in Frankreich unter Ludwig XIV., aber nicht sowohl durch diesen, persönlich allzu ungebildet gebliebenen König, der nur eben dem Kranze seines Ruhmes auch dieses Blatt einflechten wollte, als durch den einsichtsvollen Minister Colbert. Damals wurden jene Akademien gestiftet, jene Einrichtungen geschaffen, welche, wenn auch mit veränderten Namen und Formen, heute noch fortbestehen, welche reiche Früchte getragen und Frankreich zu einer gebietenden Weltmacht auch im Reiche der Geister gemacht haben. Zum ersten Mal in Europa kamen jetzt wissenschaftliche Unternehmungen von größerem Umfange mit Beihülfe des Staates zu Stande. Fremde

Gelehrte, wie Cassini, Huyghens, Römer, wurden nach Paris gezogen, andere empfingen Jahresgehalte und Belohnungen, ohne daß man sie ihrem bisherigen Kreise entrückt oder besondere Anforderungen an sie gestellt hätte.

Seitdem, in anderthalb Jahrhunderten, ist kein Monarch mehr zu nennen, der sich die Pflege der Wissenschaften zur persönlichen Lebensaufgabe gemacht hätte. Friedrich II. von Preußen, von dessen hoher Geistesbildung derartiges zu erwarten gewesen wäre, war zu sehr dem damaligen französischen Literatenthum ergeben und in Voltaire'schen Anschauungen befangen, als daß deutsche Bildung und Wissenschaft, die er im Grunde verachtete, auf seinen Schutz hätten hoffen dürfen.

In neuester Zeit haben einzelne Regierungen, die französische, die englische, zeitweilig auch die österreichische und die preußische, für die Herausgabe bedeutender Werke große Summen aus Staatsmitteln gespendet; aber unter den Fürsten ist Maximilian II. der einzige gewesen, der mit persönlicher Liebe und persönlichen Opfern seinem Volke, ja der Mitwelt, und in noch höherem Maße der Nachwelt, eine reiche, geistige Ernte bereitet hat. Es war besonders Schelling, der durch seine Rathschläge in der Seele des jungen Prinzen bereits den Entschluß geweckt und befestigt hatte, die Pflege der Wissenschaft nicht bloß für Bayern, sondern für ganz Deutschland in die Hand zu nehmen. Der König, wie ich in einer mir mitgetheilten, von ihm herrührenden Aufzeichnung finde, hatte sich folgenden leitenden Grundsatz, auf Schelling's Empfehlung, zum Augenmerk gemacht: „Darauf soll bei der Wissenschaft, bei aller sonstigen Freiheit, gesehen werden, daß die Achtung vor göttlicher und staatlicher Ordnung stets gewahrt bleibe, daß der Mensch das Menschliche dem Göttlichen unterzuordnen habe."

Als er den Thron bestiegen, da hatte er nicht, gleich andern Fürsten, die mitunter als Gönner der Gelehrten gepriesen werden, eine besondere wissenschaftliche oder künstlerische Liebhaberei zu befriedigen. Niemand weiß von einer exclusiven Neigung für

dieses oder jenes, welcher der König, mit Hintansetzung anderer Gebiete und Richtungen, gefröhnt hätte. Er betrachtete das Reich der Wissenschaft nicht mit dem Auge eines Gelehrten oder eines Dilettanten, sondern mit dem Auge eines Königs, der das Ganze überschaut und alle Theile dieses Ganzen mit unparteiischer Liebe umfaßt, der auch hier keine Günstlinge und keine Stiefkinder hat, gleich der Sonne, die ihre Strahlen aussendet, nicht etwa um einen abgelegenen Winkel zu erleuchten, sondern um der ganzen Erde und allen Geschöpfen Licht und Wärme zu spenden.

Das finde ich indeß doch in den Aufzeichnungen des Königs, daß er bezüglich der Wissensgebiete, die er fördern wollte, eine gewisse Beschränkung sich auferlegt hatte. Es heißt da: „Schelling sagte mir, daß Theologie, Medicin, Jurisprudenz weniger Unterstützung von meiner Seite verlangten, weil schon viel dafür geschehen und kaum Neues zu finden sei, sollte sich aber ein besonderes Bedürfniß und Gelegenheit zeigen, dann möge ich es thun."

Diesem Programm ist der König im Ganzen treu geblieben, weniger wohl aus dem von Schelling angegebenen Grunde, denn es handelt sich doch in den Wissenschaften nicht sowohl um die Neuheit als um die Wahrheit, und wer eine alte, aber verdunkelte oder geläugnete Wahrheit wieder zur Geltung bringt, leistet der Wissenschaft einen eben so großen Dienst, als wer sie mit einer neuen Entdeckung bereichert. Wohl aber bedachte der König, daß jeder Fortschritt in den geschichtlichen Studien auch für die Theologie und Jurisprudenz sich fruchtbringend erweisen, daß Erweiterungen der Naturkenntniß auch der Medicin zu Gute kommen würden. Er erwog, daß auf beiden Gebieten, dem theologischen wie dem juristischen, der historischen Schule die Zukunft gehöre, daß im Grunde die in ihrer umfassendsten Bedeutung aufgefaßte Geschichte beide Wissenszweige in ihrem Schooße trage, die Theologie als das Product des religiösen, die Jurisprudenz als das des social-rechtlichen Volkslebens.

Wohl wußte der König, daß sowohl Theologie als Rechts-

wissenschaft, jede eine hohe, unermeßlich wichtige Aufgabe zu vollbringen habe, die Jurisprudenz nämlich die Herstellung neuer, gleichförmiger Gesetzbücher, die Theologie die Lösung des großen confessionellen Zwiespaltes. Aber er nahm an, daß die juristischen Leistungen keiner besonderen fürstlichen Unterstützung bedürften, da der Staat selbst und die ganze Nation bei dem Zustandekommen der Gesetzbücher unmittelbar betheiligt seien, und die Staatsmittel vollkommen dafür ausreichten. Die Theologie aber, das fühlte er, könne nur in völliger Unabhängigkeit, nur den rein religiösen Impulsen folgend, nur von religiösen Motiven geleitet, an jenem schwierigen Problem mit einiger Hoffnung des Erfolges arbeiten. Wie er ihr dabei mittelbar, auf dem Wege der geschichtlichen Forschung, behülflich zu sein trachtete, davon nachher.

Maximilian's Geist war durchdrungen von Hochschätzung der deutschen Philosophie. Schelling's Vorträge, die er, während sie ihm gehalten wurden, aufzeichnen ließ und sorgfältig studirte, hatten bleibenden Eindruck auf ihn hervorgebracht. Gleichwohl galt ihm auch die Philosophie nicht als eines der Gebiete, auf welche seine Fürsorge sich zu erstrecken habe. Er wußte, daß hier mit äußerer Nachhülfe nichts zu erreichen sei, daß sie, soweit sie nicht auf Geschichte und Naturkunde ruht, stets nur in reiner Spontaneität sich entwickelt habe, getragen von einer geistigen Strömung im Leben der Völker, die nicht künstlich hervorgerufen werden kann, vielmehr von jeder menschlichen Nachhülfe unabhängig ist. Würde doch kein Monarch der Welt, selbst mit dem kraftvollsten und beharrlichsten Willen und mit unbegrenzter Freigebigkeit, im Stande sein, in seinem Lande auch nur einen Nachsommer der Philosophie zu erzeugen, für welche jetzt ein, hoffentlich nur kurz dauernder Winter gekommen zu sein scheint. Nur eines glaubte daher der König für dieses Gebiet thun zu können, und das hat er gethan: er hat das Erscheinen von Gesammtausgaben der Werke deutscher Denker mit ansehnlichen Summen unterstützt.

So blieben denn die historischen und politischen, die mathematischen und physischen Wissenschaften als das eigentliche Feld königlicher Hülfe und Liberalität. Dabei aber erschienen ihm doch immer alle einzelnen Disciplinen als eben so viele Zweige des einen mächtigen Baumes der menschlichen Erkenntniß, an welchem jeder Ast und jedes Blatt berechtigt sei, der in seinen Wurzeln Nahrung ziehe aus der Vergangenheit, in seinen Früchten Nahrung biete den künftigen Geschlechtern, und seinen erquickenden Schatten ausbreite über die gegenwärtige Menschheit. Dieser Baum des Wissens war es, den er pflegen wollte, zum Gewinn und zur Ehre Bayerns, Deutschlands, der Menschheit. Denn sein erster Gedanke galt immer Bayern. Was frommt meinem Volke? — so lautete die erste Frage, die er an sich stellte. Die zweite war: was ist geeignet, das deutsche Wissensgebiet zu erweitern, die deutsche Literatur zu bereichern und zugleich, als von Bayern ausgegangen, Bayern in den Augen des übrigen Deutschlands zu heben und ihm Ehre zu bringen?

Wir betonen hier Bayern und Deutschland, aber wir wissen wohl, daß die Wirkung der königlichen Gedanken nicht auf dieses Volksgebiet beschränkt bleiben konnte. Das wäre zu keiner Zeit möglich gewesen, ist aber in unsern Tagen weniger als je denkbar, in unsern Tagen, wo der Gedankenverkehr überhaupt so unermeßlich beschleunigt und erweitert ist, wo die Völker des Erdballs, bei unablässiger geistiger Friction unter einander, mehr und mehr zu einer weltgeschichtlichen, alle ergreifenden Bewegung zusammenfließen. Sehen wir doch, wie selbst die Staaten, die sonst in strengster Abgeschiedenheit sich behauptet haben, nicht länger mehr ihre Landespforten gegen den andrängenden und Einlaß fordernden Strom fremder Personen, Erzeugnisse, Ideen verschlossen zu halten vermögen.

Der Monarch eines ansehnlichen Reiches nimmt eine Stellung ein, welche ihm die richtige Auffassung und Beurtheilung der Dinge, die Schätzung ihres Werthes einerseits erschwert, andererseits aber auch wesentlich erleichtert. Es ist wahr:

auf der einsamen Höhe seines Thrones befindet er sich wie auf einem hohen, weiter abwärts von dichten Wolken umlagerten Berge; sein Blick vermag nicht durch diese dunkeln Schichten hindurch zu dringen; was unten im Thale vorgeht, das Treiben der Menschen im Einzelnen, ihre Leiden und Freuden, ihre Gebrechen und ihre Bedürfnisse, das alles entzieht sich seiner Wahrnehmung, und es sind großentheils nicht deutliche Stimmen, es ist häufig nur ein wirres Getöse, was von da unten her an sein Ohr schlägt. Dagegen aber, wie viel freier, klarer, weiter dringend ist sein Blick auf der Höhe, wohin ihn seine Würde gestellt hat, wenn er nur überhaupt ein gesundes Auge besitzt und es zu gebrauchen versteht! Er athmet und schaut in reineren, ätherischen, nicht durch die Nebel und Dünste des Alltagslebens und seiner Bedürfnisse getrübten Lüften, er erkennt besser die Verknüpfung der Dinge, die Bedeutung des Einzelnen für das staatliche Ganze; die gemeinen, niedern Triebfedern der menschlichen Handlungen haben keine Macht über ihn. Wir Gelehrten, die wir jeder von uns ein bestimmtes Wissensgebiet bebauen und pflegen, sind vor allem der Versuchung der Einseitigkeit ausgesetzt; nur schwer und selten erheben wir uns zu jener unbefangnen und großartigen Auffassung, die das eigene Fach nicht überschätzt und dem fremden Fache volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wer ist nicht schon im Leben Gelehrten begegnet, welche jeden Kieselstein in dem Garten ihrer Wissenschaft für einen Diamant ansehen, dagegen in den Diamanten anderer nur Kieselsteine erkennen wollen!

Erhaben über solche Täuschungen und Einseitigkeiten urtheilt, handelt ein König, welcher der Wissenschaft, nicht etwa bloß diesem oder jenem Fache, seine Gunst, seinen Schutz angedeihen läßt. Er besitzt nicht die durchdringende Kenntniß des Einzelnen, aber er hat hingegen, und das ist in seiner hohen Stellung wichtiger, den Maßstab für ihren Werth als Ganzes.

Unser Monarch besaß diesen Maßstab, aber er besaß noch überdieß, als eine ihn auszeichnende Gabe, den festen Glauben

an die unvergängliche Würde der Wissenschaft, an ihre unfehlbar zum endlichen Siege sich durchkämpfende Wahrheit, an ihre zuletzt immer wohlthätigen Wirkungen. Diesen Glauben ließ er sich auch durch widrige Erfahrungen, durch das egoistisch unlautere Treiben einzelner Gelehrten, das freilich mitunter auch seiner Wahrnehmung sich aufdrang, nicht erschüttern. Für ihn gab es im Reiche des Geistes keine öden Steppen, die den Anbau nicht vertrügen oder nicht lohnten. Ueberall zeigte sich seinem, durch umfassende Bildung und durch steten Umgang mit hochbegabten Männern geschärften Blicke treffliches Ackerland, welches nur der rechten Hände harre, um zum Heile der Menschen seine Früchte hervor zu bringen.

Wenn Goethe im Tasso seinem Herzog Alfons die Worte in den Mund legt:

„Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt" —

so ist damit nur das selbstsüchtige Bewußtsein ausgesprochen, daß ein Fürstenthron, gehoben durch die Folie eines Kranzes von Gelehrten und Dichtern, sich stattlicher, ansehnlicher ausnehme. Diese sollen dann nur als Trabanten den fürstlichen Planeten umkreisen, sollen nur leuchten, um den Glanz seines Gestirnes zu erhöhen. Unser König dachte größer, sein Patronat war uneigennütziger, edler. Die Wissenschaft und ihre Priester standen ihm zu hoch. Sie, die in seinen Augen die hehre Lehrmeisterin der Culturvölker war, konnte er nicht als ein bloß zum Schmucke seines Hofes bestimmtes Prunkstück ausnützen wollen, und ihren Dienern hatte er besseres, würdigeres zugedacht, als die Rolle einer zur Erhöhung des königlichen Pompes dienenden Gefolgschaft. Darum konnte auch der entfernte, persönlich ihm unbekannte Gelehrte, wenn es um eine bedeutsame Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur sich handelte, auf seine Theilnahme, seine Unterstützung rechnen.

Wir dürfen also sagen: nicht sich, nicht seiner persönlichen Verherrlichung, sondern seinem Volke wollte der König

dienen; ganz Bayern zunächst sollte die Früchte seiner Liberalität ernten und genießen.

Da drängen sich denn die Fragen auf: Hat der König die Forderungen seines Zeitalters erkannt und verwirklicht? hat er sein Volk und dessen Bedürfnisse verstanden? hat er ihm nicht zu viel, zu fremdartiges zugetraut, zugemuthet?

Die Antwort auf diese Fragen wird sich uns ergeben, indem wir den Erwägungen des Königs, dem Gange seiner Gedanken nachzugehen versuchen, so weit das möglich und zulässig ist.

Wie der einzelne Mensch sich nicht begnügt, bloß da zu sein und seine Existenz zu fristen, so ist es auch mit Staaten. Auch ein Staat, zumal ein Staat von nahezu fünf Millionen, will nicht bloß existiren, nicht bloß produciren und das Producirte consumiren, er kann sich nicht die Aufgabe stellen, nur eine möglichst hohe Stufe sinnlichen Wohllebens zu erreichen, — er muß sich höhere Ziele setzen, er muß der Verwirklichung einer ewigen Idee nachstreben. Den aufstrebenden, elastischen Geistern der Nation müssen Bahnen eröffnet, müssen in der Aussicht Kränze und Kronen gezeigt werden, für deren Erringung sie sich begeistern können. Ein Herrscher der Jetztzeit hat von seinem Volke gerühmt, es sei das einzige, welches Krieg führe für Ideen. Man hat das vielfach verspottet. Aber der Gedanke ist im Grunde doch wahr: daß es nämlich für ein Volk über die gewöhnlichen Interessen des Geld- oder Machtgewinnes hinaus noch etwas Höheres und Edleres, also Ideen oder ideale Realitäten geben müsse, für deren Erreichung oder Rettung es im Nothfall auch Gut und Blut einsetzen dürfe und solle.

Wir Bayern sind ein Theil, ein beträchtlicher Theil der deutschen Nation. Deutschland aber ist das Herz Europas, und mehr als dieß. Man darf wohl sagen: die ganze Welt bedarf Deutschlands, gleichwie Deutschland der ganzen übrigen Welt bedürftig ist, denn es ist das geistige Centrum, welches alle weltbewegenden Ideen entweder erzeugt oder doch an sich zieht, verarbeitet und wieder ausströmt; es ist das Schlachtfeld, auf welchem

alle großen Geistesschlachten geschlagen werden. Es gibt kein Volk auf Erden, welches dem deutschen gleich käme an Allseitigkeit, an der Gabe das Fremde zu seinem Eigenthum umzubilden, und dieser Leichtigkeit des Aneignens geht doch wieder die zähe Beharrlichkeit des stillen, jahrelangen Forschens und die schöpferische Kraft des ureignen Hervorbringens zur Seite. Freilich wir Deutschen haben auch, wie jeder Einzelmensch, die Fehler unsrer Tugenden, und sie sind oft leichter wahrzunehmen als die letzteren; aber es ist doch nicht zu verkennen: in höherem Grade als jedes andere Volk sind die Deutschen in der modernen Welt, gleich den Griechen in der alten, zum Priesterthum der Wissenschaft berufen, und sie haben diesem Berufe bisher keine Unehre gemacht.

Nun ist Bayern ein ansehnliches Glied an dem deutschen Volkskörper, und die Aufgabe, diese seine Gliedschaft zu bethätigen durch williges Empfangen und reichliches Geben, kann ihm nicht erlassen werden. Nur um diesen Preis kann es im Staatenbunde Europas mit dem gebührenden Ansehen sich behaupten, kann es dem Vorwurf entgehen, ein bloß zufälliges Conglomerat zu sein, das man je nach der Convenienz anderer, mächtigerer, auch wieder auflösen, und stückweise zu einem Neubau verwenden dürfe.

Bayern ist nicht berufen, eine Weltmacht zu werden, wie Frankreich oder England. Es ist nicht berufen, mit aller Anstrengung seiner Kräfte eine Großmachtstellung anzustreben, wie Preußen; nicht berufen, Deutsche und Slaven, Occident und Orient zu verbinden, wie Oesterreich. Die socialen und staatlichen Aufgaben, an deren Lösung Rußland seine ganze Kraft setzen muß, sind für Bayern entweder längst schon gelöst, oder haben nie für Bayern bestanden. Auch das Ziel, für welches die italienische Nation sich erhoben hat, die Herstellung einer Reichseinheit, hat für uns keine Bedeutung, denn wir besitzen so viel Einheit, als wir bedürfen, oder doch als unsere Lage und Landesgestalt uns möglich machen. Ebensowenig könnte Spaniens Aufgabe je die

unsrige werden; dieses Land hat so viel versäumtes nachzuholen, hat so schwere und tiefe Wunden, die ihm fremde und eigene Waffen geschlagen, zu heilen, und ist dabei in geistiger Beziehung so abhängig von Frankreich, daß seine Wege und die unsrigen sich kaum begegnen dürften. Bayern trägt in seinem Schooße keine schroff sich entgegenstehenden Parteien, die im Kampfe um die Herrschaft die besten geistigen Kräfte der Nation verbrauchen, wie das in Belgien geschieht. Bayern kann und mag auch nicht als bloßer Beamtenstaat vegetiren, als ein Staat, in welchem der eine Theil der Bewohner da ist, um zu administriren, der andere, um sich administriren zu lassen, obgleich es vor dem J. 1818 allerdings manchem Beobachter als ein solcher Staat erscheinen mochte. Innere Verfassung und Gesetzgebung können gleichfalls nicht die Thätigkeit eines Volkes wie das bayerische absorbiren, besonders nachdem das Größte und Schwerste hierin bereits erreicht ist. Das hastige, athemlose Jagen nach Erwerb und Gewinn, die Leidenschaft des Reichwerdens, pflegt wohl in andern Staaten, wo sie die Massen ergriffen hat, Sinn und Auge für die höheren, geistigen Interessen zu trüben, und jene Ueppigkeit und Corruption zu erzeugen, welche der Tod aller ernsteren Forschung ist. Aber diese Gier liegt überhaupt nicht im Charakter des deutschen Volkes, und in dem Agriculturstaate Bayern fehlen vollends die Bedingungen dazu.

So durfte denn der König sich der Hoffnung hingeben, daß sein gleichsam noch jungfräuliches, von keinem exclusiven Hange in Besitz genommenes Volk dem Antriebe zur wissenschaftlichen Thätigkeit, den er ihm zu geben gedachte, bereitwillig folgen werde. Er durfte es um so mehr hoffen, als dieses Volk, zusammengesetzt aus den drei rein deutschen, aber sehr verschiedenartig begabten und sich nach ihrer Geisteseigenthümlichkeit wechselseitig ergänzenden Stämmen der Franken, Bayern und Schwaben, noch eine Fülle schlummernder Kräfte in sich trägt. Auch die geographische Lage Bayerns mußte ihn ermuntern in seinem Beginnen: in die Mitte hineingestellt zwischen den deutschen Norden und Westen

auf der einen, den österreichischen Osten auf der andern Seite, scheint es von der Natur bestimmt, ein geistiger Stapelplatz, ein Träger, Vermittler und Fortleiter der von der einen wie von der andern Seite her auf dasselbe eindringenden Gedankenströmungen zu sein, kann aber, ohne eigene Productivität und thätige Theilnahme an dem großen Ideen- und Forschungsprocesse, dieser Bestimmung in keiner Weise genügen.

Und drängen uns nicht auch unsere bestehenden Einrichtungen auf diese Bahn? Unser ganzes Volksschulwesen ist ja darauf berechnet, höhere geistige Bedürfnisse in der Seele der Knaben zu wecken, sie mit Achtung vor dem Forschen und Wissen, mit Verlangen nach fortschreitender Bildung zu erfüllen. Wir zünden mit dem Volksunterricht ein Feuer unter einem Kessel an, aber es wird allzuoft vergessen, daß dem erhitzten Kessel doch auch ein entsprechender Inhalt gegeben, daß einem erregten Hunger doch auch eine Sättigung möglich gemacht werden muß.

Auch dieß erwog der König, daß es jetzt kein Gebiet des Lebens mehr gebe, welches ungestraft gegen den Einfluß der Wissenschaft sich absperren könnte, gleichwie ihrerseits die Wissenschaft nicht mehr, wie wohl früher, vom Leben sich ferne halten, oder gar sich demselben feindlich entgegenstellen dürfe. Und in der That ist jetzt, wo wissenschaftliche Halbbildung, durch die Tagespresse genährt, wie ein mächtiger Strom weit und breit alles überfluthet, der gute oder schlimme Einfluß der Wissenschaft — der wahren und der falschen — weit größer, und sind die Anforderungen in allen Wissenschaften viel strenger geworden.

Die Zeiten der allumfassenden Gelehrten sind vorüber. Ein Aristoteles, ein Albertus Magnus, ein Leibniz ist nicht mehr möglich. In allen Zweigen ist die Masse des zu bewältigenden Stoffes zu gewaltig angewachsen, und muß die Theilung der Arbeit immer strenger durchgeführt werden. Neue Wissenschaften, deren Dasein oder Nothwendigkeit unsere Vorfahren kaum ahnten, sind hinzugekommen. Wie ist binnen hundert Jahren die Statistik riesenhaft gewachsen! Welchen schwer übersehbaren Umfang

und Stoffreichthum besitzt jetzt eines der jüngsten Kinder des menschlichen Forschungstriebes, die erst seit dem 18. Jahrhundert zur Wissenschaft erhobene Staatswirthschaft! Das Völkerrecht ist erst seit 200 Jahren in die Reihe der wissenschaftlichen Disciplinen eingetreten. Die Staatswissenschaften überhaupt haben eine Ausdehnung erhalten, die es unmöglich gemacht hat, sie, wie früher geschehen, bloß als einen Zweig oder Anhang der Rechtswissenschaft anzusehen und zu behandeln. Im Gebiete der Naturforschung darf man nur die Ethnographie, die vergleichende und die pathologische Anatomie, die Mikroskopie, die Geologie nennen, um an Wissenschaften zu erinnern, die früher noch nicht existirten, jetzt aber eine reiche Literatur und Tausende von Bearbeitern besitzen.

Ist nun das Wissensgebiet so weit hinausgeschritten über seine früheren Grenzen, ist es so vielgestaltig geworden, so ist auch andererseits die breite Kluft, welche ehedem die Wissenden von den Nichtwissenden schied, eingeebnet, der Unterschied zwischen Gelehrten und Ungelehrten ist nur noch ein fließender, das Wissen ist ein an und für sich jedem geistig Begabten erreichbares Gemeingut geworden. Der Umlauf der geistigen Säfte im gesellschaftlichen Organismus ist heute rascher, sie dringen bis in dessen äußerste Extremitäten, und es ist jetzt ein weit größerer Bruchtheil der Nation, welcher, mittelbar oder unmittelbar, von der Wissenschaft, ihren Ergebnissen und Wirkungen berührt, ergriffen wird. Damit wird jede der Forschung erzeigte Wohlthat, jeder ihr zugeführte Gewinn, ein dem großen Ganzen geleisteter Dienst, und darf Niemand in der Nation sagen: für mich und die Meinigen ist dieß verloren, weggeworfen.

Vergessen wir endlich nicht, daß der König in einer Sache, die ihm so sichtbar persönliche Herzensangelegenheit war, mit Sicherheit auf den tief dynastischen Sinn seines Volkes rechnen durfte. Er wußte, daß das vom Throne herab gegebene Beispiel im Guten wie im Bösen mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf dieses Volk wirke, und er vertraute, daß, wenn er ihm die

Fahne des wissenschaftlichen Strebens hoch halte, die begabteren Geister des jüngeren Geschlechtes sich freudig um dieselbe schaaren würden.

Fassen wir, um unserm unvergeßlichen Monarchen völlig gerecht zu werden, um klar zu erkennen, daß er nicht etwa erträumten Gütern und phantastischen Schattenbildern nachjagte, die Sache noch etwas tiefer und versetzen wir uns auf seinen Standpunkt, in seinen Gedankenkreis!

Pflege der Wissenschaft hieß bei ihm nicht etwa bloß Sorge für das Zustandekommen einer Anzahl gelehrter Bücher, noch weniger bedeutete sie bei ihm so viel als gute Bezahlung einiger Gelehrten, um von diesen dann als großmüthiger und erleuchteter Mäcen gepriesen zu werden. Dem König war es, als er diesen Beruf sich gab, auch nicht etwa bloß zu thun um den Gewinn an Ehre und staatswirthschaftlichem Nutzen, der für Bayern dabei herauskommen werde, sondern darum vor allem, daß in seinem Volke der wissenschaftliche Geist geweckt, erhalten, verbreitet und ausgebildet würde.

Was ist denn aber dieser wissenschaftliche Geist? Ist er wirklich ein so kostbares, so schwer zu beschaffendes Gut?

Der wissenschaftliche Geist ist der fein ausgebildete, zugleich auf Reinheit des Willens und auf Schärfe der Intelligenz beruhende Wahrheitssinn; er ist die technische, durch lange und sorgfältige Uebung erworbene Fertigkeit, die rechten Werkzeuge, die rechten Forschungsmittel und Methoden anzuwenden, um in der Natur oder in der Geschichte die verborgene Wahrheit zu entdecken, sie an's Licht zu ziehen, sie mit anderen schon bekannten Wahrheiten in Zusammenhang zu bringen, sie von jedem anklebenden Irrthum abzulösen; er ist die schwere Kunst, mit völliger Unbefangenheit, ja mit Selbstverläugnung, mit Fernehaltung vorgefaßter Meinungen, Systeme oder Wünsche, die Phänomene und Thatsachen möglichst adäquat zu erkennen und darzustellen. Er ist also etwas Göttliches, das wir nie ganz erreichen, worin wir uns und anderen nie volles Genüge thun, dem wir uns nur

allmälig, aus weiter Ferne, anzunähern vermögen. Denn nur Gott sieht in hoch erhabener Klarheit die Dinge, wie sie sind; wir Menschen müssen uns begnügen, durch dichte Nebel und Schleier, die sich vor unser Geistesauge legen, die Umrisse der Wahrheit, ja oft kaum mehr als den Saum ihres Gewandes zu erblicken, und wir umarmen nur allzuoft, trotz aller Begierde und Anstrengung, die Wolke statt der Göttin.

Was müßte man demnach an dem Gelehrten wahrnehmen, um mit vollem Rechte von ihm sagen zu können, daß der echte Geist der Wissenschaft sich ihn zum Organ erkoren, in ihm sich verkörpert habe?

Das müßte man an ihm erkennen, daß er ein tiefer Denker zugleich und ein kühner sei; daß er, was die Gewissenhaftigkeit im Urtheilen betrifft, strengere Forderungen an sich selber stelle, als an andere; daß er, wenn er streiten muß, doch die schonende Milde und die leidenschaftslose Ruhe einer ernsten, von dem Bewußtsein seines hohen Berufes getragenen Lebensstimmung nie verläugne. Der Priester der Wissenschaft wird nie vergessen, was schon Sokrates gelehrt hat: daß jeder Irrthum ein verschuldeter sei, — wird aber die Schneide dieses Satzes nicht gegen andere, sondern vor allem gegen sich selbst kehren. Er wird unablässig nach Enttäuschung streben, wie viele lieb gewordene Täuschungen er auch aufgeben, sich gleichsam aus dem Herzen reißen muß. Er wird — und das ist vielleicht das schwerste in diesem Berufe — mit seinem Urtheil da einhalten, wo ihm sein Gewissen sagt, daß hinreichende Urtheilsgründe noch nicht vorliegen, und er wird jeden der Gründe mit haarscharfer Wagschale prüfen. Nie wird er vergessen, daß zur erschöpfenden Erkenntniß des Einzelnen klare Einsicht in das Ganze erfordert werde. Die Sophistik in allen ihren Formen und Larven wird er verabscheuen. Er wird nicht, wie es nach Lessing's Ausspruch tausende für einen thun, zum Ziele seines Nachdenkens die Stelle machen, wo er des Nachdenkens müde geworden. Er wird auch nicht ein System schaffen oder behaupten, welches, in erträumter Abge-

schlossenheit, der Forschung keine Erweiterung, dem Leben keine Fortbewegung gestattet. Dann wird er auch bedenken, daß es verhältnißmäßig leicht sei, auf den erkannten Irrthum einzustürmen mit der Sichel, aber schwer, sehr schwer und doch geboten, den Irrthum sorgfältig zu scheiden von der beigemischten Wahrheit; jenen auszureuten wie giftiges Unkraut, diese aber zu schonen, zu bewahren und zu pflegen. Endlich wird er da, wo seine Ueberzeugung vollständig und durch keinen Schatten eines Zweifels mehr getrübt ist, offen und furchtlos die erkannte Wahrheit, auch die mißliebige Wahrheit aussprechen, wird auf jede Abschwächung, jede Verhüllung derselben verzichten; — das ist leicht für den Mathematiker, den Physiker, schwer aber, oft sehr schwer auf allen ethischen Gebieten.

Mancher möchte mir hier einwenden: es sei ein Ideal, was ich gezeichnet habe; der Verwirklichung desselben sei er im Leben noch nie begegnet, oder er habe auch vielfach an namhaften Gelehrten ganz andere Züge wahrgenommen. Das mag wahr sein, und man würde mir ganz das nämliche entgegnen, wenn ich statt des Priesterthums der Wissenschaft ein anderes — das der Religion — geschildert hätte. Tausende würden mir vorhalten, daß die rauhe Wirklichkeit in den meisten Fällen meinem Bilde nicht entspreche. Ist es denn aber nicht schon viel, nicht schon eine hohe sociale Wohlthat, daß es Klassen von Menschen gibt, die zu diesem Ideal, als einem stets mahnend vor ihnen stehenden ethischen Postulat sich bekennen, Männer, die den hohen Beruf auf sich genommen haben, ohne sich von den schweren Verpflichtungen, die daran geknüpft sind, lossagen zu dürfen, lossagen zu wollen? Kein Gelehrter wird behaupten, daß der wissenschaftliche Geist, den zu besitzen er sich rühmt, ein ganz andrer sei, als der hier geschilderte, ein entgegengesetzter. Jeder wird mit Göthe's Pylades sagen:

„Wir eilen immer seinem Schatten nach,
Der göttergleich, in einer weiten Ferne,
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt."

So sind wir alle, die wir uns zum Gelehrtenstande zählen, willige oder widerwillige Zeugen, Propheten des rechten Geistes der Wissenschaft; wir ehren ihn, wo wir ihn finden, wir halten ihn der jüngeren Generation, wenn auch nicht immer anschaulich im Beispiel, doch in der Theorie vor; wir richten andere nach diesem Gesetze, und wir müssen wiederum uns darnach richten lassen. Unser König aber hat richtig geurtheilt, daß dieses Zurückbleiben der Gelehrten hinter den Forderungen ihres Berufes, daß einzelne Mängel und Gebrechen dieser Klasse, die wohlthätigen Wirkungen ihrer Thätigkeit eben so wenig aufheben, als die menschliche Fehlerhaftigkeit vieler Diener der Religion die Wirksamkeit dieses Standes im Großen vereitelt oder in's Böse verkehrt.

Maximilian hat also, indem er für die Erweckung und Erhaltung des wissenschaftlichen Sinnes in seinem Lande Sorge getragen, nicht etwa bloß dem Königreich Bayern eine Anzahl von Männern geben wollen, welche eine größere oder geringere Quantität von Kenntnissen besäßen und sie andern mittheilten, sondern er hat eine Schule, einen Herd des wissenschaftlichen Geistes, das heißt des geübten und feinen Wahrheitssinnes, in Bayern errichten wollen, — überzeugt, wie er war, daß dieser Geist, wenn er nur einmal vorhanden und lebendig, nicht in den engen Schranken eines Fachstudiums eingeschlossen und festgebannt bleiben werde, daß er vielmehr als ein ungreifbares, überall gegenwärtiges Fluidum in alle Poren und Oeffnungen des gesellschaftlichen Körpers eindringen und allenthalben läuternd, erleuchtend, segensreich wirken werde.

Der König hat überhaupt die geistigen Kräfte im Volke wecken, durch Darbietung eines würdigen Stoffes und erhabener Ziele sie in Thätigkeit setzen wollen; er hat geglaubt und mit Recht geglaubt, daß die heilsame Nachwirkung hievon sich mit der Zeit in allen Gebieten menschlicher Wirksamkeit, auch in den scheinbar weit abgelegenen, fühlbar machen werde. Und man wird gestehen: es ist das vielleicht der größte Dienst, die dankenswertheste Wohlthat, welche ein Monarch seinem Volke leisten kann.

Denn eine solche Geisteskraft und Geistesthätigkeit ist zuletzt gleichbedeutend mit Macht und Würde, mit harmonischem Gleichgewicht, mit Frische und Gesundheit des nationalen Lebens.

Indem Maximilian zu größeren, ein Zusammenwirken von mehreren Kräften erfordernden Arbeiten den Anstoß und die Mittel gab, hatte er noch einen besonderen Vortheil im Auge, den er seinem Volke damit zuwenden wollte. Wer nämlich als Autodidakt sich seine Bahn mit Mühe und auf mancherlei Umwegen und Irrwegen hat brechen müssen, der kann später nicht ohne ein schmerzliches Gefühl daran zurück denken, welcher Verlust an Zeit, welche Vergeudung an Kraft sich aus dem Mangel eines verläßigen Führers für ihn ergeben habe. Der junge, aufstrebende Gelehrte bedarf vor allem zweier Dinge: Schule und Ermunterung, und es ist für ihn eine besondere Gunst des Himmels, wenn er zur Mitarbeit an einem wissenschaftlichen Unternehmen, unter der Leitung älterer, erfahrener Fachmänner, beigezogen, wenn ihm so die doppelte Sicherheit des richtigen Verfahrens und des nicht vergeblichen Arbeitens von vorn herein geboten wird.

Darum gab der König besonders solchen Unternehmungen seinen Beifall, durch welche nicht nur neue Werke geschaffen, sondern auch Männer gebildet würden, welche das Begonnene einst fortsetzen und eigne neue Werke unternehmen könnten. Bayern wird es ihm noch lange Dank wissen, daß er den wissenschaftlich strebenden Söhnen des Landes durch solche große literarische Unternehmungen, sowie durch die Errichtung von Seminarien an den Universitäten, Schulen gelehrter und schriftstellerischer Thätigkeit eröffnet und damit ein wirksames Heilmittel dargeboten hat gegen einen nur allzuhäufig an unsern jüngern Männern wahrgenommenen Zug, den Zug nämlich: über sich selbst zu brüten, ohne etwas auszubrüten.

Die Stiftung des Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst, dieser Gesellschaft der fünfzig ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler von ganz Deutschland, mit dem Rechte sich selbst, durch Neuwahlen des Ordenskapitels, zu ergänzen, war eine

Ankündigung, gleichsam ein Programm dessen, was der König fernerhin zu thun, zu erstreben gedachte. An diese königliche Schöpfung schloß sich einige Jahre später die Stiftung der Maximilians-Medaille an. Sie sollte, mit einem beträchtlichen Geldpreise, jedes Jahr den Verfassern der vier besten Werke auf den Gebieten der Staatswissenschaften, der Geschichte, der Philologie, der Naturwissenschaften zuerkannt werden. Auch als Preis für die Lösung einer vom Könige zu stellenden wissenschaftlichen Aufgabe sollte die Medaille, zugleich mit der ausgesetzten Summe, gegeben werden.

War es hier das Kapitel des Maximilians-Ordens, welchem der König das Richteramt übertrug, so empfing auch unsere Akademie bei mehr als einer Gelegenheit sprechende Beweise seiner Huld und theilnehmenden Aufmerksamkeit.

Es sind wohl nur wenige unter uns, die er nicht zu wissenschaftlichen Unternehmungen ermuntert und dabei unterstützt hätte. Dann gab er der Akademie, in der freien Wahl aller ihrer Mitglieder, ihre volle Autonomie zurück; er erweiterte ihren Wirkungskreis durch die Stiftung und Ausstattung zweier ihr einverleibten Commissionen, der historischen und der naturwissenschaftlich-technischen. Die Aufgabe der letzteren, zuerst errichteten, war: dafür zu wirken, daß das weite Gebiet der Technik allmälig wissenschaftlich durchdrungen, und damit die bisher großentheils sich selbst überlassene, von keinem wissenschaftlichen Sinn getragene Praxis gereinigt, vergeistigt, und mit unvergänglicher Lebenskraft ausgestattet werde. Arbeiten von streng wissenschaftlichem Charakter, aber zugleich mit vorherrschend praktischer Tendenz sind mit den Mitteln dieser Commission ausgeführt worden. Ich erwähne die Arbeit von Seidel über die Theorie der Fehler an optischen Instrumenten, die Arbeiten von Fuchs über Wasserglas und Stereochromie, von Knapp über die Lederbereitung, von Pettenkofer über den Luftwechsel in Wohngebäuden, über Holzgas und andere Arbeiten. Mit Hilfe einer in reichlichem Betrage gegebenen königlichen Subvention stellte Pettenkofer einen

höchst sinnreichen und glücklich gelungenen Respirations-Apparat mit einer Dampfmaschine her, um durch denselben die stündliche und tägliche Ausgabe des menschlichen und thierischen Körpers an Kohlensäure, diesem wichtigen Factor des Athmens, zu untersuchen. Und wirklich ist es bereits gelungen, die erste vollständige Gleichung zwischen Einnahme und Ausgabe eines lebenden Körpers während vierundzwanzig Stunden festzustellen, wie denn auch die fortgesetzte Beobachtung mit diesem Apparat die Lösung noch anderer wichtiger physiologischer Probleme verheißt.

Der König war aufmerksam geworden auf die eigenthümliche Anlage des südbayerischen Stammes zu technischen Leistungen, wie sie schon in der Vorzüglichkeit der in manchen Gebirgsgegenden verfertigten Schnitzwerke und Drechslerarbeiten sich kundgibt. Er hatte beachtet, wie die dem technischen Talent beigesellte wissenschaftliche Begabung in der Verbindung dreier Männer: Fraunhofer, Reichenbach und Utzschneider, jene bis dahin nicht erreichten Instrumente zu Stande gebracht habe, durch welche im Beginne dieses Jahrhunderts eine neue Epoche der beobachtenden Astronomie angebahnt wurde. Damals hatten die Sternwarten aller Länder wetteifernd mit Instrumenten aus dem Münchener optischen Institute sich versehen, und so war Münchens Ruhm und vieler Bürger Wohlstand erhöht worden. In der gleichen Richtung hatten dann Merz und Steinheil gewirkt. Da ließ der König, auf Jolly's Empfehlung und unter dessen Leitung, mittels einer jährlich dafür ausgesetzten Summe feine physikalische Instrumente von Mechanikern der Hauptstadt ausführen, die dann an die Lehranstalten des Landes vertheilt wurden. Die Folge war, daß, während früher alle feineren Instrumente aus dem Auslande bezogen werden mußten, die Werkstätte eines bis dahin mit Armuth ringenden Münchener Mechanikers sich rasch emporarbeitete, und nun nicht nur das Inland mit Instrumenten versieht, sondern solche bereits nach England, Rußland, Amerika versendet.

Auf dem Gebiete der Geologie ist das schöne, zugleich

prachtvolle und streng wissenschaftliche Werk des Bergraths Gümbel: die geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebirgs und seines Vorlandes, als eine der vielen Früchte königlicher Municicenz zu erwähnen. Auf dem botanischen verdanken wir derselben Freigebigkeit die Werke des leider zu früh hinweg genommenen Otto Sendtner: die Vegetationsverhältnisse des bayerischen Waldes und Südbayerns. Eine Statistik des Obst- und Gemüsebaues in Bayern hat der König noch zuletzt der vaterländischen Gartenbaugesellschaft aufgetragen.

Indem ich zur Betrachtung der königlichen Thätigkeit auf dem weiten Gebiete geschichtlicher Forschung und Darstellung übergehe, darf ich daran erinnern, daß Maximilian II., bei aller wissenschaftlichen Unparteilichkeit, doch sich persönlich am stärksten zu der Geschichte hingezogen fühlte, daß er die bedeutenderen Erscheinungen auf diesem Felde mit erhöhtem, mitunter mit gespanntem Interesse verfolgte, daß die Hervorrufung gewisser historischer Werke sogar zu seinen liebsten, schon frühe gehegten und beharrlich festgehaltenen Wünschen gehörte. Die Geschichte war seiner Geistesrichtung am meisten verwandt; es kam aber noch ein anderes, ein mehr verborgenes Motiv hinzu.

Wenn ich mir hier Andeutungen über die tieferen Gedanken des Königs gestatte, wie sie ihn in seiner Regierung überhaupt und besonders in seiner Stellung zur Wissenschaft leiteten, so darf ich mich auf Mittheilungen, die ich aus seinem eigenen Munde empfangen habe, berufen: Als ein aufrichtig gläubiger Christ war er von der bleibenden Zukunft des Christenthums überzeugt, und demgemäß konnte er sich nicht denken, daß die große Spaltung und der Kampf der christlichen Confessionen für alle späteren Zeiten hoffnungslos fortdauern, daß auch fernerhin und immerdar edle Kräfte zu wechselseitiger Beschädigung nutzlos verbraucht werden würden. Die Trennung, meinte er, habe unter göttlicher Zulassung ihre Zeit gehabt und zu höheren Zwecken dienen müssen. Nun aber sei diese Zeit, wo nicht abgelaufen, doch ihrem Ablauf nahe, und glaube er daher fest, daß trotz aller

polemischen Bitterkeit, trotz aller sich einmischenden unlauteren Selbstsucht, trotz der die Spaltung für sich ausbeutenden politischen Interessen, einmal ein Tag der Vereinigung für die christlichen Nationen kommen, die Verheißung von dem einen Hirten und der einen Herde in vollständige Erfüllung gehen werde. Denn wenn einmal die großen Kirchenkörper des Occidents versöhnt seien, und nun mit vereinigter, mehr als verdoppelter geistiger Kraft auf die griechisch-russische Kirche einwirkten, dann werde diese dem übermächtig gewordenen, magnetischen Zuge zur Einheit nicht lange mehr widerstehen. Oder umgekehrt: wenn etwa zuerst die Vereinigung der katholischen und der anatolischen Kirche sich vollzogen, dann würden auch die protestantischen Genossenschaften allmälig in die Einheitsströmung hineingezogen werden.

Des Königs Augenmerk war jedoch, wie natürlich, vorzugsweise auf alles das gerichtet, was zur kirchlichen Versöhnung des Occidents, zunächst Deutschlands, in nähere oder entferntere Beziehung gesetzt, als günstiges Vorzeichen des nahenden Friedens angesehen werden konnte. Daß die künftige Vereinigung nicht in der Form eines einfachen, unvermittelten, gleichsam mechanischen „Sich wieder zusammenschließens“ der getrennten Confessionen erwartet werden dürfe, das sah er ein. Auch das war ihm klar, daß nicht an eine reine Absorption der einen Kirche durch die andere zu denken sei. Es müsse, meinte er, auf beiden Seiten erst ein gewisser Reinigungsproceß eingeleitet werden und die Erkenntniß sich Bahn brechen, daß jede der beiden Genossenschaften, wenn auch in ungleichem Maße, von der andern Güter zu empfangen, jede, mit Hülfe der andern, von Gebrechen und Einseitigkeiten sich zu befreien, Lücken in ihrem religiösen und kirchlichen Leben auszufüllen, Wunden zu heilen habe; auch dürfe keiner das Aufgeben eines wirklichen, durch Leben und Geschichte erprobten Gutes zugemuthet werden. Unter diesen Bedingungen werde, früher oder später, im Herzen Europas, in Deutschland, der Proceß der Versöhnung und Einigung vor sich gehen.

Dieß etwa waren die Gedanken, die der König in einer

langen, mir unvergeßlichen Unterredung entwickelte. Ich weiß nicht, in wie weit Schelling's bekannte Idee von einer umfassenden Kirche der Zukunft dazu beigetragen hatte, seine Ansicht näher zu gestalten. Thatsache ist, daß dieser Denker großen Einfluß auf den Geist des Königs, schon lange vor dessen Thronbesteigung, gewonnen hatte. Zudem wußte der König, daß diese Idee einer künftigen religiösen Wiedervereinigung von Deutschlands größten Männern, so von Leibniz, unter den Monarchen auch von seinem hohen, erleuchteten Verwandten, dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, als eine Nothwendigkeit erkannt und mit zuversichtlicher Hoffnung erwartet worden war. Als deutscher Patriot erblickte er in dieser Wiedervereinigung das Heil Deutschlands, als Christ sah er in ihr ein Bollwerk zum Schutze des schwer bedrohten christlichen Glaubens. Hier nun, glaubte er, sei sein Bayern zu einer thätig eingreifenden Rolle berufen, und sei es seine, des Königs, Aufgabe, diesem den Weg nicht bloß zu zeigen, sondern auch auf demselben es zu führen. Denn es sei nicht bloßer Zufall, daß gerade der seiner Zahl nach überwiegende Volksstamm Bayerns, der fränkische, fast zu gleichen Theilen den beiden Bekenntnissen angehöre, und daß in keinem andern Lande, selbst in Preußen nicht, die örtliche Mischung und Durchdringung von Katholiken und Protestanten so weit gediehen sei, wie in Bayern.

Zweierlei, meinte der König, könne und solle von seiner Seite geschehen, damit Deutschland dem großen Ziele näher komme. Einmal liege ihm ob, wozu er freilich ohnehin schon verpflichtet sei, die vollständigste Gleichheit der Rechte und der staatlichen Stellung für beide Bekenntnisse durchzuführen, damit bei keinem Theile ein Gefühl der Unterdrückung oder der Zurücksetzung und zugleich eine Erbitterung sich bilde, welche von vornherein jede Annäherung und Verständigung unmöglich machen würde. Dann aber glaubte er, daß der Wissenschaft, besonders der geschichtlichen, hier um so mehr ein vorbereitender Beruf zukomme, als ja die Religion selbst Geschichte sei, und nur als historische Thatsache

und gemäß den Gesetzen historischer Erkenntniß verstanden und gewürdigt werden könne. Die geschichtliche Wissenschaft war in seinen Augen das Reich, in welchem, nach den Worten der Schrift, Gerechtigkeit und Friede sich umarmen; denn die gründlich erforschte und richtig erkannte Geschichte, und nur sie allein, mache die Menschen gerecht in der Beurtheilung der eigenen wie der fremden Vergangenheit, der eigenen wie der fremden Vorzüge und Gebrechen, und erzeuge eben deshalb auch eine zum Frieden geneigte und versöhnliche Stimmung.

So erschien denn dem König das Gebiet der geschichtlichen Wissenschaft wie der Gottesfriede im Mittelalter, oder wie eine geweihte Stätte, auf welcher die sonst religiös Getrennten sich zusammen finden, einträchtig mit einander forschen und wirken könnten, wo Alle, von dem gleichen Wissensdurste getrieben, aus derselben heiligen Quelle der Wahrheit trinkend, zu einer Gemeinschaft zusammenwüchsen; und aus dieser Gemeinschaft, aus diesem wissenschaftlichen Bruderbunde werde einst, so hoffte er, wenn unter dem Einfluß linderer Lüfte die confessionelle Eisrinde aufthauen und zerfließen werde, eine noch höhere, das ganze Gebiet geschichtlicher, und also auch religiöser Wahrheit umfassende Einheit und eine Versöhnung hervorgehen, wie der Patriot und der Christ sie wünsche und erflehe.

Die erste größere That des Königs auf dem geschichtlichen Gebiete galt Bayern speciell. Er schuf im J. 1855 eine Commission, bestehend aus Rudhart, Föringer, Konrad Hofmann, Muffat, von Spruner, Wittmann, Löher, für die Veröffentlichung der in den Archiven und Bibliotheken des Königreichs vorhandenen, noch ungedruckten Quellenschriften. Diese mit Geldmitteln reichlich versehene Commission, welche nach wenigen Jahren in die für die deutsche Geschichte gebildete „historische Commission“ überging, hat in der kurzen Zeit ihres Wirkens, und obgleich ihr zwei der bedeutendsten Mitglieder, Rudhart und Wittmann, bald durch den Tod entrissen wurden, doch in acht Bänden eine Fülle werthvoller Geschichtsquellen eröffnet.

Daß dem Könige die bessere Erforschung und Bearbeitung der deutschen Geschichte vor allem am Herzen lag, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Gerade der Aufschwung, den die deutsche Geschichte seit der Herausgabe der Pertz'schen Monumenta, also seit etwa dreißig Jahren, genommen hat, machte die zahlreichen Lücken, an denen sie noch litt, erst recht fühlbar. Es war, wie wenn ein dunkler Saal plötzlich durch ein Licht erleuchtet wird und man nun erst wahrnimmt, wie nackt die Wände, wie spärlich noch das Geräthe in diesem Raume sei. Man erkannte, daß wir Deutsche noch weit davon entfernt seien, unserer großen Vergangenheit auch nur die nothdürftigste Gerechtigkeit erwiesen zu haben, daß noch eine große Menge von vorbereitenden Arbeiten, von monographischen Leistungen Noth thue, bis nur einmal daran gedacht werden könne, eine der Nation würdige deutsche Geschichte zu schreiben. Der König nahm mit vollem Rechte an, daß die geistigen Kräfte, die in diesem Gebiete mit glücklichem Erfolge verwendet werden könnten, in Deutschland reichlich vorhanden seien, daß sie aber der Ermuthigung, der Leitung, und in vielen Fällen auch einer Remuneration bedürften, wie sie der Verleger nicht gewähren kann.

Er rief daher die historische Commission in's Leben, welche unter ihrem Vorstand Leopold Ranke die angesehensten Historiker Deutschlands umfaßt, und in ihren, jedes Jahr wiederkehrenden Sitzungen über eine Dotation von jährlich fünfzehn tausend Gulden zu verfügen hat. Es ist bemerkenswerth, wie der König hier und auch sonst ganz anders verfuhr, als Monarchen gewöhnlich zu verfahren pflegen. Sie pflegen ihre Gaben ganz dem eigenen Ermessen vorzubehalten, damit sie rein als persönliche Gunst und Gnadenbezeugung erscheinen möchten, und ihnen allein der Dank dafür zu Theil werde. Maximilian hingegen gab die Verwendung der ansehnlichen Summen, die er bewilligt hatte, ganz aus der Hand; er setzte einen wissenschaftlichen Gerichtshof ein, der rein im Interesse der Sache darüber entscheiden sollte, und überließ selbst die Bezeichnung der ferner

hinzutretenden Mitglieder dieses Tribunals den Männern, die nun einmal sein volles Vertrauen besaßen. Und doch, wenn er dann in seiner huldreichen, freundlich ausdrucksvollen Weise dem Empfänger seine Befriedigung über das Geleistete, oder seine Hoffnungen bezüglich eines gewünschten und erwarteten Werkes aussprach, wenn er eine ihm vorgelegte Schrift so aufnahm, als sei damit ihm persönlich ein dankenswerther Dienst erwiesen worden, dann hatte wohl jeder die Empfindung, daß es nicht bloß der Wahrspruch eines wissenschaftlichen Gerichtshofes, daß es mehr noch die Güte, das Wohlgefallen des trefflichen Monarchen sei, worin sein schönster Lohn liege, und daß für solche Gunst und Billigung kein Preis zu hoch, keine Anstrengung zu groß sei.

Schon bei der ersten Versammlung der Commission, nach den im Jahre 1858 gepflogenen Vorberathungen, Ende September 1859, ward sie durch eine weitere königliche Gabe überrascht. Fünfundzwanzigtausend Gulden wurden ihr, neben der schon bestimmten jährlichen Summe, zur Verfügung gestellt. So war die Möglichkeit gegeben, Werke hervor zu rufen, die sich an Werth und Bedeutsamkeit für die ganze Nation wohl den glänzendsten, jüngst in Frankreich und England durch Staatsmittel ausgeführten historischen Publicationen an die Seite stellen durften.

Damit noch besser erkannt werde, wie ersprießlich das Eingreifen des Königs in den Gang unserer geschichtlichen Thätigkeit gewesen, sei mir hier die Bemerkung gestattet, daß große wissenschaftliche Werke historischen Inhalts in der Regel heutzutage nicht mehr ohne fürstliche oder staatliche Unterstützung zu Stande gebracht werden können. Früher war dieß theilweise anders. Die zahlreichen Klosterbibliotheken im südlichen Europa machten das Erscheinen großer und kostspieliger, dem geschichtlichen Gebiete angehöriger Werke möglich. Diese Bibliotheken sind aber verschwunden, und überhaupt werden große Privatbibliotheken, die als Fideicommisse Jahrhunderte lang bei der Familie bleiben, heutzutage nicht leicht mehr gebildet oder auch nur fortgesetzt. Jedermann bedient sich jetzt der öffentlichen Bibliotheken. Wenn

noch im vorigen Jahrhundert durch die patriotische Liberalität einiger Männer ein Nationalwerk, wie Muratori's Sammlung der italienischen Geschichtsquellen, für Italien hergestellt werden konnte, so müssen jetzt in Deutschland, damit wir ein ähnliches, freilich viel sorgfältiger gearbeitetes und reicher ausgestattetes Werk erhalten, alle deutschen Staaten regelmäßige und hohe Beiträge dazu steuern. Bedenkt man, daß selbst so treffliche, und jedem Forscher unentbehrliche Arbeiten, wie die Publicationen eines Böhmer, seine Regesten und seine Fontes, nur durch bedeutende Geldopfer des Verfassers erscheinen konnten, so begreift man, daß oft gerade das Wichtigste, das jedem Kenner Erwünschteste ohne fürstliche Munificenz nicht zu Stande kommen konnte. Denn die Gelehrten sind eben nicht zugleich die Reichen, und die Reichen sind nur sehr selten die Gelehrten.

Professor Hegel erhielt den Auftrag, unter Beihülfe jüngerer Kräfte eine Sammlung der deutsch geschriebenen „Chroniken der deutschen Städte", besonders während ihrer Blüthezeit im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, heraus zu geben. Was kann dem Deutschen lehrreicher, anziehender sein, als der Einblick in das innere Getriebe, in das bewegte Leben einer größeren deutschen Stadt in jener Zeit, in die Entwicklung und den Geist des deutschen Bürgerthums; wissen wir doch, daß im späteren Mittelalter das gesammte Volksleben, das Bedeutsame und Bleibende, in den Städten sich sammelte, von den Städten ausging. Man muß sich wundern, was für ein reiches Material bisher hier ungedruckt geblieben ist. Städte wie Nürnberg, Augsburg, Regensburg, sollen zuerst an die Reihe kommen, und von den reichhaltigen Nürnberger Annalen sind bereits zwei Bände erschienen.

Die „deutschen Reichstagsacten" seit dem Erscheinen des Reichsgrundgesetzes, der goldenen Bulle, das ist seit 1356, eine große, schon vorläufig auf zehn Bände berechnete Publication, versprechen helles Licht nicht nur auf die deutsche Geschichte des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts, sondern auf die euro-

päische Geschichte überhaupt zu werfen. Bisher war die Geschichte Deutschlands im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verhältnißmäßig noch am wenigsten bearbeitet worden. Und wenn namentlich die Zeiten Karl's IV., dann Friedrich's III. und Maximilian's I. bisher noch so wenig erforscht und dargestellt wurden, so lag dieß gewiß auch daran, daß die urkundlichen Quellen hierfür noch so wenig zugänglich waren, und daß man sich scheute, mit Werken hervor zu treten, die durch eine spätere Ausbeutung des handschriftlichen und urkundlichen Stoffes sicher überholt werden würden.

Die „Jahrbücher der deutschen Geschichte", von der Theilung des Römischen Reiches bis zur Zeit der Hohenstaufen, von welchen fünf Bände (von Dümmler, Hirsch, Hahn und Waitz) bereits erschienen sind, versprechen ein Fundamentalwerk von solch kritischer Sorgfalt und trefflich verarbeiteter Fülle des Stoffes zu werden, daß wohl kein anderes Volk einen nationalgeschichtlichen Bau von gleichem Umfange, gleicher Gründlichkeit und Dauerhaftigkeit diesem Werke deutscher Forschung an die Seite zu setzen vermögen wird.

Als eine Fundgrube für künftige Geschichtschreiber Deutschlands, und zugleich als eine Uebungsschule für jüngere Forscher, sind mit königlichen Mitteln die „Forschungen zur deutschen Geschichte" gegründet worden, von welcher Zeitschrift drei Bände des mannigfaltigsten Inhaltes vorliegen.

Auch dem Gebiete der Rechtsgeschichte ist werthvolle Bereicherung zu Theil geworden durch die von unserm Mitgliede Rockinger bearbeitete, soeben erschienene Sammlung mittelalterlicher Formel- und Proceßbücher, durch das von demselben Gelehrten bearbeitete Landrechtsbuch des Kaisers Ludwig, sowie durch eine vollständige und reich ausgestattete Sammlung deutscher Rechtssprichwörter. Und nicht minder hatte der König der Erweiterung der kirchengeschichtlichen Quellenliteratur seine Theilnahme zugewendet. Außer der mir aufgetragenen Sammlung von „Beiträgen" ist der mit seiner Unterstützung erschienenen,

syrisch geschriebenen Kirchengeschichte des Johann von Ephesus, in deutscher Uebertragung von Schönfelder, hier zu gedenken.

Mit ganz besonderer Freude, mit gespannter Erwartung, hatte der König den Plan eines Werkes begrüßt und ergriffen, welches er sich als ein großartiges, deutscher Forschung und Gelehrsamkeit zu errichtendes Monument dachte. Er hat die bedeutende Summe von fünfzigtausend Gulden dafür bewilligt. Es war dieß eine „Geschichte der deutschen Wissenschaft“, zerfallend in drei und zwanzig Einzelwerke, jedes von einem namhaften Gelehrten des Faches ausgearbeitet.

Im Anfange dieses Jahrhunderts war ein großes Sammelwerk ähnlicher Art, das jedoch auf ganz Europa sich erstreckte, in Göttingen von dortigen Gelehrten unternommen worden. Es wurde nie zu Ende geführt und ist nun schon veraltet. Wenn sich einmal das neue Werk mit jenem Göttinger wird vergleichen lassen, so werden wir daran einen Maßstab gewinnen für die Größe der in fünfzig Jahren gemachten Fortschritte. Freilich hat dieses Werk durch die Beschränkung auf Deutschland mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, deren störender Einfluß in manchen Wissenszweigen kaum abzuwenden sein wird: mit der Schwierigkeit nämlich, daß die deutschen Leistungen in manchen Gebieten, wenigstens geraume Zeit hindurch, schlechthin abhängig sind von den Leistungen des Auslandes, und ohne genaue Kenntniß der letzteren nicht wohl verstanden und gewürdigt werden können. Indeß bei mehreren Disciplinen tritt dieser Uebelstand nicht ein. Einstweilen sind drei Theile des großen Werkes vollendet: die Mineralogie von Kobell, die Staatswissenschaft von Bluntschli, die Forst- und Landwirthschaftslehre von Fraas.

Auch dem biographischen Fache, diesem für einen weitern Leserkreis anziehendsten Theil der Geschichte, hatte der König seine fürsorgende Aufmerksamkeit zugewendet. Deutschland, reichlich versehen mit biographischen Werken über seine, dem letzten Jahrhundert angehörigen berühmten Männer, hat bisher für seine historischen Größen früherer Zeit weit weniger gethan, als man

nach dem sonstigen Reichtum seiner geschichtlichen Literatur hätte erwarten sollen. Italiener, Franzosen, Engländer sind hier patriotischer und dankbarer, dem Andenken ihrer großen Vorfahren gerechter gewesen, als wir; hauptsächlich wohl deshalb, weil wir doch so überaus lange brauchten, bis wir uns wieder auf unsere verschollene und vergessene nationale Einheit besannen.

So geschah es denn auf des Königs Wunsch, daß die historische Commission Preisausschreibungen erließ für Biographien berühmter Deutschen und für eine zweite biographische Reihenfolge berühmter oder verdienter Bayern. Tüchtige Werke sind dadurch bereits erzielt worden: das Leben des Erzbischofs von Trier, Balduin von Lützelburg, des Bruders von Kaiser Heinrich VII., von Dominikus, die Biographie des bayerischen Historikers Aventin von Dittmar. Zwei andere, ein Leben des Grafen Ignaz von Törring, von Töpfer, und eine Monographie des bayerischen Herzogs Ludwig's des Reichen von Kluckhohn, beide des Preises würdig befunden, stehen demnächst zu erwarten.

Auch ein umfassendes biographisches Sammelwerk, ein bayerischer Plutarch, sollte nach dem Wunsche des Königs geschaffen werden. Und wer wird nicht sehnlich wünschen, daß ein solches Werk, ungeachtet der großen dabei zu überwindenden Hindernisse, zu Stande kommen, daß die rechten Kräfte dafür aufgefunden und in einträchtigem Zusammenwirken verknüpft werden möchten.

Zahlreiche und bedeutungsvolle Bereicherungen unserer historischen Literatur, durch des Königs Munificenz ermöglicht, sind in nächster Zeit zu erwarten. Ich nenne nur: die historischen Lieder der Deutschen vom fünfzehnten bis in's siebzehnte Jahrhundert von Lilienkron, — die von Lappenberg herauszugebenden Recesse oder Versammlungsprotokolle des hanseatischen Städtebundes, — die Correspondenz der Fürsten des wittelsbachschen Hauses von 1550 bis 1650, welche von Löher, Cornelius und v. Sybel herausgegeben werden soll, ein bändereiches Werk, welches der deutschen, ja der europäischen Geschichte eine Masse von ganz neuem und unschätzbarem Material zuführen

wird. Endlich hat der König eine Rechtsgeschichte Bayerns und eine Geschichte der bayerischen Staatsverwaltuug mit Anweisung beträchtlicher Summen in die würdigsten Hände gelegt.*

Der König war es auch, der zuerst den Gedanken eines Werkes wie die Bavaria faßte, und nicht bloß den Plan im allgemeinen, sondern auch im Detail entwarf. Jahrelang hatte er sich angelegentlich mit diesem Entwurf beschäftigt, und der jetzt schon sehr günstige Erfolg des nur erst zur Hälfte vollendeten Werkes beweist, welch' treffendes Urtheil, welchen richtigen Blick er in Dingen des eigenen Landes besaß. Das Werk umfaßt die Geschichte und Naturkunde, die Ethnographie, die Klimatologie, die Volkssitte, den Gesundheits- und Krankheitszustand, die Volksbildung und die Sagenwelt Bayerns, und nur die Theilnahme von nahezu vierzig Mitarbeitern aus den verschiedensten Ständen und Gegenden des Landes hat die glückliche Durchführung eines so umfassenden Unternehmens möglich gemacht.** Vollendet wird es ein treuer Spiegel für die Nation sein, sich darin zu beschauen, wird die für Nationen nicht minder als für Individuen so wesentliche Selbstkenntniß, die Einsicht in unsere schwachen und unsere starken Seiten mächtig fördern, und manche reformatorische Bestrebungen wecken, oder das rechte Maß und Ziel ihnen anweisen.***

* Einen Ueberblick über die Leistungen der von König Maximilian II. gestifteten historischen Commission in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens gewährt jetzt die von ihren ersten zwei Secretären, Heinrich von Sybel und Wilhelm v. Giesebrecht bearbeitete Schrift: „Die historische Commission bei der K. bayer. Akademie der Wissenschaften 1858—1882". München 1882.

** Als Beleg möge hier das Urtheil eines ausgezeichneten Geographen außerhalb Bayerns, des Prof. Daniel in Halle, stehen. Es heißt in der Vorrede zum 3. Bande seines großen geographischen Werkes: „Die (für dieses Werk in Aussicht genommenen) weiteren Ausführungen werden desto gründlicher und lebendiger sich gestalten, je mehr in allen deutschen Staaten die specielle Landes- und Volkskunde in so tüchtiger und großartiger Weise gepflegt wird, als dieß in einzelnen Bundesstaaten, vornehmlich im Königreich Bayern, geschieht. Wenn alle Länder Werke wie die „Bavaria" aufzuweisen haben, dann muß es eine Freude sein, eine deutsche Specialgeographie zu schreiben."

*** Die „Bavaria" ist seither in 5 starken Doppelbänden, 1860—68, vollendet worden.

Wenn der Verdienste Maximilian's II. um die Wissenschaft gedacht wird, darf über das bayerische Nationalmuseum nicht geschwiegen werden. Denn der Gewinn aus dieser, in ihrer Art einzigen Sammlung kommt doch auch der Geschichte zu gut, und wer immer Bayerns, ja Deutschlands frühere Sitte, Cultur und Kunstthätigkeit, in dem Jahrtausend von der karolingischen bis zur napoleonischen Zeit, gründlich, das heißt anschaulich kennen und studiren will, der muß fortan nach München zu diesem Museum wandern, und an dieser überraschenden Fülle künstlerischer Erzeugnisse, wie sie unser Mitglied, Freiherr von Aretin, mit historischem zugleich und artistischem Blicke in richtiger Aufeinanderfolge geordnet hat, Geist und Herz erfrischen. Wie Vieles und Kostbares ist hier vom sichern Untergange gerettet; wie Vieles, was in seiner Verborgenheit bisher unbeachtet, in seiner Vereinzelung todt und bedeutungslos geblieben, hat hier erst durch seine Einfügung in ein großes symmetrisches Ganzes, durch seine örtliche Verbindung mit Verwandtem, Leben und Gedankengehalt empfangen! Wir dürfen Paris um sein Hôtel de Cluny nicht mehr beneiden, denn unser Museum ist jetzt schon gehaltvoller und großartiger, und wird es in Zukunft, da es für fortwährendes Wachsthum angelegt ist, noch mehr werden.

Es ist mir gestattet worden, Einsicht zu nehmen von dem authentischen Verzeichniß aller Summen, welche der König für wissenschaftliche Leistungen bewilligt hat. Da muß ich denn bekennen: durch das früher darüber vernommene war meine Erwartung hoch gespannt, — sie ist aber durch den Blick in dieses Verzeichniß noch weit übertroffen worden, und ich darf wohl sagen: mir ist im ganzen Umfang der Geschichte kein Fürst bekannt, der aus seiner Privatkasse mit so einsichtsvoller Liberalität die wissenschaftlichen Forschungen und literarischen Erzeugnisse in ihren mannigfaltigen Verzweigungen unterstützt und gefördert hätte, wie König Maximilian II. Da finden sich zuerst wahrhaft königliche Unterstützungen zu wissenschaftlichen Reisen im Betrage von fünf- bis achttausend Gulden; dann Stipendien für Studirende und

angehende Gelehrte zum Besuch auswärtiger Universitäten, oder auch Gaben an fremde Gelehrte zum Aufenthalt in München, Summen für Anschaffung wissenschaftlicher Instrumente, für Herstellung von Apparaten oder für Verfertigung verschiedenartiger Karten; großartige Unterstützungen für Anstellung von Forschungen im Auslande; beträchtliche Beiträge zur Herausgabe der Werke von lebenden oder verstorbenen Gelehrten. So wurde zu Kepler's Werken, zu Franz Baader's Schriften beigesteuert. Zu Gätschenberger's englischer, zu Gödecke's deutscher Literaturgeschichte, zu Sighart's Geschichte der bayerischen Kunst, zu Hofmann's altdeutschen Sprachdenkmalen, zu Holland's Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern, wurde königlich gegeben. Auch eine Kriegsgeschichte Bayerns wurde auf das reichlichste bedacht. Gleichzeitig wurde für die Anlegung neuer Kataloge der königlichen Staatsbibliothek eine hohe Summe bewilligt. Mitunter drängt sich freilich die Wahrnehmung auf, daß die Leistungen in keinem rechten Verhältniß zu der königlichen Belohnung oder Vorausbezahlung stehen, wie denn auch die ausgesetzten hohen Preise für die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben zum Theil nicht den erwarteten Erfolg gehabt haben. Aber das ist nun ein Mal unvermeidlich. Im Ganzen und Großen sind die Gaben wohl verwendet, ist bleibender, geistiger Gewinn damit erreicht worden. Nirgends zeigt sich dabei eine Nebenabsicht, eine Bevorzugung dieser oder jener Richtung oder Partei; vielmehr ist durchweg nur der reine, objective Sinn für das, was der Wissenschaft wahrhaft frommt, für Bayerns und Deutschlands geistige Bereicherung, zu erkennen. Und wenn die Gaben, welche der speciellen Geschichte Bayerns und der Erforschung der bayerischen Zustände gewidmet wurden, besonders reichlich ausgefallen sind, so werden wir das nur natürlich finden. War es doch sein Wille, daß jedes Talent, welches in Bayern für irgend ein Gebiet der Wissenschaft oder Kunst sich hervorthue, gepflegt, unterstützt und mit fortwährendem Wohlwollen im Auge behalten werden solle.

Was sagt uns nun diese lange Aufzählung, die leicht noch

hätte verlängert werden können? Sie sagt uns, oder vielmehr der verewigte König redet durch seine Thaten, Gaben und Stiftungen aus dem Jenseits herüber zu uns: Ein reiches Vermächtniß habe ich euch hinterlassen, euer Dank dafür möge leuchten in Thaten, in der Benützung und Fortführung des Begonnenen. Beweiset, daß der Same, den ich ausgestreut habe, nicht auf steiniges, unfruchtbares Erdreich gefallen ist. Zeiget, daß ihr mit der Empfänglichkeit auch die zähe Ausdauer, den nachhaltigen Fleiß, die nicht erkaltende Begeisterung für hohe Ziele besitzet. Das Feuer gründlicher Wissenschaft ist nunmehr auf dem Altar des Vaterlandes entzündet, und verbreitet weithin seinen Schein; sorget ihr, daß es stets unterhalten und genährt werde, auf daß es niemals mehr in Bayern erlösche!

Gedächtnißrede auf König Johann von Sachsen.*

Nicht bloß in Sachsen, in ganz Deutschland ist der Tod des Königs Johann, der am 29. October vorigen Jahres (1873) erfolgte, als ein schmerzliches Ereigniß, als ein herber Verlust empfunden worden. Auch wir Bayern, mit deren Königshaus er durch doppelte Verwandtschaftsbande verknüpft war, trauern um ihn, und unsrer Akademie, welcher er gestattet hat, ihn zu ihren Ehrenmitgliedern zu zählen, liegt es ganz besonders ob, diesem seltenen Fürsten, der eine auch im Ausland anerkannte Zierde der deutschen Nation gewesen, einen ehrenden Nachruf zu widmen.

Dem alten, erlauchten Geschlechte der Wettiner entsprossen, empfing er eine vortreffliche Erziehung und gründliche Bildung durch ausgezeichnete Lehrer, denen sein Vater ihn anvertraute; war doch einer derselben der Freiherr von Wessenberg, dem später als Generalvicar von Constanz seine Bemühungen um eine gereinigte deutsche Kirche ein bleibendes Andenken geschaffen haben. So glücklich die häusliche Umgebung war, das Familienleben, in dessen wohlthuender Atmosphäre der junge Prinz aufwuchs, so düster gestalteten sich damals die öffentlichen Verhältnisse seines Vaterlandes, des weiteren wie des engeren, und konnten nicht verfehlen, ihre dunklen Schatten trübend und verdüsternd in dieses Knabenleben zu werfen. Der Schlag von Jena zog auch Sachsen

* Gehalten am 28. März 1874 in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie und im Verlag derselben erschienen.

in Mitleidenschaft: der König, sein Oheim, sah sich genöthigt, dem Rheinbunde beizutreten, Vasall des fremden Eroberers zu werden. Als dann der Befreiungskrieg ausbrach, hielt er, in allzu beharrlicher Anhänglichkeit, bei dem Manne aus, der ihn auch geistig unterjocht zu haben schien, und brachte dadurch den besten Theil seines Volkes in schmerzlichen Streit zwischen der alten Anhänglichkeit an das Fürstenhaus und der Liebe zum deutschen Vaterlande. Damals sah der dreizehnjährige Prinz seinen Oheim in Gefangenschaft, sah sein Haus mit völliger Enterbung bedroht, das Land zertreten von der Furie des Krieges, sah endlich Sachsen auf die Hälfte seines früheren Umfanges beschränkt. Das waren schwere Prüfungen, aber für Charaktere, wie der Johann's von Sachsen, sind solche Prüfungen zugleich Stärkungen: gereinigt und innerlich erhöht gehen sie aus ihnen hervor.

Johann war kein Porphyrogennetos; nicht mit der Aussicht auf sichere Thronfolge war er herangewachsen. Um so ruhiger und ungetheilter konnte er seiner Geistesausbildung, seinen Studien leben — wurde er doch erst im 53. Lebensjahre, durch den unerwarteten Tod des Bruders, plötzlich auf den Thron der Väter gerufen.

Gerade für Sachsen, dessen Blüthe und Ansehen von dem Range abhängt, den es auf intellectuellem Gebiete einnimmt, für ein solches Land und Volk mußte ein König, wie Johann, eine höchst willkommene Erscheinung sein — ein Fürst, der so vielseitig und geistig selbstständig angelegt war, der einen so weiten Kreis des Wissens beherrschte, daß ihm auch als einfachem Privatmanne die öffentliche Stimme eine ausgezeichnete Stelle in der Gelehrtenrepublik ohne Widerrede zuerkannt hätte. Wir begreifen, daß unter der Regierung eines solchen Fürsten die Hochschule Leipzig sich den Primat unter den deutschen Universitäten errungen hat und an Schülerzahl alle übertrifft.

Trefflich vorbereitet trat König Johann seine Regierung an; hatte er doch selbst in dem seinen übrigen Studien fern-

liegenden Fach des Criminalrechts sich gediegene Kenntnisse erworben; seine Gutachten über den dem Criminalgesetzbuch vom Jahre 1838 zu Grunde liegenden Entwurf, welche er als Berichterstatter der ersten Kammer verfaßte, betrachten die Criminalisten auch heute noch als werthvolle Arbeiten. Nun, da er König war, wirkte so manches zusammen, offenbarten sich erst recht so viele liebenswürdige Seiten und Vorzüge des Mannes, daß ihm sein Volk bald Ehrerbietung und Zuneigung in gleichem Maße entgegenbrachte. Er wußte zu befehlen, aber dem Gebot ging immer rücksichtsvolle Schonung, menschenfreundliche Billigkeit ermäßigend und mildernd zur Seite. Als ein unermüdeter Arbeiter leistete er selbst, was er von andern forderte. Den Geschäften seines Herrscherberufs unterzog er sich mit nie nachlassendem Eifer. Sein Streben, alles aus eigner Anschauung zu kennen, führte ihn auf seinen häufigen Reisen selbst in jene entlegenen Landestheile, die keiner der früheren Fürsten betreten hatte. In herzlichem, ungezwungenem, leutseligem Verkehr mit Bürger und Landmann wußte er sich das Auge ungetrübt, den wachsamen Ueberblick frei und weit zu bewahren, und wie er selber der Treue und Liebe seines Volkes vertraute, so auch Vertrauen einzuflößen.

Es ist eine den Fürsten und sein Volk gleichmäßig ehrende Thatsache, daß die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses das schöne Verhältniß nicht zu trüben, die vertrauensvolle Anhänglichkeit des protestantischen Volkes an seinen katholischen König nicht zu schwächen vermochte. Es war dieß nur möglich, weil das ganze sächsische Volk von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß sich ein Monarch von Johann's Sinnesweise, der so hohe Bildung mit so zarter Gewissenhaftigkeit verband, wie sehr er auch seiner Kirche zugethan sein mochte, doch nie zum Werkzeug hierarchischer Pläne und Eingriffe werde mißbrauchen lassen. Freilich mußte er noch erleben, daß die Schatten des 18. Juli 1870 verdüsternd auch auf Sachsen fielen. Er selbst hatte, als gründlicher Kenner der Geschichte und mit Dante's Geist genährt, die Tragweite des Ereignisses schon mehrere Monate vor dessen vor-

ausgesehenem Eintritt ermessen, und — wie aus verlässiger Quelle bekannt wurde — den Gedanken gefaßt, selber nach Rom zu reisen und an maßgebender Stelle, mit dem Hinweis auf die unausbleiblichen Folgen in Deutschland, zu versuchen, ob das Unheil noch abzuwenden sei. Seine Kränklichkeit und die allgemeine Gleichgültigkeit der Höfe und der eigenen Glaubensgenossen ließen das nicht zur Ausführung kommen. Es ist dieß nicht eben zu beklagen: denn auch er würde nichts erreicht haben und nur um eine kränkende Täuschung reicher heimgekehrt sein.

Doch auch der Familienvater darf über dem König nicht vergessen werden. Harmonie des häuslichen Lebens und gewissenhafte Sorgfalt für die Erziehung der Kinder ist schon lange in der sächsischen Dynastie Erbgut gewesen, und Johann war auch hierin ein Musterbild für sein Volk. Wie er selber den väterlichen Unterricht genossen, so gab er hinwieder seinem Sohne Albert, dem jetzigen König, Lehrstunden, und überwachte und leitete fortwährend den Unterricht, welchen andere, von ihm mit sorgfältiger Prüfung ausgesuchte Lehrer seinen Kindern ertheilten. Wehmüthig gedenken wir wohl alle hier seiner Tochter Sophie, jener anmuthigen, feingebildeten Fürstin, welche, ach, nur allzu kurze Zeit! eine Zierde unseres Hofes, unserer Stadt gewesen. Auch auf ihr ruhte ein Abglanz des väterlichen Geistes und der aus seinem Munde geflossenen Lehren und Lebensansichten, wie sie denn auch in ihrer umsichtig gewählten Lectüre fortwährend von seinen Rathschlägen sich leiten ließ.

Doch mehr als der König von Sachsen ist es „Philalethes“, der hier und heute unser Interesse in Anspruch nimmt, dessen Leistungen ich ihrem Gehalt und Werth nach Ihnen schildern möchte.

Philalethes, so nannte sich der Mann, der, bei aller Fülle und Mannigfaltigkeit des Wissens, doch im besten Sinne ein homo unius libri heißen mag, denn er hat wirklich einen beträchtlichen Theil seines Lebens und seiner für Millionen kostbaren Zeit der Durchforschung und Bearbeitung eines einzigen Dichtwerkes gewidmet.

Vorerst indeß möge ein flüchtiger Blick auf König Johann's Standesgenossen, welche zugleich Schriftsteller gewesen, unserm Urtheil über ihn zu Hülfe kommen.

Fürstliche Schriftsteller und noch mehr fürstliche Gelehrte sind eine nur selten sich zeigende Erscheinung. Wenn wir alle Culturvölker zusammennehmen, alle Jahrhunderte überblicken, begegnen wir doch nur äußerst wenigen, welche es der Mühe werth gefunden, oder mit der Intelligenz auch die Willenskraft und Ausdauer besessen haben, um dem Besitze fürstlichen Ranges oder der Königskrone auch noch den Ehrenkranz der Autorschaft hinzuzufügen. Pflegt doch die Erziehung sowohl als die Umgebung der Fürsten dafür zu sorgen, daß weder Fähigkeit noch Neigung zu literarischen Hervorbringungen in ihnen sich entwickelt, wozu dann noch kommt, daß jene Antriebe, welche uns anderen Sterblichen das Bücherschreiben nahe legen, bei ihnen wegfallen. Und wenn wir auch die besten unter den Fürsten uns darauf ansehen, so findet sich, daß den allermeisten eine Eigenschaft, welche dabei unentbehrlich wäre, versagt ist. Ich meine jenen reifen, praktischen Sinn, jene vollkommene Geistesherrschaft über sich selbst, welche, nach vollbrachten Geschäften, der Regierungssorgen sich zu entschlagen und mit einem Sprunge in dem Meere der Wissenschaft und Literatur, wie in einem erfrischenden Bade, unterzutauchen versteht, um dann zu rechter Zeit die Arbeit des Herrschens, Berathens und Anordnens desto kräftiger wieder aufzunehmen. Das ist eine Himmelsgabe, welche die Vorsehung nur in langen Zwischenräumen, nur wenigen Auserwählten, verliehen hat. König Friedrich II. besaß sie im eminenten Grade; auch unserm König Ludwig und dem zweiten Napoleon war sie nicht fremd; — Johann von Sachsen ganz besonders ist ein Beispiel dieser glücklichen Verbindung der beiden Thätigkeiten gewesen.

Uebersehen wir hier nicht, daß, wie König Johann selbst, so auch die meisten andern kronentragenden Schriftsteller in ihren Jugendjahren noch keine Aussicht auf den Thron hatten, und daher eine Bildung für einen andern Beruf empfingen: so Marcus

Aurelius, Alfred, Heinrich VIII., der griechische Kaiser Johannes Kantakuzenos, der polnische König Stanislaus Leszczinski. Auch begreifen wir wohl, daß, in der gewaltigen Aufregung einer in Geburtswehen liegenden Zeit, Lust und Drang sich als Mitstreiter in das Gewühl des Geisterkampfes zu stürzen, selbst Könige mit fortreißt. So war es, als die große Welt- und Lebensfrage der Reformation halb Europa in fieberhafte Spannung versetzte: da wollten auch Könige, wie Heinrich VIII. und Jakob I., das Gewicht ihrer gelehrten Bücher in die lange auf- und absteigende Wagschale werfen. Und bei Jakob war es daneben geradezu die wohl gerechtfertigte Angst vor dem ihn bedrohenden Mordstahl, welche ihn die Feder zu ergreifen und alle Fürsten von Europa zur gemeinsamen Abwehr der gemeinsamen Gefahr aufzurufen bestimmte. Uebrigens ist Jakob wohl der einzige, in welchem der Gelehrtenstolz stärker und reizbarer war als das Königsbewußtsein, — wie man denn von ihm weiß, daß er auf das Buch, in welchem er einen niederländischen Theologen besiegt zu haben wähnte, sich mehr zu Gute that, als auf jeden Erfolg seiner Herrscherpolitik.

Daß eine apologetische Absicht in königlichen Geisteserzeugnissen häufig zu Tage tritt oder auch einziger Beweggrund ihres Erscheinens ist, das darf als selbstverständlich gelten. Unser König Ludwig hat unverkennbar seine Walhalla-Genossen geschrieben, weil er das Bedürfniß fühlte, die so ganz individuelle Auswahl der Größen, deren Büsten er in seiner Ruhmeshalle zuließ, vor der Nation zu rechtfertigen. Die Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katharina und einige historische Schriften Friedrich's II. tragen dasselbe Gepräge. Und vollends erst das Leben Cäsar's von dem jüngeren Napoleon — es ist offenbar eine historische Apologie oder Beschönigung des Staatsstreiches vom 2. December und des als Cäsarismus bezeichneten Regierungssystems.

Welch' ein Contrast gegen jenen andern Kaiser — Marcus Aurelius, der siebzehn Jahrhunderte früher, ohne jede Absicht oder einen Antrieb von außen, als reinen Erguß seines Innern, ein Buch

schrieb über sich selbst, einen Seelenspiegel darbietend, der uns einen edeln, aber unglücklichen, unter der Bürde der Herrschaft seufzenden und von der Nichtigkeit der menschlichen Dinge tief durchdrungenen Mann zeigt.

In edelster und ganz selbstloser Gestalt tritt das Autorenthum der Könige dann auf, wenn ein Monarch rein aus dem Bewußtsein heraus schreibt, daß es zu seinem Königsberuf gehöre, auch nach der Seite des geistigen Lebens hin sein Volk emporzuheben. Zwei helle Sterne der mittelalterlichen Geschichte sind da zu nennen: der englische König Alfred und Alfons X. von Castilien. Jener strebte durch seine Uebersetzungen lateinischer Werke die Lust seiner durch die langen Kriege verwilderten Angelsachsen an den Studien wieder zu wecken; Alfons aber, der als Herrscher und Feldherr schwach und unglücklich war, ist in den Gebieten des Geistes ein fast beispielloses Phänomen zu nennen. In einem langen, von Mißgeschick und schmerzlichen Wechselfällen erfüllten Leben war er an vielseitiger Bildung und Wissen wohl allen Zeitgenossen überlegen; war Dichter, Historiker, Mathematiker, Astronom und Gesetzgeber, zugleich ein Meister des Stils und der Bildner der castilischen Prosa; seine astronomischen Tafeln und seine Gesetzbücher behaupten noch jetzt ihre Bedeutung und Geltung. Mehr noch: von Osten und Westen zog er herbei, was nur an Büchern erreichbar war, ließ es durch Uebertragungen den Castiliern genießbar machen, und durch die eigenen Schriften, sowie durch die auf seine Anregung und Fürsorge verfaßten, gab er, mit der fertigen Sprache, seinem Volke auch gleich den Anfang einer Literatur.

Neben ihm steht ebenso einzig, aber allerdings in sehr verschiedenem Sinne, König Friedrich II. von Preußen, dieser fruchtbarste unter den königlichen Schriftstellern, dessen Werke in 30 Bänden gesammelt uns vorliegen. Und doch war er nur nebenher, nur zur Erholung, Verfasser von Büchern, vor allem aber König und Feldherr und selbsteigner, thätigster Ordner und Verwalter seines Staates. Aber im grellsten Gegensatz gegen den

Castilier hat der Deutsche, bei dieser staunenswerthen Productivität, kaum an sein eigenes Volk, dem er doch sonst mit Hingebung diente, gedacht; nicht einmal in dessen Sprache und überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit wollte er schreiben, — wie denn das meiste erst nach seinem Tode erschien. Er schrieb wohl zum Ersatz für den ihm versagten Genuß des häuslichen Privatlebens; aber auch, um einem unwiderstehlichen Thätigkeitsdrang zu genügen, jener Schreibwuth, wie er sich ausdrückt, die ihn, wenn er irgend einen Augenblick übrig habe, überfalle. Er schrieb auch, sagt er einmal, „pour se corriger lui-même“, um sich sittlich zu bessern und geistig sich klar zu werden. Und so ist denn freilich, wenn wir von seinen historischen Schriften und dem gehaltvollen Briefwechsel absehen, das meiste übrige längst einer nicht unverdienten Vergessenheit anheim gefallen.

Mitten in diese auserlesene Gesellschaft von fürstlichen Autoren hineingestellt, tritt uns nun Johann von Sachsen, als ein Fürst auch im Reiche der Geister, in seiner Eigenthümlichkeit vor die Augen. Wenn er auch vieles mit ihnen gemein hatte, mit keinem können wir ihn auf gleiche Linie stellen. Obgleich nicht schlechthin an Gelehrsamkeit, — an wohlgewähltem Wissen übertraf er sie alle, steht er auch hoch über Friedrich. Während dieser nicht einmal Latein zu lesen im Stande war, ließ sich Johann noch im 21. Lebensjahre von Böttiger Unterricht im Griechischen ertheilen, und vertiefte sich dann nicht bloß in Homer und Herodot, sondern auch in Thukydides, Plato, Aristoteles. Sein Dante-Commentar verräth an manchen Stellen, wie vertraut er sich mit den Schätzen des griechischen Alterthums, ja selbst mit den Kirchenvätern und der Scholastik, gemacht hatte. Später scheute er, um höhere Sprachen-Vergleichung anstellen zu können, selbst nicht vor dem Erlernen des Sanskrit zurück. Zwanzig gelehrte Gesellschaften und Akademien haben, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede erwählten, ihre Anerkennung und Huldigung ihm entgegengetragen, und auch das Ausland hat ihm seinen Zoll von Ehrerbietung nicht versagt.

Eine Jugendreise nach Italien hatte in dem Prinzen die Liebe zur italienischen Literatur geweckt; er blieb ihr fortan zugeneigt. Vor allem aber war es Dante, der ihn mächtig anzog, und die „Göttliche Komödie", ein Gedicht, das freilich weit aus der Sphäre der übrigen italienischen Poesie hinaustritt und hoch über alle ihre Erzeugnisse emporragt, wurde der Mittelpunkt seiner Studien.

Wir sehen hier einen schon durch die Geburt auf die Höhe des Lebens gestellten Fürsten, begabt genug, um, aus dem eignen Reichthum schöpfend, bedeutende originelle Werke zu schaffen, — wir sehen diesen Fürsten es vorziehen, bescheiden und dienend sich einem fremden Geisteswerke unterzuordnen; er verwendet die mühsame Arbeit mehrerer Jahre auf dessen Uebertragung und Erklärung; er will nur der Hypophet, der Dolmetscher des Propheten sein. Dazu gehörte, neben der bewundernden Liebe zum Gedicht, eine nicht häufige Willensenergie und eine noch seltnere Selbstverläugnung.

Denn gewiß hat Prinz Johann sich nicht mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es ihm gelingen werde, die Göttliche Komödie zu einem in Deutschland populären Gedicht, zu einem Gemeingut aller Gebildeten zu machen, wie etwa Shakespeare dieß bei uns geworden ist. Er wußte wohl, daß Dante den Deutschen fünf Jahrhunderte lang so gut wie unbekannt geblieben, daß selbst noch Herder und Schiller ihn ignorirt hatten, Goethe kalt und abweisend an ihm vorübergegangen war, und daß auch jetzt Tausende, die ihn zur Hand nehmen, bald wieder unbefriedigt oder abgestoßen ihn weglegen: er ist uns zu fremdartig, zu ferne, zu dunkel — wie viel theologische Scholastik! — und in ganzen Partieen ist sein Gedicht mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, — so lautet die vielstimmige Klage.

Gleichwohl hat es Johann von Sachsen für möglich und für sehr wünschenswerth gehalten, daß die kleine Gemeinde von deutschen Dante-Verehrern, wie sie vor dreißig Jahren etwa mit geringer Mühe gezählt werden konnte, sich zu einer großen er-

weitern werde; er hat auf eine Zeit gehofft, in der jeder, höhere und ernstere Bildung besitzende oder beanspruchende Deutsche sich einmal in seinem Leben eingehend mit Dante beschäftigen, mit ihm vertraut zu werden streben müsse, und er hat das Seinige beitragen wollen, diese Zeit herbeizuführen, indem er seiner Nation ein bequemes und ausreichendes Hülfsmittel zum Dante-Studium darbot. So ist seine mühevolle Arbeit ein Werk der Liebe und der Hoffnung — der Liebe zum Dichter vorerst, denn Dante hat das Eigene, daß man, sobald man tiefer in seine Werke eindringt, sich nicht kühl und gleichgültig gegen ihn verhalten kann, wie gegen andere, deren Schriften man liest, ohne viel an den Verfasser zu denken: man fühlt sich entweder abgestoßen von der Härte des Mannes, von seiner herben Zornesgluth, von seiner „widerwärtigen, oft abscheulichen Großheit", um mit Goethe zu reden, — oder man gewinnt ihn, mit steigender Bewunderung, lieb wie einen Meister und Lehrer, zu dem man verehrend und vertrauend emporblickt; man erkennt, daß seinem Grimme nicht Haß der Menschen, nicht Rachedurst, sondern Abscheu vor dem Frevel und dem Laster zu Grunde liegt, und daß er einen Schatz von Menschen- und Gottesliebe im Busen trug. Wenn Dante seine energischen Zornesworte Städten, Ständen, Personen, wie zu unvertilgbarer Schmach, auf die Stirne brennt, so thut er es als glühender Patriot; er thut es, weil er in dem Bewußtsein lebt, die Kraft und den Beruf eines strafenden und mahnenden Propheten, gleich einem Jesaias oder Ezechiel, in sich zu tragen.

Denn Dante war demüthig und stolz zugleich. Er hat sich selber angeklagt, hat auch von den dunkeln Stellen seines Lebens den Schleier weggezogen und offene Buße gethan vor der Mitwelt und Nachwelt. Zugleich aber hat er sich selber die höchste Dignität zuerkannt, die Würde eines von Gott berufenen Völkerlehrers und Warners, der durch sein Gedicht die Bahn brechen soll zu einer allgemeinen Reformation, einer sittlich-religiösen Wiedergeburt der Völker, der Staaten und der Kirche. Ihm selbst ist nun freilich sein Leben zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen

hingeflossen — ein Leben, das, nach Dante's eigner Andeutung, einer sich im Leuchten verzehrenden Kerze glich, und von den Geburtswehen des gewaltigen Gedichtes vor der Zeit aufgerieben wurde. Wir empfangen hier in der That den Eindruck eines erschütternden Dramas, wenn wir die Zuversicht wahrnehmen, mit welcher Dante die nahe bevorstehende, allgemeine Umgestaltung weissagt — einen Umschwung, von welchem er für sich die lang ersehnte, ruhmvolle Rückkehr in seine Vaterstadt erwartet, und wenn wir nun sehen, daß er aus der Welt schied, ohne auch nur die Vorboten oder den Anfang einer Erfüllung erlebt zu haben.

Wie nun aber die Göttliche Komödie, dieses einzige Kunstwerk, das weder Vorgänger noch Nachfolger gehabt, vor uns steht, haben auch die Täuschungen des Dichters der Schönheit des Ganzen keinen Eintrag gethan, eher noch sie erhöht. Nur sie hielten ihn aufrecht in der schweren, vieljährigen, kraftverzehrenden Geistesarbeit; nur ihnen verdankte er den Muth und die Zuversicht, in einer an Gewaltthaten gewöhnten Zeit schutz- und wehrlos den Haß und die Rache der mächtigsten Parteien und herrschenden Gewalten herauszufordern. Es war der kühnste Gedanke, den je eines Menschen Geist erfaßt, einen poetischen Mikrokosmus zu schaffen, dem Schöpfer seine Welt, die sichtbare wie die unsichtbare, gleichsam nachzudichten, und dieses Weltgedicht zugleich zu einer Theodicee und einem Spiegel der Zeitgeschichte werden zu lassen. Denn Dante verstand es, seine ganze, von so gewaltigen Gegensätzen und gigantischen Kämpfen bewegte, von den mannigfaltigsten Geistesbestrebungen durchzogene Zeit in dieser Dichtung zusammenzufassen. Das Gedicht ist für den, der nur recht hineinzuschauen versteht, ein Spiegel der Zeitgeschichte, so treu, so anschaulich und lehrreich, wie kein anderes in alter und neuer Zeit.

Nun aber hat Dante sich selber zum Mittelpunkt gemacht, um welchen die Gestalten des Weltschauplatzes, die himmlischen wie die irdischen und unterirdischen, sich bewegen, seine eigene Seelengeschichte, sein Fortgang von der Sünde zur Bekehrung und Erleuchtung, von der Knechtschaft zur Freiheit und vollen Selbst-

herrschaft, in welchem Zustand er sein eigener König und Papst ist, und nun, wie von Himmelshöhen herab und aus der Glorie des Paradieses heraus, den irdischen Weltlauf tief unter sich und doch auch so mit glühender Theilnahme betrachtet — diese innerlichen Erfahrungen ziehen sich wie ein rother Faden durch das ganze Werk, und so ist das universellste Werk zugleich zum individuellsten geworden, und der Dichter ist gleich groß, gleich anziehend in der Darstellung seines eigensten, persönlichsten Ich, seiner Gefühle und Hoffnungen, wie in der Abspiegelung der Außenwelt, der gesehenen und der imaginirten. Das alles ist sinnreich verschlungen, wohl berechnet und maßvoll geordnet in allen seinen Theilen, ohne daß die der reinen Poesie sonst feindliche Absichtlichkeit hier irgendwie störend empfunden würde, und dabei ist das Ganze durchwoben mit einer Menge von Naturanschauungen und feinen, der Natur abgelauschten Zügen. Zehnmal gelesen eröffnet es uns immer wieder neue Seiten der Betrachtung; so reich, so tiefsinnig, so unerschöpflich ist dieses Gedicht.

Wer das Mittelalter verstehen will, muß Dante gelesen, studirt haben. Wird doch, wer nur den Commentar unseres Königs liest, schon reichen Gewinn für das Verständniß des Lebens und Denkens im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert und für die Kenntniß jener Zustände davon tragen; zugleich aber wird er nicht umhin können, einerseits den weiten Umfang des Wissensgebietes zu bewundern, in welchem der Verfasser, auch hier ein König, sich mit solcher Leichtigkeit und Sicherheit bewegt, andererseits die edle Bescheidenheit anzuerkennen, mit welcher er die Ansichten anderer sorgfältig prüft, milde beseitigt oder verbessert. Philalethes hat auch dadurch Anspruch auf unsern Dank, daß er sich und uns vor jenen Verirrungen eines Rossetti, Aroux und anderer, auch deutscher Erklärer bewahrt hat, welche den großen Dichter, den wahrhaftesten Mann seines Zeitalters, zu einem sich mysteriös anstellenden Anhänger geheimer ketzerischer Secten, oder zu einem halbverschämten Propheten des modernen Pantheismus gemacht haben, oder die ihn, nach neuitalienischer

Unsitte, unter dem Deckmantel der Religion italienische Einheits-Politik lehren lassen.

König Johann von Sachsen wird fortleben in dem Gedächtniß der deutschen Nation als einer der besten unter ihren Fürsten -- er wird auch fortleben in der Welt des Wissens und der Literatur, und wohl dürfen wir mit den Worten eines ungenannten Dichters sagen:

Dante, so lange dein Lied voll unausforschlichen Tiefsinns
Lebt, wird neben dir auch dein „Philalethes" genannt.

Fortleben endlich wird der König in dem Segen, der von seiner Persönlichkeit und seinem Wirken ausgegangen ist — ein Segen, der auch dann noch fortbestehen wird, wenn in der Erinnerung der Menge sein Bild verblaßt sein wird.

Gedächtnißrede auf Gino Capponi.*

Erst vor wenigen Wochen sind, fast gleichzeitig, zwei Männer gestorben, deren Tod als ein gemeinsamer, von jedem Bürger erlittener Verlust empfunden ward, deren Leichenfeier zum Act einer großartigen Nationaltrauer sich gestaltete: Franz Deak und Gino Capponi. Als begeisterter Volksmann, als politischer Redner und Lenker der öffentlichen Meinung, stand der Ungar über dem Florentiner; an Wissen und universeller Geistesbildung wurde Deak von Capponi weit übertroffen; wer von beiden in sittlicher Größe höher zu stellen sei, wage ich nicht zu entscheiden; das volle Vertrauen ihrer Mitbürger auf die unbestechliche Reinheit ihres Charakters genossen beide wohl in gleichem Maße.

Ein Mann wie unser verewigtes Mitglied, Gino Capponi, welcher zu Florenz, als der Sprößling eines alten, besitz- und ruhmreichen Geschlechtes in die Welt getreten war, erscheint uns schon dadurch als ein hochbegünstigtes, in der menschlichen Gesellschaft auf einen erhabenen Platz gestelltes Wesen. Keine andre Stadt, selbst Rom nicht, ist so geeignet, Verstand und Phantasie jedes Knaben und Jünglings zu wecken und zu nähren, wie diese „schönste und berühmteste von Roms Töchtern", um Dante's Ausdruck zu gebrauchen — diese Stadt der Paläste, Museen und Kunstwerke, mit ihrem Pantheon in Santa Croce, wo die Grabdenkmäler

---

* Gehalten in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie am 28. März 1876, bisher ungedruckt. Vorher gingen einige hier nicht wiederholte Worte zum Andenken des am 16. August 1875 verstorbenen Prinzen Karl von Bayern, Ehrenmitgliedes unserer Akademie.

Dante's, Michel Angelo's, Galilei's, Macchiavelli's und anderer großer Florentiner stehen. Auf einen Jüngling aber, wie unsern Capponi, mußte der Anblick dieser Gegenstände einen Eindruck machen ähnlich dem, welchen im alten Rom die jungen Patricier von den Ahnenbildern in ihren Wohnungen empfingen. Trug er doch auch den Vornamen seines Ahnherrn Gino, der den Feldherren des Franzosenkönigs Karl's VIII. zugerufen hatte: „Laßt ihr eure Trompeten blasen, so läuten wir unsre Glocken" — ein Wort, das ich als Inschrift auf seinem Siegel gelesen habe. Kaum wird eine andere der noch bestehenden alten Florentiner Familien sich gleicher Verdienste um ihre Vaterstadt rühmen können; es hat Momente gegeben, in denen die Capponi selbst mit den Medici sich messen konnten. Man verglich sie mit den Scipionen in Rom. Sie gaben der Republik 10 Gonfalonieri und 56 Priori.

Gino liebte es, zu betonen, daß auch seine Familie, gleich den übrigen florentinischen Adelsfamilien, in alten Zeiten Handel getrieben habe. Im hiesigen Archiv findet sich eine Urkunde des Herzogs Maximilian vom Jahre 1597, welche die Capponi ermächtigt, in München eine Niederlage von Seiden- und Sammtstoffen zu errichten. Tutte le nostre famiglie sono bottegaje — alle unsere Familien sind aus dem Laden hervorgegangen — sagte Capponi einmal zu mir, und er hielt es für einen Vorzug von Florenz und Genua, daß die Söhne der Adelsfamilien dieser Städte auf solche Weise von Jugend auf einen wirklichen Beruf vorgefunden und geübt hätten.

In früherer Zeit verschmähte Gino es nicht, auch in Zeitschriften zu schreiben: so zuerst in der von der Fürstin Belgioioso in Paris gegründeten „Gazzetta italiana", dann lange Zeit hindurch in der „Antologia" von Florenz. Als dieses Journal verboten wurde, gründete er das „Archivio storico" und eröffnete damit eine kostbare Fundgrube für italienische Geschichte; noch heute erscheinend enthält diese Sammlung, die reichste an Quellen für italienische Geschichte seit Muratori, vorzüglich in den ersten Bänden wichtige Beiträge von Capponi, zum großen Theil aus

den Handschriften seiner Privatbibliothek, deren Katalog er drucken ließ.

Im Besitz eines großen Vermögens, bei seinem umfassenden Wissen, war Gino länger als ein halbes Jahrhundert der rathende und helfende Gönner und Beschützer jüngerer, aufstrebender Talente. Nicht klein ist die Zahl italienischer Literaten, welche ihm ihre Erfolge oder ihre Stellung im Leben verdanken.

Giuseppe Giusti, der gelesenste, wirksamste Dichter Italiens von den Alpen bis zum Aetna — schon ehe seine Gedichte nur gedruckt waren —, war Capponi's geistiger Sohn sowohl als sein Freund, wie er denn auch in dessen Palast im Jahre 1850 starb. Unter Capponi's Augen, in seinem Landhause, schrieb der Schotte Napier seine große Geschichte von Florenz, schrieb Colletta seine Geschichte von Neapel. Nicht leicht wird in der langen Zeit seines Wirkens irgend ein geistig bedeutendes Werk in Toscana zu Stande gekommen sein, an welchem er nicht durch Rath, durch Ermuthigung, durch Geldunterstützung, Theil gehabt hätte. Dabei ist zu bedenken, daß von den höheren geistigen Productionen der Halbinsel damals wohl zwei Drittheile von Toscanern oder von Männern, die in Florenz ein Asyl gesucht, herrührten.

Der Verlust des Augenlichtes, den Capponi schon vor 35 Jahren erlitt, scheint, wie bei Milton und in unsern Tagen bei dem Amerikaner Prescott, seine Geisteskräfte, durch Abwendung von der zerstreuenden Außenwelt und durch Concentration der Gedanken, noch erhöht, sein Gedächtniß geschärft zu haben. Das Werk, womit er sein Leben beschloß, die „Geschichte der Republik Florenz,“ zeugt von einer so vollständigen Erforschung und Bewältigung des überreichen Materials, daß sie auch als die Leistung eines Sehenden hohes Lob verdienen würde.

Nur einmal in seinem Leben und nur auf kurze Frist hat Capponi ein öffentliches Amt übernommen. Es war vielleicht die schwerste Versuchungsstunde in seinem Leben, als er, dem allgemeinen Rufe und der Bitte des Fürsten weichend, am 17. August 1848, nach dem Rücktritt seines Freundes und Vetters

Ridolfi, ein Ministerium bildete und als Präsident an dessen Spitze trat. Man hoffte, daß er, mehr noch durch das moralische Gewicht seines Namens als durch energisches Handeln, die Regierung stützen, die Parteien zusammenhalten werde; aber die demokratische Partei, geführt von dem Pisaner Professor Montanelli und dem Demagogen und Geheimbündler Guerrazzi, war schon zu stark: am 12. Oktober schon erlag Capponi's Verwaltung dem in Livorno ausgebrochenen Aufruhr und der Uebermacht der städtischen Clubs. Von da an hat er nicht wieder direct in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten eingegriffen. Nur einmal noch, in dem kritischen Moment unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges von 1859, als Volk und Ministerium von dem Großherzog entweder Anschluß an Piemont oder Abdankung forderten, begab er sich zum Fürsten, die Lage und ihre Bedingungen vorzustellen. Die Folge war nur, daß Leopold sein Land verließ, zuerst nach Bologna, dann nach Schönbrunn sich zurückzog.

Es war im Herbst des Jahres 1852, daß ich zu Florenz in den auserwählten Kreis der um Capponi versammelten Männer trat, in die „Scuola di San Bastiano", wie dort im Volksmunde diese Gesellschaft hieß, weil Capponi's Palast in der Straße San Sebastiano steht. Dort fand ich die Blüthe der florentinischen Gelehrtenwelt, Männer wie Capri, Bonaini und andere. Auch unser Landsmann und Mitglied, Herr v. Reumont, gehörte zu diesem Kreise. Nun erst lernte ich das italienische Nationalgefühl, an dessen Allgemeinheit und Tiefe ich vorher nicht hatte glauben wollen, verstehen, den Haß gegen die Fremdherrschaft, den Unwillen über Metternich's Wort, daß Italien nur noch ein geographischer Begriff sei und sein dürfe, und über die cynische Aeußerung englischer Staatsmänner, daß das schöne Land und Volk um des europäischen Friedens willen zerstückt bleiben müsse.

Toscana war in voller Reaction begriffen, die Hauptstadt von herbeigerufenen österreichischen Truppen besetzt; der Großherzog hatte sich ganz an den römischen Hof angeschlossen und folgte den von dort kommenden Weisungen. Dieser aber hatte bereits erklärt:

das Papstthum könne in den Nachbarstaaten repräsentative Verfassungen, auch in ihrer mildesten Gestalt, nicht dulden; überhaupt sei jede parlamentarische Staatsform verwerflich, da sie für die freie Ausübung der geistlichen Gewalt eine directe Drohung sei.* So hatte man denn die Verfassung (lo statuto) aufgehoben. Dieß genügte indessen in Rom noch nicht; es wurde verlangt, daß auch den Israeliten das längst erworbene Recht, die Medicin auszuüben, entzogen werde. Wien und Rom halfen zusammen, den Rest von dynastischer Anhänglichkeit im Volke zu zerstören. Früher hatte man dankbar erwogen, daß es doch die Lothringer gewesen seien, welche das durch die lange Mißregierung der Medicäer tief heruntergekommene Land wieder emporgebracht und blühend gemacht hatten; man erinnerte sich, daß einst Alfieri ausgerufen: Deh! che non è tutto Toscana il mondo! Und jetzt mußte der wohlwollende, gewissenhafte Fürst, welcher 23 Jahre lang die Volksgunst genossen, die bittere Erfahrung machen, daß man nur noch den aufgezwungenen Fremdling in ihm sah.

Die Stimmung in dem Capponi'schen Kreise war eine gedrückte, doch nicht gerade eine entmuthigte. Das zuversichtliche Wort Azeglio's, nach dem Unglückstage von Novara: Nous recommencerons — klang auch in diesem Kreise nach, wenn nicht als Hoffnung, doch als Erwartung eines Unvermeidlichen, wie es auch ausfallen möge. In Deutschland urtheilten damals auch die Freunde Italiens: die Nation habe sich selbst gemordet und einen Schatz von Gut und Blut, von Opferwilligkeit und von Begeisterung, nutzlos, mit prahlerischer Phrasenseligkeit und phantastischen Possen, vergeudet. Hier, im Palazzo Capponi vernahm ich starke Geständnisse über das Unglück der Lage und dessen Ursachen: den entnervenden Einfluß der frivolen französischen Literatur, welche schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts die einheimische fast verdrängt hatte,** die Corruption des Volkes,

* Gennarelli, Le dottrine della Corte Romana. Firenze 1862 p. 72 (Nota von 1850).

** Vergl. Rosmini II, 282.

besonders der Jugend, durch das System der Lüge und Verstellung in den Geheimbünden und Conspirationen, den wachsenden Zerfall aller religiösen und sittlichen Principien. Das alles und noch vieles andre wurde nun aber eben dem politischen Elend, den schlechten Regierungen, der entsittlichenden Fremdherrschaft zur Last gelegt, und so wurde man immer wieder zu dem sehnsüchtigen Verlangen nach neuen Versuchen nationaler Einigung zurückgeführt.

Daran hing damals Italiens Heil, daß sich seine besten Männer nicht einem quietistischen Pessimismus verzweifelnd hingaben. Capponi selbst hat in seinem Geschichtswerke,* da wo er von Macchiavelli und dessen räthselhaftem Buche „vom Fürsten" redet, die Bemerkung gemacht: der Geist des großen Mannes sei verderbt gewesen durch die Verzweiflung am Guten, und in dem gleichen Seelenzustand hätten sich damals alle Italiener befunden. Jetzt aber, in dem trüben Jahrzehnt von 1849—1859, stand es doch anders. Die Nation hatte ihre Lehrer und Sprecher, denen sie vertrauend folgte: Männer wie Graf Balbo, Massimo d'Azeglio, Tommaseo, Gioberti, und noch viele andere. Die große Schwierigkeit war nur, dem allgemeinen Drange ein festes Ziel, den politischen Bestrebungen concrete Form und Gestalt zu geben. Der Widerwille gegen die Fremdherrschaft war doch am Ende nur eine negative Kraft. Deutschland konnte auf seine tausendjährige Reichseinheit sich stützen oder daran anknüpfen; aber was konnte Italien, das seit den Römerzeiten stets zersplittert gewesen, zur Grundlage seiner erstrebten Einheit nehmen?

Die Idee des Einheitsstaates, zu welchem Italien seit dem Jahre 1870 sich vollständig ausgebildet hat, war damals den Italienern, auch den Piemontesen, noch fremd und unfaßbar. Man konnte überall nur unüberwindliche Hindernisse entdecken. Wohl hatte Niebuhr schon im Jahre 1815 geschrieben: Italien werde auf eine oder die andere Art, im Laufe eines oder einiger

* Storia della Repubblica di Firenze. 1875. II, 368.

Menschenalter, zu einem Reiche verbunden werden. Aber die Italiener, mit ihren Erfahrungen eines engherzigen, neidischen Municipalismus, mochten daran am wenigsten glauben. Piemont hatte bis dahin im übrigen Italien weder Vertrauen noch Zuneigung zu gewinnen vermocht. Die Denker der Nation wußten lange nichts anderes auszusinnen, als eine Föderation der italienischen Fürsten, natürlich mit Ausschluß Oesterreichs, einen Staatenbund, entweder unter päpstlicher Leitung oder Präsidentschaft — nach Gioberti's Idee —, oder unter piemontesischer Hegemonie. Alle hierauf gerichteten Versuche mußten scheitern: weder Neapel noch der Papst, noch auch Toscana mit seinem österreichischen Erzherzog, oder Modena und Parma konnten im Ernste auf einen solchen Bund eingehen.

Hier ist mir nun Capponi's Haltung räthselhaft geblieben und ich habe mir nie erklären können, weshalb der sonst so klar und weit blickende Mann fast sechzehn Jahre lang an diesem Trugbild festhielt. Er sei, sagt Capponi in einem an Eugen Rendu in Paris gerichteten und von diesem veröffentlichten Briefe,* der letzte gewesen, die Föderation aufzugeben, weil sie, obgleich von großen Schwierigkeiten strotzend, ihm doch das einzige Rettungsmittel geschienen habe. „Jetzt" fährt er fort, „kann man Italien wohl zerstücken, aber man kann es nicht mehr conföderiren. Der jüngere, thatkräftigere Theil der Nation ist nun unitarisch gesinnt, und es bleibt keine Wahl mehr: wir müssen die Mühsal und Last des Einheitstaates tragen." Vielleicht liegt in diesen Worten die Erklärung seines langen Sträubens: er mochte zweifeln, ob seine zur Schlaffheit und zum ruhigen Lebensgenuß so geneigten Toscaner — und dann erst noch die Neapolitaner — den Opfern und Anstrengungen, welche die Machtstellung eines italienischen Reiches dem Einzelnen auferlegt, bereitwillig sich unterziehen würden.

*) L'Italie de 1847 à 1865; Correspondance politique de Massimo d'Azeglio, accomp. d'une introduction et de notes par Eugène Rendu. Paris 1867. p. 268.

Die Frage, wie Capponi sich zum Papstthum gestellt habe, war und ist, bei der hohen Autorität des Mannes für Italien, von nicht geringer Bedeutung.

Im voraus ist, nach meinen in Italien gemachten Wahrnehmungen, zu constatiren, daß der gebildete Italiener das Papstthum mit ganz andern Augen anzusehen pflegt, als dieß die Menschen diesseits der Alpen thun. In seinen Augen ist dieses Institut ein großartiges, politisch-religiöses Kunstwerk, das Meisterstück italienischer Geistesüberlegenheit und Staatsklugheit, der Riesenbau, an welchem der latinische Stamm, dem das regere imperio populos als National-Vorzug eigen ist, durch zwanzig Generationen hindurch rastlos und folgerichtig fortgebaut hat. Vor seinem Blick steht die römische Curie als die Hauptsache, als das Bleibende und Unveränderliche, gegenüber den stets wechselnden, nur innerhalb der curialen Satzungen sich bewegenden Päpste. Die Curie aber ist in seinen Augen jenes national-nützliche und einträgliche Institut, welches italienische Einflüsse und Machtgebote nach weit entfernten Ländern trägt, welches viele Millionen Menschen einer italienischen Oligarchie dienstbar und tributpflichtig gemacht hat, und durch welches, seit sieben Jahrhunderten, unzählige Familien des Landes zu Besitz, Rang und Reichthum emporgestiegen sind. Sie finden es ebenso natürlich als dem nationalen Ruhm und Interesse entsprechend, daß ein Verein von klugen Italienern die stärkste und unwiderstehlichste aller Gewalten, die Herrschaft über die Gewissen, diesseits wie jenseits des Oceans ausübe und verwerthe.

Mit dieser landläufigen Anschauungsweise konnte sich ein Mann, wie Capponi, mit seiner ernst religiösen Sinnesweise, seiner umfassenden historischen und kosmopolitischen Bildung, um so weniger befriedigen, als er die unter den Romanen so seltene Gabe besaß, sich in die Lage, Denk- und Sinnesweise anderer Nationen zu versetzen.

Wohl kannte Capponi die spätere Geschichte des Papstthums genau; er wußte und bekannte, daß das nationale Unglück Italiens

zumeist und im letzten Grund durch die römische Politik verschuldet sei; er dachte darüber, wie seine Florentiner Landsleute Macchiavelli und Guicciardini, 300 Jahre früher, gedacht haben; und dennoch hing er damals noch sehr am Papstthum und mochte der Hoffnung nicht entsagen, daß es in Zukunft noch den Weg der Reformen, auch der kirchlichen, betreten werde. Noch war der Zauber nicht erloschen, mit welchem das erste Auftreten Pius' IX in den Jahren 1846 und 1847, und die durch ihn erregte Aussicht auf ein zur einheitlichen Nationalität erwachtes und darin von der höchsten Kirchenmacht geschirmtes und zusammengehaltenes Italien, die Gemüther der Italiener umstrickt hatte. Zu der Ueberzeugung, die früher oder später jedem denkenden Italiener sich aufdrang, daß der Kirchenstaat aufgelöst, der Priesterherrschaft über drei Millionen Menschen ein Ende gemacht werden müsse, gelangte Capponi nur allmälig. In der Zeit der Anfänge der nationalen Bewegung, in den Jahren 1845 und 1846, war er davon noch weit entfernt. Man erkennt dieß aus dem damals auf seinen Rath und nach seinen Ideen geschriebenen Buche seines Freundes Galeotti über die Regierung des Kirchenstaates: — die hier gemachten Vorschläge sind noch überaus bescheiden; nur eine gewisse Ermäßigung des päpstlichen Absolutismus, eine Wiederherstellung municipaler Selbstverwaltung und die Aufnahme des Laien-Elementes in den Organismus der Verwaltung, wird gefordert. Die Ereignisse der nächsten Jahre sorgten dafür, daß Capponi bald weiter geführt wurde. Wann er und ob er überhaupt jemals innerlich den Widerspruch überwunden habe, der sich ihm zwischen seiner Ueberzeugung von der Verwerflichkeit und Unhaltbarkeit der weltlichen Papstherrschaft und seiner religiösen Verehrung des Stuhles Petri ergab, — darüber habe ich nur Vermuthungen. Früher hatte dieser Conflict das enge Freundschaftsbündniß gelöst, welches von Jugend an zwischen ihm und dem gefeierten Dichter Niccolini bestanden hatte. Das war geschehen, als Niccolini sein dramatisches Gedicht „Arnold von Brescia" erscheinen ließ: — dieser beredteste und schärfste Angriff auf das Papstthum, welchen das

moderne Italien überhaupt gesehen, und der momentan einen gewaltigen Erfolg in der Halbinsel geübt, hatte für Capponi die schmerzliche Folge eines nie wieder geheilten Freundschaftsbruches.

Immerhin ist dieß, so viel ich weiß, der einzige Fall, daß Capponi, der vielleicht eine größere Zahl von ergebenen Freunden und Verehrern besaß, als irgend ein Italiener seiner Zeit, ein solches Band zerreißen mußte. Niemand konnte sonst den abweichenden Ansichten Anderer mit größerer Schonung und Duldsamkeit begegnen, als er es zu thun pflegte. Man darf nur an sein Verhältniß zu Männern wie Foscolo und Giuseppe Giusti erinnern.

In einem Gespräch mit mir, also im Jahr 1852, meinte Capponi: Rossi's Ermordung sei der Ruin der italienischen Sache geworden; von da an habe der erschreckte, an sich und seinen Entwürfen irre gewordene Papst alles wieder der Curie überlassen, welche nun die gewaltsame Reaction mit den herkömmlichen Mitteln betreibe. Ohne Zweifel hat er bald nachher diesen seinen Irrthum erkannt, — hat erkannt, daß es dem Papst mit der Wiederaufrichtung des schrankenlosen Absolutismus und der Priesterherrschaft in Staat und Kirche tiefer Ernst sei.

Wie Capponi am Schlusse seines Lebens hierüber dachte, scheint mir aus einer Stelle seiner Florentinischen Geschichte hervorzugehen. Nicht bloß Macchiavelli, sagt er dort, sondern mit ihm das ganze zeitgenössische Italien habe, in Folge der Corruption durch die Hierarchie und der allgemein herrschenden Lasterhaftigkeit, die Religion, obgleich es sie als italienisches Erzeugniß geliebt, doch im Grunde verachtet und aus dem Herzen verbannt.

Ueber das 19. Jahrhundert hat Capponi sich nicht geäußert, und wo er die Ursachen der jetzt jenseits der Alpen so weit verbreiteten Skepsis und Indifferenz gefunden hat, weiß ich nicht. Sein Freund und Gesinnungsgenosse Massimo d'Azeglio hat in dem der Nation hinterlassenen Testament, seinen „Ricordi," den Ausspruch gethan: „Die geschichtliche Wahrheit wiederholt uns immer wieder, was Macchiavelli vor drei Jahrhunderten sagte:

der Anblick des päpstlichen Roms hat in Italien die Religion erstickt," — und ich vermuthe, Capponi und Azeglio seien, wie in andern auf Italien bezüglichen Dingen, so auch hierin zuletzt gleicher Ansicht gewesen.

Daß Capponi die Erwählung Roms zur Hauptstadt und zum Regierungssitz des neuen Reiches mißbilligte, hat wohl jeder, der ihn kannte, erwartet. Nicht etwa, weil er für sein geliebtes Florenz diesen Vorzug nicht missen wollte, — im Gegentheil: er sah wohl einen Gewinn darin, wenn Florenz, statt politische Metropole zu sein, wieder, wie in seinen besten Zeiten, die classische Heimat italienischer Sprache, Kunst und Literatur, der gastfreie Lieblingsaufenthalt von gebildeten Männern aller Nationen wurde. Er hatte schon vor langer Zeit in einem Aufsehen erregenden Journal-Artikel das Thema ausgeführt, daß Rom noch mehr des Papstes, als der Papst Roms bedürfe. Seit dem Jahr 1860 war indessen in Italien der Ruf und das Verlangen nach Rom immer mächtiger geworden, man empfand die Schmach eines französischen Heerlagers im Mittelpunkt der Halbinsel, die Gefahr der von dort angezettelten Umsturzpläne, bis endlich der erste Staatsmann der Nation, der Gründer des Einheitsstaates, Graf Cavour, selbst das Banner entfaltete, auf welchem stand: „Rom, die Hauptstadt Italiens!" Als Preis dafür bot Cavour dem Klerus das Losungswort, das nun ausgegeben und, zugleich mit dem Rufe: Roma o morte, tausendstimmig wiederholt wurde: „Freie Kirche im freien Staat."

Capponi war ein zu solider Denker und Kenner der Geschichte, als daß er sich durch diese Phrase hätte bestechen lassen. Eine Kirche, welche, wie die römische, kraft göttlichen Rechtes eine Zwangsanstalt zu sein erklärt und, zugleich mit der Herrschaft über die Gewissen, das ganze Moralgebiet — Sitte, Recht und Gesetz —, das gesammte bürgerliche und politische Leben zu regeln und zu beherrschen begehrt, dem Staate gegenüber für frei, das ist für unabhängig erklären, das heißt einfach: den gebundenen Staat der souveränen Kirche unterwerfen. Daß Cavour selbst dieß nicht

gesehen haben sollte, scheint undenkbar. Er dachte wohl an eine gründliche Reformation der Kirche, die sich erst vollziehen müsse, damit sie befähigt werde für die ihr zugedachte Stellung, aber er sprach das nicht offen aus.

Massimo d'Azeglio, Gino's Freund und Gesinnungsgenosse, nächst Cavour der erfolgreichste Begründer des neuen Italiens, erhob sich mit seinem ganzen Ansehen gegen Cavour und erzielte in der Kammer zu Turin ungetheilten Erfolg. Was ihm aber noch höher stand und kostbarer war, als dieser Beifall, das war Capponi's Zustimmung. „Ich bin ihm immer," schrieb er an Rendu,* „mit einer gewissen kindlichen Hingebung zugethan gewesen, habe ihn auch stets für den edelsten und erleuchtetsten Geist in ganz Italien gehalten. Wäre dieser Mann nicht blind, so würde er, Gott weiß was alles, zu Stande bringen. Zuweilen denke ich, daß ich ihm gerne eines meiner Augen abtreten würde. Da ich ihn auf meiner Seite weiß, verachte ich das Urtheil der Menge."

Allein auch in diesem Falle machten die Thatsachen die Theorieen der Menschen zu nichte. Gleich darauf erschien der Syllabus, dann erfolgte der Krieg von 1866 und der Abschluß der Einigung Italiens durch Venedigs Beitritt, und endlich die Beschlüsse des vaticanischen Concils. Nach der unerbittlichen Logik der Geschichte folgte auf den 18. Juli der 20. September 1870, auf die Proclamation der päpstlichen Weltherrschaft die Einnahme Roms durch die Piemontesen. Daß auch Capponi diese Logik erkannt und sich dabei beruhigt habe, lese ich, wenn auch nur zwischen den Zeilen, in dem Schlußkapitel seines letzten Werkes.

Eine harmonischere Erscheinung als Gino ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Eine schöne, hochaufgerichtete Gestalt, im edlen Profil der Ausdruck ruhiger Würde und Kraft; in dieser Hülle ein liebevoller, menschenfreundlicher Sinn, offene Gradheit

* Rendu, l. c. p. 273 und 268.

verbunden mit reicher, auch auf Reisen gesammelter Welterfahrung! — Das alles gewann ihm die Herzen; jeder nahte sich ihm mit einer Mischung von Ehrfurcht, Vertrauen und Zuneigung. Bis zu seinem im 83. Lebensjahre erfolgten Tode ist er im Vollbesitz seiner Geisteskräfte geblieben. Jedermann in Florenz, Jung und Alt, verneigte sich vor dem blinden Greise, wenn er des Morgens, von seinem Diener geleitet, zur Kirche schritt. Seine Popularität glich der eines Cato im alten Rom, oder eines Timoleon zu Syrakus. Uns Deutschen mag ein annäherndes Bild des seltenen Mannes vor die Seele treten, wenn wir uns etwa Justus Möser und den Freiherrn von Stein zu einer Person verschmolzen denken. Tief gewurzelt im Boden von Florenz, treu besorgt für Ehre und Wohlfahrt seiner Vaterstadt, ragte er doch weit über sie hinaus; er sann, sorgte, schrieb und handelte stets auch für die Nation im Ganzen. Auch seine politischen Gegner haben ihm nie ein niedriges Gefühl oder ein unedles Motiv unterlegt. Das schlimmste, was Montanelli, Guerrazzi und andere Männer der gleichen Richtung von ihm zu sagen wußten, war: daß er ein akademischer Liberaler sei, dem die Thatkraft mangle, — kühn in der Theorie, ängstlich und rücksichtsvoll im Handeln. Es hat nur weniger Jahre bedurft, um ihn zu rechtfertigen, und die, welche Wind säeten und Sturm ernteten, als die falschen Propheten erscheinen zu lassen.

Noch lange, hoffen wir, wird Italien den Marchese Gino Capponi zu seinen besten Männern, zu den Zierden der Nation und des Jahrhunderts zählen. Mögen die nachwachsenden Geschlechter in ihm ein hehres, nachahmungswürdiges Vorbild, das Ideal des Bürgers und Menschen wie er in dem Königreich Italien sein soll, erkennen! Besseres könnten wir dem Reich und Volk jenseits der Alpen kaum wünschen.

Gedächtnißrede auf Alexander Herculano de Carvalho.*

Unsere Akademie pflegt, wenn sie die jährliche Feier ihres Stiftungstages begeht, vor allem derjenigen Männer zu gedenken, welche ihr durch Gleichheit des Strebens und durch unsere Wahl im Leben angehört haben, aber im Jahreslauf durch den Tod entrissen worden sind. Dießmal handelt es sich um den Verlust eines Mannes, welcher in höherem und ungewöhnlichem Maße unsere Beachtung in Anspruch nimmt, und wohl verdient, daß wir uns eingehend mit ihm und seinen Leistungen beschäftigen, obgleich er in weiter Entfernung, am äußersten Südende Europas, gelebt und gewirkt hat, und obwohl seine Schriften einer in Deutschland sonst kaum gekannten Literatur angehören. Er verdient es: denn wunderbar vielseitig war seine Begabung, reich und unerschöpflich seine geistige Zeugungskraft; Großes hat er für Literatur und Wissenschaft geleistet, seinem Volke aber ist er auch für kommende Zeiten ein leuchtendes Vorbild geworden, gleichwie er ihm in seinen Schriften einen unvergänglichen Schatz der Selbsterkenntniß und der Bildung hinterlassen hat.

Alexander Herculano de Carvalho, gestorben den 13. September 1877, war geboren zu Lissabon am 28. März 1810. Noch vor seinem 20. Jahre ging er nach Frankreich, erfuhr dort die ersten Eindrücke der Juli-Revolution und der großen durch sie bewirkten Umwandlung; im Jahr 1832 kehrte er zurück, um als Soldat in das Heer Don Pedro's einzutreten und den Bürgerkrieg

* Vorgetragen am 28. März 1878 in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie und in deren Sitzungsberichten gedruckt.

mitzumachen, der zur Umgestaltung Portugals in einen constitutionellen Staat den Grund legte. Was der junge Mann damals erlebte, sah und vollbringen half, das ist entscheidend geworden für seine Denkweise und sein Streben, und darum ist hier ein Blick auf Portugals Lage, wie sie vor einem halben Jahrhundert war, unerläßlich.

Dreimal hatte die Nation mit Anspannung aller Kräfte und mit englischer Hülfe die französische Invasion zurückgeworfen und Napoleon's Joch abgeschüttelt. Aber der Friede von 1815 brachte dem unglücklichen, zertretenen Lande keinen Trost, keinen Aufschwung. Ackerbau, Gewerbfleiß, Handel waren im tiefsten Verfalle oder wie vernichtet, das zahlreiche Heer stand außer allem Verhältniß zu der Bevölkerung, mit dem Monopol des brasilischen Handels hatte Portugal die Hauptquelle seines Reichthums verloren. Da Hof und Adel in Brasilien saßen, war das Land zur Dependenz seiner Colonie herabgesunken; die Verbindung mit den übrigen überseeischen Provinzen war unterbrochen. Bald erfolgte die gänzliche Losreißung Brasiliens, und nun war zwar der Hof wieder im Lande, aber welch ein König, dieser Johann VI., der hinfällige Sohn einer wahnsinnigen Mutter, der verachtete Gatte eines verworfenen Weibes, unumschränkter Monarch und doch machtlos! Und zu dem allem lasteten noch die Mißbräuche und Verkehrtheiten einer fast dreihundertjährigen Mißregierung auf diesem Lande, so daß auch die beste und weiseste Verwaltung nicht ohne eine tiefgehende Umgestaltung hätte Hülfe schaffen können. Nur wenn es zu einer solchen Regeneration kam, konnte Portugal seine natürlichen Hülfsquellen entwickeln; erfolgte diese nicht, so wurde ein langsames Hinsiechen in kläglicher Verkümmerung unvermeidlich sein Loos.

Nur von oben herab, nur vom Monarchen selbst, konnte diese Regeneration Portugals ausgehen, und diesen Dienst leistete Johann's VI. älterer Sohn, Don Pedro, nach des Vaters Tode, seinem Lande; er gab ihm eine Verfassung, die wirklich lebensfähig war, wiewohl auch sie anfänglich von der Mehrheit des

Volkes zurückgestoßen ward. Es folgten vier Jahre absolutistischer Reaction, und die Frage: Charte oder despotische Monarchie, verwuchs mit dem Hader der beiden Brüder um die Thronfolge.

Da ereignete sich eine der wunderbarsten Begebenheiten dieses Jahrhunderts. Don Pedro landete von Terceira aus mit einem kleinen Heerhaufen von nur 7500 Mann, setzte sich in Oporto fest, und nahm den Kampf auf mit seinem Bruder Don Miguel, der über ein vorzügliches, erprobtes Heer von mehr als 60000 Mann verfügte, der gestützt und gehoben war durch alles, was dort Macht und Einfluß besaß: durch die Kirche, den Adel, und die Volksmassen, der sich im Vollbesitz aller Hülfsquellen des Landes befand.

Dieser Kampf endigte nach 15 Monaten mit dem vollständigen Siege der Pedroisten, der Einführung der von Don Pedro als Regent octroyirten Charte, und der Thronbesteigung seiner Tochter Maria. Don Pedro's Heer war in dieser Zeit stets gewachsen, so daß es gegen Ende des Bürgerkrieges bis auf 60000 Mann sich vermehrt hatte, während die Armee seines Bruders, trotz der religiösen, vom Klerus genährten Begeisterung, trotz der ihr täglich gegebenen Versicherung, daß sie für die Sache Gottes fechte, wie Schnee vor der Sonne zerschmolzen war.

Herculano hat in einer seiner kleineren Schriften dieses Phänomen erklärt. Bis zum Jahre 1833 war der Liberalismus in Portugal eine gehaltlose Komödie, ebenso reich an phrasenhafter Rhetorik als arm an politischem Verstand. Aber zwei Männer — Herculano nennt sie zwei Riesen — Don Pedro und sein Minister, Mousinho de Sylveira, schufen die Grundlage, auf welcher heute noch das constitutionelle Portugal steht: jener als tapferer, entschlossener Krieger und Feldherr, dieser als Gesetzgeber. Nicht durch das was Mousinho neues schuf, ward er der Gründer der heutigen Staatsordnung — dazu ward ihm die Zeit nicht gelassen — sondern indem er, die feudalen Bande lösend, die Landbevölkerung entlastete, so daß die Gesetze vom 16. Mai, 30. Juli und 13. August 1832 wie ein dreimal wiederholtes Erdbeben wirkten,

und Portugal sich zum ersten Mal rühren, seine Glieder gebrauchen, seine Kräfte verwerthen konnte. Damit war dem Absolutismus der Boden unter den Füßen weggezogen.

Die Franzosen hatten das schöne Land verwüstet und verarmt zurückgelassen, der Bürgerkrieg hatte die allgemeine Zerrüttung, ein Chaos, wie es schlimmer dort wohl nie gewesen, vollendet. Jetzt erst, als unter der Königin Maria und der von ihrem Vater gegebenen Verfassung ein Zustand ruhiger Besinnung und freien Aufathmens eintrat, konnte eine Literatur in dem schwer heimgesuchten Lande sich wieder bilden. Mit jugendlicher Begeisterung trat Herculano in die beginnende Bewegung der Geister ein. Derselben Sache, für die er als Soldat gestritten, wollte er nun mit seiner Feder dienen. So schrieb er, 26 Jahre alt, „Die Stimme des Propheten", und hier, im Gewande des alttestamentlichen Prophetenstils, in diesem Erguß einer zornigen, strafenden Beredsamkeit, nimmt sich die ohnehin so schöne und klangvolle portugiesische Sprache ungemein vortheilhaft aus. Damals hatte ein Aufstand der sogenannten Septembristen die Herstellung der demokratischen Verfassung von 1820 erzwungen, um die Chartisten von der Regierung zu verdrängen, der Kriegsminister war ermordet worden, — und Herculano's Unwille wandte sich gegen eine Partei, welche in ihrer Selbstsucht die erst kürzlich so theuer erkauften Errungenschaften gefährdete, und das der ruhigen Entwicklung so bedürftige Land in die Zuckungen des Bürgerkrieges zurückzuschleudern drohte. Indeß äußert er in einer 30 Jahre später, zur neuen Ausgabe geschriebenen Einleitung: nach so vielen Erfahrungen und Enttäuschungen müsse er über die hyperbolischen Invectiven, die er darin gehäuft, selber lächeln.

In dieser früheren Lebensperiode erscheint Herculano noch nicht als Gelehrter und Forscher; er redigirte bis zum Jahre 1843 eine belletristisch-politische Zeitschrift, „Panorama," er gab unter dem Titel, „Die Harfe des Gläubigen", eine Sammlung religiöser Gedichte heraus. Bald darauf aber begann er seine umfassenden

historischen Forschungen und rüstete sich, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden.

Hier nun ist es, um die Stellung und die Leistungen des Mannes zu würdigen, unerläßlich, zwei Dinge näher in's Auge zu fassen: einmal die Beziehungen Portugals zu anderen Nationen, und dann die Anschauung der Nation von ihrer eigenen Geschichte und die dadurch bedingten Anforderungen an den Darsteller dieser Geschichte.

Drei Völker sind es, mit welchen die Portugiesen seit Beginn ihres Staatswesens in nähere Berührung gekommen sind, und welche einen mächtigen oder entscheidenden Einfluß auf die Geschicke und die Sinnesweise dieses Volkes erlangt haben oder auch noch immer besitzen: Spanier, Engländer, Franzosen.

Was die Spanier betrifft, so hat die nahe Stammes- und Sprachverwandtschaft, die Charakterähnlichkeit, die Gleichheit der Bildungsstufe und Sinnesweise, doch nicht gehindert, daß das kleinere Volk gegen den größeren, stärkeren Nachbar Jahrhunderte lang bittere Feindseligkeit nährte. Man hatte soviel Druck, so schwere und nie ersetzte Verluste von diesem Nachbar erlitten, man fürchtete so sehr, doch noch von ihm verschlungen zu werden. Die Zeiten und Ereignisse, welche den Portugiesen als die glorreichsten gelten, sind gerade jene, in denen sie die Castilianer besiegten und ihrer Herrschaft sich entrissen; die Gedächtnißtage dieser Siege haben sie schon lange als nationale Freudenfeste zu begehen geliebt, und die sechzig Jahre der spanischen Herrschaft (1580—1640) nennen sie noch heute die Zeit der Gefangenschaft. Und noch jetzt ist in Portugal spanische Literatur die am wenigsten beachtete, und sitzt wenigstens in den Grenzgebieten der Haß noch so tief, daß ein deutscher Wanderer — Willkomm — meint, beide Nationen würden sich, wenn sie einmal ungehindert über einander herfallen könnten, mit Wollust morden.*

In Spanien ist nun aber, auch schon seit 1640, die Ansicht

---

* Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal. 1847. III, 296.

allgemein: nur wenn die Halbinsel wieder ein einziges staatliches Ganzes bilde, wenn Portugiesen und Spanier wieder zusammengehörten, könne Spanien sich zu früherer Macht und Blüthe erheben. Man nennt das Streben, die Agitation zu Gunsten dieser Verschmelzung, Iberismus. Die spanischen Staatsmänner haben schon im vorigen Jahrhundert es als Axiom aufgestellt, daß die Trennung nur als etwas vorübergehendes zu betrachten sei, daß man der Vereinigung der beiden Kronen auf einem Haupte vorarbeiten müsse.* Erst in diesen Tagen wieder hat der beredteste der Spanier, Castelar, in der Kammer zu Madrid der beiden Wunden, die sich nicht schließen wollen, mit Trauer gedacht, nämlich Gibraltars und des getrennten Portugals, und seine Hinweisung auf die Nothwendigkeit, daß die lusitanische Küste mit ihren drei Strommündungen wieder spanisch werde, ist von der Kammer mit einem Beifallssturm aufgenommen worden.

Der Bund mit England besteht jetzt schon nahe an 500 Jahre; er begann, als König Johann I., der Gründer der neuen Dynastie von Avis, mit dem dortigen Königshause verschwägert, sich dieser Stütze gegen das übermächtige Castilien bediente. Seitdem erprobte sich England in entscheidenden Momenten als eine starke, verlässige, wenn auch nicht uneigennützige Schutzmacht; nur mit seiner Hülfe hat das kleine Land dem spanischen, dem französischen Joche sich zu entziehen vermocht; nur ihm verdankt es, daß es seit der napoleonischen Invasion keinen äußeren Feind mehr ernstlich zu fürchten hatte. Einmal freilich, als die Armee völlig englisch geworden und Beresford, im Namen des in Brasilien weilenden Königs, despotisch herrschte, da zerbrach die Revolution von 1820 dieses als nationale Schmach und Erniedrigung empfundene Joch. Doch das ist nun, wenn nicht vergessen, doch beiderseits verziehen und durch spätere Wohlthaten von England gesühnt.

* Baumgarten, Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. 1861, S. 229.

Nun sind aber die beiden Völker durch Stamm und Sprache, durch Denken und Fühlen, durch Sitte und Religion, so sehr von einander geschieden, daß, trotz der engen politischen Verbindung, doch ein geistiger oder moralischer Einfluß des an höheren Gütern so reichen brittischen Volkes auf das ärmere Volk am Tajo und Duero nie stattgefunden hat. Diesen Einfluß besitzt nur die Führerin der lateinischen Völker, — Frankreich, besitzt ihn in Fülle, und die Portugiesen der höheren und mittleren Stände richten sich nach Paris, wie die Moslem nach Mekka. Frankreich entlehnt ist die Gesetzgebung, die Verwaltung, die Rechtspflege, das Heerwesen, Wissenschaft und Literatur der Neuzeit. Französisch wird in Lissabon und Oporto gesprochen, französische Bücher sind es, welche die dortigen Bibliotheken füllen, und mancher Portugiese zieht vor, sein Buch französisch zu schreiben. Es ist dieß die Folge jenes zweihundertjährigen, terroristischen Druckes und Zwangsystems, durch welches Kirche und Königthum vereint Bildung und Literatur im Lande niederhielten und erstickten. War doch Portugal das einzige Land in ganz Europa, welches von der Reformation so völlig unberührt blieb, daß dort auch nicht ein einziger Mann, der für die reformatorischen Ideen gezeugt oder gelitten hätte, genannt werden kann. Die Nation blieb überhaupt vom europäischen Geistesleben gründlich abgeschieden; sie verdankte es nur den politischen Verwicklungen und dem Bündnisse mit England, daß man sich von Zeit zu Zeit auf ihre Existenz besann und sie auch einigermaßen als ein Culturvolk gelten ließ. Als dann aber unter Pombal's eisernem Regiment plötzlich, neben der Industrie, auch Literatur und selbst Wissenschaft im Lande wieder erwachen und aufblühen sollten, da griff man, um die eigene Nacktheit zu verhüllen, nach dem reichen französischen Vorrath: Uebersetzungen Pariser Producte sind seit einem Jahrhundert in Menge erschienen, wobei sich denn nicht verkennen läßt, daß, bei der sehr kleinen Zahl classischer Nationalwerke, diese massenhafte Importation aus der Fremde den portugiesischen Stil verschlechtert, ihn trockner, farbloser, zur Wiedergabe

von banalen Wendungen und Gemeinplätzen besser geeignet gemacht hat.

Hiemit ist nun auch großentheils schon die Stellung, welche Herculano in der Literatur seines Landes einnimmt, näher bezeichnet. Der Iberismus ist ihm fremd; mit spanischer Literatur scheint er sich, soweit sich aus seinen Schriften urtheilen läßt, nur wenig beschäftigt zu haben. Freilich hat auch die ältere spanische Literatur, nach Cervantes, außer ihrem dramatischen Reichthum nur wenig zu bieten, was einen Nichtspanier anziehen könnte, da eben die beiden Reiche der Halbinsel dem gleichen Geistesdrucke unterlagen. Herculano hat aber auch, soviel ich sehe, vermieden, über die an Spanien sich knüpfenden Fragen sich zu äußern; sicher würde er eine Unterordnung seines Vaterlandes unter den größeren Nachbar als ein schweres nationales Mißgeschick beklagt haben. Mit der französischen Literatur zeigt er sich vertraut, mehr aber noch mit der deutschen, der philosophischen sowohl wie der historischen und poetischen. Er weiß sehr gut, daß die literarische Abhängigkeit von Frankreich die Portugiesen dahin gebracht hat, auch ihr politisches Leben genau nach französischem Vorbild zu gestalten und sich die Geißel einer Centralisation zu flechten, welche den Menschen in jedem Momente, von der Wiege bis zum Grabe, bevormundend, hemmend, quälerisch begleitet, und keine spontane Lebensbewegung im Volke aufkommen läßt.* Um so höheren Werth legt er auf das Bündniß seines Landes mit England: „Wenn je", sagt er, „mein Volk aufhören wollte, Bruder und Freund des englischen Volkes zu sein, so müßte es zuerst die Kirche S. Maria de la Victoria niederreißen, jenes zur Erinnerung an den von Portugiesen und Engländern zusammen erfochtenen Sieg von Aljubarotta (1385) errichtete Denkmal, und auf den Ruinen desselben und über den Gebeinen des besten Königs, den wir gehabt, Johann's I., müßte der Herold der Zwietracht verkünden, daß der vierhundertjährige Bund erloschen sei."**

*) Opusculos. Tomo II: Questões publicas, p. 236.

**) Opusculos. II, 289.

Wenn nun Herculano es unternahm, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, so wußte er wohl, daß kein Volk in ganz Europa mit einem so stolzen Selbstgefühl auf seine Vergangenheit blickt, als das portugiesische. Theilweise nicht ohne Berechtigung: in hundertjährigem Kampfe haben sie ihr Land den Mauren abgerungen, haben sich dann siegreich gegen das stärkere Castilien behauptet, sind zuerst hinüber nach Afrika gegangen, sind mit ihrem Prinzen Heinrich dem Seefahrer bis zum Senegal, hierauf unter Bartolomeo Diaz bis zur äußersten Spitze Afrikas vorgedrungen. Als dann ihr Vasco de Gama das Cap umschifft hatte, drängte in rascher Folge eine Entdeckung und Eroberung die andere. Ganz Afrika ward mit einer Kette von Stationen und Handelsplätzen umsponnen; in Indien ward Goa erobert, Ceylon, Java, die Molukken wurden besetzt, selbst an Chinas Küste eine Niederlassung gegründet. Waren auch die indischen Erwerbungen auf einige Küstenplätze beschränkt, in der Ferne schienen sie doch ein großes Reich, welches zu unbegrenzten Erweiterungen Aussicht gewähre. Und wirklich besaß ja Portugal damals den Welthandel und die Herrschaft der Meere, war Lissabon eine Zeitlang die erste Handelsstadt in Europa, der kleine Staat in Asien so geachtet und gefürchtet, daß auf einer persischen Landkarte Portugal als die Hauptstadt der Franken bezeichnet war. Als nun noch Brasilien hinzukam, war Portugal freilich zu schwach, zu menschenarm und staatlich zu wenig entwickelt, zu mangelhaft organisirt, um auf die Dauer so gewaltigen Anforderungen genügen, so ungeheuere Besitzungen in drei Welttheilen behaupten zu können. Da indessen der Zusammenbruch der ganzen Herrlichkeit doch erst nach der Niederlage von Alcacer und mit der spanischen Thronfolge nach König Sebastian's Tod eintrat, so sah die Nation eben nur in jenem einen afrikanischen Unglücksschlag, und noch mehr in der ohnehin verhaßten spanischen Herrschaft, die Ursache ihres traurigen Niederganges und tiefen Falles. Wehe dem Portugiesen, der es gewagt hätte, an die schweren Mißgriffe und argen Frevel zu mahnen, welche frühe schon mit

den heroischen Thaten und glänzenden Eroberungen Hand in Hand gegangen waren! Das Volk war und ist noch immer mehr geneigt, rückwärts schauend seine Vorfahren wie verklärt im Heiligenscheine unverschuldeter Trübsal sich vorzustellen, als in ernster Anspannung der Kräfte an der Verwirklichung eines erreichbaren Maßes von Macht und Wohlstand zu arbeiten. „Fumos, ja não somos“ — wir waren einst, jetzt sind wir nichts —, sagt noch in unseren Tagen Almeida Garrett, der vorzüglichste Dichter der Nation seit Camoëns, und dieses Wort tönt nun schon durch Jahrhunderte fort, und hat früher in der so tief gewurzelten und zähen Erwartung des wiederkehrenden Sebastian, als eines politischen National-Messias, phantastisch sich ausgeprägt.*

So ist der Nationalruhm, die unbefleckte Glorie des Portugiesenthums, ein Götze geworden, welchem vor allem die schlichte geschichtliche Wahrheit zum Opfer fallen muß. Der Historiker soll, wenn er nicht als Feind der Nation und der Kirche verfolgt werden will, geschehene Dinge verschweigen, soll nicht geschehene Dinge berichten, soll der Kritik, wo sie unbequem wird, entsagen, und da, wo Schweigen unmöglich wäre, wenigstens beschönigen. Ein Beispiel: Die Portugiesen sind es, welche durch ihre Könige und durch den päpstlichen Stuhl sich haben ermächtigen lassen, Muhammedaner und Heiden, Mauren und Neger, zu Sklaven zu machen. Papst Nikolaus V. ertheilte im Jahre 1455 zuerst diese Vollmacht, Calixtus III. bestätigte sie, und Alexander VI. hat dann den Spaniern für ganz Amerika dasselbe Recht, die Indianer zu Sklaven zu machen, verliehen.** Daraus ist die Vertilgung ganzer Völker, daraus der auch heute, nach den beharrlichsten Anstrengungen Englands, noch nicht ganz unterdrückte Sklavenhandel, mit seinen unsagbaren Gräueln und der Hinopferung

* Vgl. die Revista Iberica, Madrid, 1862, 11, 80.

** Die Bulle Nikolaus' V. in dem Quadro elementar das relações polit. de Portugal, pelo Visconde de Santarem e Rebello da Silva. Lisboa 1866, t. X. p. 55. Ueber die Bullen Calixtus' III. und Alexander's VI. vgl. Solorzano, De Indiarum jure, I, 640 und 717.

ungezählter Millionen von Menschenleben, entstanden. Das Volk fand bald das Sklavenhalten so bequem, daß im Jahre 1535, wie der Niederländer Cleynaerts aus Lissabon meldet, es dort mehr Sklaven als Freie gab.* Die Folge war, daß jedes Handwerk und jede Arbeit theils Fremden, theils Sklaven überlassen wurde, der Portugiese aber, unter dem hinzutretenden Einfluß der Menge von Feiertagen und des Vorbildes von Schaaren müßiger Ordensgeistlichen, die Arbeit als etwas unehrenhaftes, das Betteln dagegen als ehrenvoll zu betrachten sich gewöhnte, wie denn heute noch die unglaubliche Trägheit des Volkes jedem Fremden sofort beim Eintritt in das Land auffällt. Und noch andere Ringe hängen an dieser verhängnißvollen Kette, hier wie in Spanien: die Masse des unbebauten Landes und der nun schon so lange am Mark des Königreichs zehrende Schaden, das Deficit. Der Sklavenhandel, von Portugiesen betrieben, hat nun schon an vier Jahrhunderte fortgewährt, seit 1814 allerdings nicht mehr im Namen und unter dem offenen Schutz der Regierung, — wiewohl noch im Jahre 1837 der Minister Vasconcellos öffentlich erklärte, er sei dem Reiche unentbehrlich. Jüngst hat freilich einer der Minister in der Kammer behauptet, die Regierung habe sich hohe Verdienste um die Abschaffnng der Sklaverei erworben; unterdeß aber wird, wie von Oporto aus verlautet, der Sklavenhandel im afrikanischen Binnenlande noch immer von Portugiesen betrieben.** Man sieht, die Zeit ist noch immer nicht gekommen, in der dort ein Geschichtschreiber oder Staatsmann es ungestraft unternehmen könnte, seinem Volke einen Spiegel seiner Thaten, mit offener Hinweisung auf Ursachen und Wirkungen, vorzuhalten. Herculano hat denn auch, soweit ich seine Schriften kenne, vermieden, dieses böse Geschwür zu berühren, so nahe ihm auch die Veranlassung dazu gelegt war, und so kühn und offen er auch sonst den Finger auf die Wunden seines Landes zu legen pflegt.

* Annães das sciencias e lettras, publ. pela Academia Real das sciencias, 1857. Tom. I, p. 315.

** Allgem. Zeitung, 1877, 839.

Anders mit jenen Fabeln, jenen vom Selbstverherrlichungstrieb ersonnenen Ausschmückungen und Legenden, die in der portugiesischen Geschichte so reichlich wuchern! Vorzüglich sind es die Anfänge des Reiches, welche unter den Händen der nüchternen Kritik, wie sie Herculano in seinem Hauptwerke geübt hat, ihres traditionellen Aufputzes verlustig gehen. Das große Werk der Cistercienser Bernardo Brito und Brandao, mit seiner Fülle von Fabeln und unechten oder im Interesse nationaler Vorurtheile verfälschten Urkunden, welches indeß immer als die feste Grundlage der Landesgeschichte galt, ist durch die neue Darstellung unseres Autors auf die Stufe einer zwar noch brauchbaren, aber sehr unzuverlässigen Materialiensammlung herabgedrückt. Die Schlacht von Ourique, welche als die Geburtsstunde der Monarchie gilt, war, wie Herculano zeigt, weder so großartig noch so folgenreich, als späterer Patriotismus sie gemacht hat; Alfonso's Ausrufung zum König auf dem Schlachtfelde erscheint bei ihm als eine spätere Erfindung. Den populären, auf eine erdichtete Urkunde gestützten Lieblings-Mythus, welchem zufolge Graf Alfons vor der Schlacht durch eine göttliche Offenbarung, aus dem Munde Christi selbst, belehrt wurde, daß Portugal nach himmlischem Rathschluß ein für immer der göttlichen Gnade theilhaftiges Volk und Königreich sein und sein Geschlecht bis in's sechzehnte Glied es beherrschen werde — Herculano hat das alles nicht einmal der Erwähnung werth gehalten. Und so hat er auch die Cortes von Lamego, deren Text noch im Thronstreit zwischen der Königin Maria und ihrem Oheim Don Miguel als Staatsgrundgesetz angerufen wurde, stillschweigend zu den Todten geworfen, obgleich noch Schäfer, dessen Werk Herculano selber für die beste Geschichte Portugals erklärt, sie preiszugeben sich nicht entschließen konnte.*

Schon in der Vorrede hatte Herculano erklärt: Patriotismus könne den Dichter begeistern und dem Stil Farbe geben, für den

* Brandao, der diese mit Geschick verfertigte Fiction zuerst veröffentlicht hat, that dieß doch nur mit einer Entschuldigung, die erkennen läßt, daß er selber im Grunde nicht an deren Echtheit glaubte.

Historiker aber sei er ein schlechter Berather. Er hat das wohl nicht so allgemein verstanden, als es klingt; er wußte sicherlich, daß es gerade die Liebe ist, die den Blick schärft und der Darstellung Wärme und Leben verleiht, auch hat er sich im Leben stets als warmen Patrioten erwiesen; aber jenem falschen Patriotismus gegenüber, der dort den Wahn und die Lüge nicht antasten lassen will, weil sie für politische und kirchliche Interessen nützlich seien, hatte er Recht.

Der Rückschlag erfolgte sofort, und Herculano mußte es schmerzlich empfinden, welch ein gefährliches Werkzeug historische Kritik und Forschung in einem Lande sei, wo eine künstlich gemachte Tradition mit noch immer mächtig vertretenen Interessen verwachsen ist. Er hatte gezeigt, daß das alte Lusitanien und das heutige Portugal weder geographisch noch ethnologisch sich decken, daß die heutigen Portugiesen ein Mischvolk von Leonesen und Mauren oder Saracenen seien; Portugal, führte er aus, sei erst im 12. Jahrhundert in einem Winkel von Gallicien, ohne allen Einfluß der früheren politischen Theilungen entstanden, und habe dann das saracenische Al-Charb allmälig sich angegliedert. Dabei ist zu erinnern, daß die Gallicier (Gallegos) in Portugal sehr zahlreich, zugleich aber, weil sie die von den Portugiesen verschmähten Arbeiten verrichten, verachtet sind. Zu diesem Attentat gegen die National-Ehre des auf seinen Viriathus stolzen Portugals kam noch ein anderes: Herculano hatte den Antheil, den deutsche Kreuzfahrer an der Eroberung Lissabons genommen, gebührend hervorgehoben, und so geschah, daß in der Provinz Alemtejo, in einer Denkschrift gegen das abgetretene Ministerium, auch der feilen Feder eines Historikers gedacht wurde, welcher die portugiesische Nationalität verächtlich machen wolle. Schlimmeres noch stand bevor. Wie Herculano in einer späteren Schrift,* nicht ohne Humor, berichtet, erhoben sich Ankläger in Menge gegen ihn: er

* In der Note zu seinem Monge de Cister. II, 272 ff., Lisboa 1854, und in der Advertencia zum 4. Band der Historia de Portugal.

habe mit seinem Buche ein großes Aergerniß gegeben; dieses sei antipatriotisch, gottlos, blasphemisch, lutherisch; er selber habe sich den Fremden verkauft, sei ein Manichäer, ein Ikonoklast, ein Hochverräther und Feind der vaterländischen Ehre. „Ich hätte", sagt er, „als echte Quellen der Geschichte anerkennen sollen die Pöbelsagen, die frommen Betrügereien, die Illusionen des Aberglaubens, die nationalen Vorurtheile, die Erzählungen alter Weiber." „Ich hätte", scherzt er, „mittelst der Geschichte zeigen sollen, daß jeder Portugiese soviel werth sei als drei Spanier und zwei Franzosen oder Engländer."

Wenn nun schon diese Schmähungen und Verdächtigungen dem reizbaren Manne den erwählten Beruf verleideten, so kam noch ein Ereigniß, in welchem er eine persönliche Kränkung sah, hinzu, um ihn vollends zu entmuthigen. Die Akademie, deren Präsident Herculano war, hatte die Enthebung ihres Secretärs beantragt, dessen Gebahren seit Jahren den Unwillen der Gesellschaft erregt hatte; die Regierung aber ernannte den Mann zum Vorstand des Reichsarchivs, der sogen. Torre de Tombo. Nun hatte Herculano, mit Beihülfe anderer Mitglieder der Akademie, die Herausgabe der portugiesischen Geschichtsquellen nach dem Muster der deutschen Monumenta unternommen; die Urkunden befanden sich größtentheils in diesem Archiv, und so waren Herculano und der Fortgang des großen Werkes plötzlich abhängig geworden von dem Wohl- oder Uebelwollen eines Mannes, den sie von sich ausgestoßen hatten. Da legte er die Präsidentschaft der Akademie nieder und erklärte, die begonnenen historischen Werke nicht fortführen zu wollen.

So ist denn sein Hauptwerk nur bis zum vierten Band gediehen, und umfaßt wenig mehr als ein Jahrhundert der portugiesischen Geschichte.* Es ist indeß, ungeachtet der Anfeindungen, durchgedrungen, verbreitet in 4000 Exemplaren in drei Auflagen — ein für dortige Verhältnisse außerordentlicher Absatz.** Wer

* Historia de Portugal. Tom. I—IV. Lisboa 1846--1849.

** Diese Angaben hat J. F. da Silva im Diccionario s. v. Herculano.

dort stimmfähig ist, äußert sich in hoher Anerkennung über Herculano's grundlegende und mustergültige Leistungen, wie dieß namentlich Rebello da Silva thut, unter den Lebenden der beste Kenner der portugiesischen Geschichte.

Bald nach dem ersten Bande seines großen Geschichtswerkes hatte Herculano ein anderes Werk unternommen, welches denn freilich geeignet war, die durch das frühere geweckte Erbitterung noch beträchtlich zu steigern. Es ist dieß eine dreibändige Geschichte der Einführung und der ersten zwanzig Jahre der Inquisition in Portugal,* zu welcher er die Quellen, Tausende von Proceßacten, die Correspondenz zwischen dem König und den Päpsten, die Instructionen und Briefe der königlichen und päpstlichen Agenten, in der Bibliothek zu Ajuda vorfand, deren Vorstand er war. Er hat damit Klarheit und Gewißheit in ein bisher vielfach dunkles und arg entstelltes Gebiet gebracht, aber freilich eine Klarheit, wie wenn die Laterne des Häschers plötzlich ihr Licht in eine Räuberhöhle und ihre blutigen Orgien würfe.

Ehe die hier enthüllten Vorgänge bekannt waren, hatte Southey im Jahr 1811 die portugiesische Inquisition definirt als eine Association zur Verbrennung von Personen wegen wirklicher oder vorgeblicher jüdischer Meinungen oder Gebräuche, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen.** Herculano's Buch hat die Wahrheit dieser Definition bestätigt, aber es hat noch vieles andere an den Tag gebracht: vor uns entrollt sich eine verhängnißvolle Kette von Fanatismus, Heuchelei, Habgier, Bestechlichkeit und Grausamkeit, welche die Bezeichnung „drama de flagitios" — Drama von Schandthaten —, die der Verfasser selbst seiner Darstellung gibt, vollkommen rechtfertigt. Was bisher nicht bekannt war, das ist insbesondere der spannende, wechselvolle Verlauf der Verhandlungen mit Rom, wo die unglücklichen Neu-Christen durch immer fortgesetzte Geldspenden einige Milderungen oder Bürg-

* Da origem e estabelecimento da Inquisicão em Portugal. Lisboa 1854—1859.

** Quarterly Review, I, 287.

schaften gegen das mörderische Proceßverfahren zu erwirken suchten, der König aber endlich, als der Meistbietende, bei Paul III. den Sieg davontrug und eine Bulle erlangte, welche die gräuelvolle Thätigkeit des Glaubenstribunals für zwei Jahrhunderte befestigte.

Einem Manne von so dichterischer Begabung, wie Herculano sie besaß, lag es nahe, sich auch im historischen Roman zu versuchen, und die Stoffe dazu der vaterländischen Geschichte zu entlehnen. Ohne Zweifel hat ihn Walter Scott's Vorbild dazu ermuntert, wie denn nur durch den Einfluß des großen schottischen Dichters diese Gattung des Romans auch in Deutschland, England, Frankreich eine so weite Verbreitung gewonnen hat.

Unter allen Autoren, die auf diesem Gebiete zu nennen wären, befindet sich kein einziger Historiker von Beruf, denn, wenn wir von Xenophon absehen, der neben seinen beiden geschichtlichen Werken auch einen historischen Roman, die Kyropädie, geschrieben hat, so wüßte ich von echten Geschichtschreibern nur noch Sismondi anzuführen, dessen Julia Severa aber auch nicht den bescheidensten Erwartungen entspricht. Salvandy's trefflicher Don Alonso war bei seinem Erscheinen zu nahe an die Gegenwart herangerückt, um als historischer Roman zu gelten.

So steht also Herculano in der Literatur allein. Kein anderer Autor hat die strenge historisch-wissenschaftliche Darstellung mit dem Flug und Schwung der Dichtung so zu vereinigen gewußt; er, der gründliche Historiker, hat es wirklich verstanden, in seinen Romanen nicht etwa bloß aus geschichtlichen und antiquarischen Notizen zusammengeknetete Figuren vorzuführen, sondern Gestalten von Fleisch und Blut, die doch in der richtigen Beleuchtung ihres Zeitalters stehen. Weniger freilich in seinem, von Heine in's Deutsche übersetzten „Eurich", — denn für den Sturz des Westgothenreichs durch die Saracenen, welcher hier dargestellt wird, sind die Quellen viel zu dürftig, um ein historisch treues Bild von dem damaligen Zustand des christlichen Spaniens zu ermöglichen. Glücklicher gewählt und besser gelungen ist sein zweiter Roman „Der Cisterciensermönch", welcher sich mit der

Epoche der portugiesischen Geschichte unter König Johann I., am Beginne des 15. Jahrhunderts, beschäftigt. Hier fließen die Quellen viel reichlicher und der Zeitpunkt ist einer der glänzendsten und bewegungsvollsten in der portugiesischen Geschichte. Damals wurde die Unabhängigkeit des Reiches durch den Sieg über Castilien befestigt, die folgenreiche, nie mehr zerrissene Verbindung mit England eingegangen, der Anfang zu den afrikanischen Eroberungen gemacht. Aber Herculano's Phantasie scheint unter dem Eindrucke seines langen Studiums der Inquisitionsacten gestanden zu sein; denn sie neigt sich der Schilderung der finsteren Abgründe des menschlichen Herzens zu, und so bietet die Katastrophe in beiden Romanen, vorzüglich im Cistercienser, ein entsetzlich grauenvolles Bild. Gleichwohl gab sich die durchgreifende Wirkung, welche das Buch in seiner Heimath hervorbrachte, alsbald durch die große Zahl der seitdem erschienenen Romane kund, die alle aus der Landesgeschichte geschöpft sind und sich Herculano zum Vorbild genommen haben. Unter ihnen werden die Dichtungen von Rebello da Silva, von Marreca und Andrade Corvo als besonders gelungen bezeichnet.

Herculano war für die Ehre, für die Wohlfahrt seines Volkes in tiefster Seele erglüht. Dennoch hat er den Versuch, dem Gemeinwesen auch im politischen Leben zu dienen, nur einmal gemacht, und sich dann für immer von der parlamentarischen Thätigkeit zurückgezogen. Selbst als ihn im Jahre 1862 die Regierung zum Pair des Reiches und zum Großkreuz des Ordens von Santiago ernannte, lehnte er beides ab. Wiederholt wurde ihm ein Mandat für die Kammer angeboten; er aber erwiderte: als er einmal ein solches angenommen, da habe er bald erkennen müssen, daß er einer Illusion unterlegen sei; bußfertig habe er seine Kleider vom Schmutz gereinigt, sein Antlitz gewaschen, und sich aus der Politik heraus in den Schooß der sittlichen Welt geflüchtet. Seine Empfindungen waren eben dieselben, wie die, welche um die gleiche Zeit der spanische Ministerpräsident in der Kammer zu Madrid aussprach: „Ich kann nicht leben in dieser

mephitischen Atmosphäre, wo Seele und Gedanke jeden Augenblick in der Erbärmlichkeit persönlicher Interessen und Intriguen versinken, wo die gehäuften Enttäuschungen schließlich jeden Glauben zerstören."* Hatte doch Herculano in den 15 Jahren von 1836 bis 1851 nicht weniger als 17 Aufstände erlebt, und sind doch dort Cabinetskrisen, Ministerwechsel, Kammer-Auflösungen und Neuwahlen so sehr an der Tagesordnung, daß ein Cabinet, welches sein Dasein auf 12 bis 14 Monate bringt, schon für langlebig gilt. Und dabei handelt es sich zum allermeisten nicht um Principien, nicht um ernste, über Wohl und Weh des Landes entscheidende Fragen, sondern um die Interessen von Parteien oder vielmehr von Coterien, die es nicht einmal zur Bedeutung einer politischen Partei bringen, wie denn die Jagd nach Ehrenstellen und die Begierde nach äußeren Auszeichnungen nirgends so weit getrieben wird, wie in Portugal.

Wie er keiner Partei angehöre, sagt Herculano einmal, so bekämpfe er auch keine. Chartismus und Septembrismus, die so lange mit einander um die Herrschaft gerungen, seien ohnehin zwei bereits auf dem Kirchhof der Geschichte begrabene Leichname. Gegen die drei Factionen, die nach jenen, bis auf die Gegenwart, abwechselnd die Regierung besessen oder Opposition gemacht haben, die Regeneratoren, die Historiker und die Progressisten, verhielt er sich gleichfalls indifferent. Wohl mußte auch er in tiefster Seele sich gekränkt fühlen, als im Mai 1870 ein für die ganze Nation so schmachvolles Ereigniß eintrat, — damals, als der Herzog von Saldanha einige Regimenter zur Meuterei verführte, in den Palast seines Königs eindrang, und diesem, trotz des Protestes der beiden Kammern, seine Ernennung zum Minister-Präsidenten abtrotzte, bald darauf aber, wie die Wahlen gegen ihn ausfielen, als Botschafter, mit enormem Gehalte, sich nach England senden ließ. In einer kurz darauf erschienenen Schrift äußerte Herculano,

* Edgar Quinet: Mes vacances en Espagne. Oeuvres complètes, IX, 43 ff.

er vermeide es, auch nur in Gedanken sich mit den öffentlichen Zuständen zu beschäftigen; das mache ihn zu traurig.

Allein tiefer und schmerzlicher noch als diesen acuten Ausbruch der auf der ganzen Halbinsel einheimischen Krankheit der Soldaten-Meuterei empfand Herculano das chronische Leiden des gesammten staatlichen und socialen Lebens.

Herculano hat in einer seiner Schriften mit beredten Worten die Schäden und Gebrechen seines Landes geschildert.* Obenan steht ihm die herrschende Gallomanie, die natürliche Folge des früheren Geistesdruckes, der jede Erörterung politischer Materien, jede Bildung einer Literatur über das Staatswesen unmöglich gemacht hatte, so daß, als das alte System zerfallen war, die portugiesische Geistesarmuth Gedanken, Kenntnisse, Einrichtungen von Frankreich entlehnen mußte. Damit aber hielt auch die Centralisation der Verwaltung ihren Einzug, in welcher Herculano das schlimmste Uebel, den Tod alles socialen und politischen Lebens, das Absterben der vom Absolutismus noch übrig gelassenen Reste municipaler Selbstverwaltung erkannte. Er schildert, wie auch in Portugal das Volk, der Selbsthülfe entsagend, von der Regierung alles hoffe und fürchte, alles, auch das Unmögliche von ihr verlange und sie dann verwünsche. Er zeichnet noch manche Schattenseiten, namentlich das elende Volksschulwesen, das eine officielle Lüge sei.

Sobald indeß Herculano aus der trüben Gegenwart in die Vergangenheit, in die Zeiten vom 16. Jahrhundert bis zum Beginn des jetzigen, blickte, mußte er doch zugeben, daß damals ein moralischer Verfall, eine Corruption, selbst in den sittlichen Vorstellungen, geherrscht habe, weit schlimmer, als alles, was heute dem Beobachter mißfallen und Besorgniß erregen kann. Portugal sei doch glücklich daran, meint er, daß solche Zustände, wie sie noch zu Pombal's Zeiten bestanden, unmöglich mehr zurückkehren könnten.**

* In der Carta aos Eleitores de Cintra im Jahre 1858, in den Opusculos, II, 227 ff.

** In der Schrift Mousinho da Silveira, der einzigen französisch

Den Wählern von Cintra, die ihn eingeladen, sie in der Kammer zu vertreten, rieth er in einem merkwürdigen, durch die anschauliche Schilderung der Landeslage lehrreichen Schreiben, eine Kirchthurmswahl vorzunehmen, das heißt einen mitten unter ihnen lebenden, verständigen Mann zu wählen, und ja nicht einen Redner oder Agitator von selbsterwähltem politischen Beruf; nur auf diesem Wege werde man endlich zur wahren Freiheit, der Verwaltung des Landes durch das Land, gelangen.

Tiefe Schatten, spärliche Lichter, — das ist der Eindruck vom Zustande Portugals, den Herculano's politische Schriften in der Seele zurücklassen, und auch den Spaniern ist es aufgefallen, daß portugiesische Staatsmänner über ihr Volk und dessen Aussichten entmuthigter und hoffnungsloser sich äußern, als selbst die spanischen über das ihrige.

Im Jahre 1866 äußerte Herculano in seinem ersten Schreiben über die Civilehe, er habe keine Hoffnung für das Land seiner Geburt und glaube nicht an dessen Zukunft. Was ihn so entmuthigte und pessimistisch stimmte, war der Mangel sittlicher Kräfte in den höheren, leitenden Ständen, der Verfall des durch Immoralität auch physisch verkommenen Adels, die Bestechlichkeit der Beamten, der Mangel an Bildung und die Mißachtung des darbenden Klerus, der Geist der Meuterei in der Armee. Schwer freilich wiegen diese Dinge in der Wagschale, in der die Geschicke der Völker gewogen werden. Aber Herculano wußte doch auch, was alles in die andere Wagschale gelegt werden muß: daß die Monarchie, gehoben durch die Tüchtigkeit, Mäßigung und Ver-

von ihm geschriebenen, Opusculos II, 214, sagt er von der Zeit Pombal's (1750—1777): cette époque de décadence morale, pire cent fois que le relâchement actuel, et dont le retour est devenu maintenant impossible. Malouet, der damals als Gesandtschafts-Secretär in Lissabon weilte und die Zustände des Landes sorgfältig studirte, sagt darüber: Tout ce qu'on pouvait dire alors de ce pays se réduirait à peu ou point d'industrie, point d'instruction, mauvais gouvernement, mauvaises moeurs, peuple misérable et dégradé par la superstition et par un despotisme ignorant. Malouet, Mémoires, 2e édition, Paris 1874. I, 17.

fassungstreue der drei Könige aus dem Hause Koburg, voll Lebenskraft ist; daß Portugal frei ist von der Feindschaft verschiedener Stände oder Volksklassen gegen einander; daß, wenn auch in den beiden Hauptstädten des Landes, Lissabon und Porto, anarchische Elemente vorhanden sind, doch die große Masse des Volkes politisch gesund und dem Königthum ergeben ist. Herculano hatte wiederholt, das Land durchwandernd und studirend, sich überzeugt, daß das Landvolk, durch die Revolution von 1833 entlastet und freier Bewegung zurückgegeben, unermeßlich gewonnen, daß durch die, in Folge dieser Revolution erfolgte Abschaffung der todten Hand und die bessere Vertheilung des Grundbesitzes das Proletariat sich wesentlich vermindert habe; er erlebte auch noch die Aufhebung der Majorate. Auf das gefährliche Streben einer weit verbreiteten Partei, die Wohlthaten und Rechte, welche das Jahr 1833 der Nation gebracht, ihr allmälig wieder zu entreißen, weist Herculano mehrmals sorgenvoll und warnend hin. Daß sie ihre Absicht erreiche, hat er nicht für möglich gehalten; aber er scheint gefürchtet zu haben, daß der jedenfalls in die Länge sich ziehende Kampf die sittlichen und physischen Kräfte der Nation erschöpfen, und dann am Ende doch Portugal von Spanien verschlungen werden könne, obwohl dieses an gleichem oder noch schlimmerem Siechthum leide.

Noch bleibt uns, indem wir Herculano's vielseitige Geistesthätigkeit überblicken, eine Seite derselben zu betrachten, die religiös-kirchliche. Die Schriften, in denen er seine Ueberzeugung über die diesem Gebiete angehörigen Fragen ausspricht, sind mit besonderer Energie der Gedanken wie des Stiles geschrieben, und unverkennbar haben hier Einsicht und Wille, lebendiges persönliches Glaubensbewußtsein und patriotische Aufregung zusammen einen höheren Wärmegrad der Rede erzeugt. Herculano war aufrichtig gläubiger Christ, wie er sich schon in den Gedichten seiner Jugendjahre als solchen zu erkennen gab; er ist es auch stets und bis zu seinem Tode geblieben. Als Historiker, als Christ, als Bürger Portugals, befehdete er das System, das Ultramontanismus heißt,

und das gerade dort ein so schlimmes Andenken hinterlassen, dem Lande so viel Blut und Geld gekostet, so schmerzliche materielle und geistige Opfer auferlegt hatte. Ihm schwebte die Erinnerung vor an die Cruzada und ihr Tribunal, an die Compositionsbulle und deren entsittlichende Wirkungen, an das Unwesen der Ritterorden, deren reiche Pfründen, die Commanderien, mit Pfarrzehnten ausgestattet, dem Luxus des Hofes und der Günstlinge dienen mußten, während der darbende Seelsorge-Klerus von dem gleichfalls nothleidenden Volke ernährt werden mußte. Auch hat er daran erinnert, daß ehedem der Klerus an allen Räubereien und Erpressungen des königlichen Fiscus sich betheiligt habe.

Pius IX. hatte im Jahre 1862 ein Schreiben an die portugiesischen Bischöfe erlassen, welches auch in diesem Lande den Klerus zum Kampf gegen die staatliche Ordnung aufzurufen bestimmt war, wie das dem in Rom seit 1850 erwählten System entsprach. Jedem Staatsgesetze, welches mit irgend einem Kirchengesetz in Widerspruch stehe, sollten die Bischöfe den Gehorsam versagen, und das Volk belehren, daß es im Conflict von Staats- und Kirchengesetzen nur den letzteren zu gehorchen habe. Hätten die Bischöfe damit Ernst gemacht, so wäre wohl ein religiöser Bürgerkrieg ausgebrochen, denn auch in Portugal, wie in allen Culturländern, ist eben die Verfassung und der gesammte sociale Zustand unvereinbar mit dem päpstlichen Kirchenrecht. Zudem hatte der Syllabus, wie Herculano hervorhebt, die Grundlagen auch der portugiesischen Staatsordnung, so gut wie die anderer Nationen, verdammt.

So wirkte, noch ehe die vaticanischen Decrete erschienen waren, vieles zusammen, Herculano als einen grundsätzlichen Gegner der römischen und der einheimischen Hierarchie erscheinen zu lassen, einen Gegner, der um so gefährlicher, als er, wie das ganze Land wußte, ein ernst religiöser, französischem Indifferentismus und Skepticismus durchaus fremder Mann war. Schon hatte der Streit über die Vorgänge vor und nach der Schlacht von Ourique, der nicht weniger als 25 Pamphlete

erzeugte,* Bedeutung und Gestalt eines für und gegen die Kirche geführten Kampfes angenommen, und Herculano half dazu, indem er seiner Vertheidigungsschrift den Titel gab: „Ich und der Klerus“ (Eu e o Clero). Es scheint auf den ersten Blick kaum verständlich, wie die Frage, ob gewisse Ereignisse des zwölften Jahrhunderts geschehen oder nicht geschehen seien, einen so dogmatischen Charakter annehmen und als eine Lebensfrage der portugiesischen Religion behandelt werden konnte. Die Sache hat ihren Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen Portugals. Die große Macht und der Reichthum des dortigen höheren Klerus gründeten sich auf die Vorstellung, daß dieses Volk und Reich von Gott zur steten Führung des Glaubenskampfes speciell auserwählt, seine Wohlfahrt und Größe an die treue Erfüllung dieses Berufes geknüpft seien. Jene Fabeln waren ersonnen worden, um den Glauben an diesen göttlichen Beruf und den unbedingten Gehorsam gegen die Kirche einzuprägen, welcher die Pflicht obliege, die religiöse, kriegerische Begeisterung der Nation zu nähren und ihr die Ziele anzuweisen. Je ungünstiger nun die Ereignisse der jüngsten Zeit für den Klerus sich gestaltet hatten, je größer gerade dort der Verlust der Kirche an Besitz und Autorität war, desto tiefer war die Erbitterung gegen den Historiker, der so kalt und vornehm mit diesen kostbaren, so lange trefflich erprobten Legenden aufgeräumt hatte.

Herculano hatte als Mitglied der mit dem Entwurf eines Civilgesetzbuches betrauten Commission, mit Rücksicht auf die zahlreichen in Portugal ansässigen, nicht katholischen Ausländer Sorge getragen, daß die facultative Civilehe darin Aufnahme fand. Dieß zog ihm neuerdings Angriffe zu: man hielt ihm entgegen, die katholische Religion sei laut der Charte Staatsreligion, folglich auch ihr Ehegesetz Staatsgesetz, demnach stehe eine Civilehe auf portugiesischem Boden sogar mit der Verfassung in Wider-

---

* Sie sind alle aufgeführt in dem Diccionario Bibliografico Portuguez von J. F. da Silva, Lisb. 1859. II, 243.

spruch. Herculano vertiefte sich in diese Frage, ließ erst vier Sendschreiben, dann drei Hefte „Studien" darüber erscheinen,* und führte unter anderm darin aus, daß die Gegner die Andersgläubigen zu einem Act — nämlich der priesterlichen Trauung — zwingen wollten, der dann in den Augen der Katholiken die Profanation einer heiligen Handlung, eine der Religion zugefügte Beschimpfung sei. Seine Schriften scheinen überzeugt zu haben, denn am 1. Juli 1861 erklärte ein Gesetz die Gültigkeit der Civilehe für alle Nichtkatholiken.

Wer Herculano's Gesinnungen kannte, wußte zum voraus, wie er die Decrete des vaticanischen Concils aufnehmen werde. Ihm, dem gläubigen Christen und gründlichen Historiker, erschienen sie als ein furchtbarer Frevel, ein Bruch mit der überlieferten Lehre, eine Veränderung der Glaubenslehre, während früher stets die Unwandelbarkeit des Dogmas als die wesentlichste Eigenschaft der Katholicität gegolten habe. Er hat denn auch einige Monate nach dem Schluß des Concils in einer Flugschrift,** in seiner beredten und tief einschneidenden Weise, sich darüber verbreitet, welch ein Gräuel und Aergerniß ihm diese Verfertigung neuer Glaubensartikel sei, wie sie Pius IX. unter Anleitung der Jesuiten aufgebracht habe. Er forderte die Regierung auf, den Beschlüssen und neuen Lehren jede staatliche Anerkennung zu versagen, denn sie zerstörten die Continuität der Kirche, welche doch gerade durch den Wortlaut des die katholische Religion als Staatsreligion erklärenden Artikels gefordert werde. Ich weiß nicht, ob diese Schrift Einfluß geübt hat auf die Entschließungen der Staatsgewalt; aber Thatsache ist, daß die Regierung in diesem Sinne gehandelt hat, die vaticanischen Decrete bis zur Stunde vollständig ignorirt und ihnen jede Geltung in den Gebieten, wohin der Arm des Staates reicht, verweigert.

Im Jahre 1873 ließ Herculano noch zwei Theile seiner

* Estudios sobre o casamento civil, Serie 1—3. Lisboa 1866.

** A suppressão das conferencias do Casino, 1871, in den Opusculos. I, 255 ff.

kleineren Schriften erscheinen, seitdem aber verstummte er. In der Vorrede äußerte er: heftige Stürme hätten viele Jahre hindurch das Schifflein seines literarischen Lebens umhergeschleudert, bis es endlich in dem ruhigen und glücklichen Hafen des Schweigens und der Dunkelheit sich vor Anker gelegt habe. Zurückblickend auf seine schriftstellerische Laufbahn gesteht er, der Ungestüm seines Wesens habe ihn wohl mitunter verlockt, seine Ideen mit übermäßiger Energie darzulegen und zu vertheidigen, aber gerade dieses leidenschaftliche Feuer möge seinen Schriften das Wohlwollen erworben haben, das ihnen so reichlich, selbst von gegnerischer Seite, zu Theil geworden. Im Juni 1876 schrieb er mir, er habe sich für seine alten Tage in die Einsamkeit zurückgezogen, lebe auf dem Lande, fern von der politischen und literarischen Bewegung seines Landes, von der großen Welt nahezu vergessen; nur in literarischen Kreisen gedenke man seiner noch.

Das steht jetzt schon fest, daß es seinen zahlreichen Gegnern, mit all ihren Streit- und Schmähschriften, nicht gelungen ist, auch nur eine Feder aus den Schwingen seines Ruhmes zu reißen. Er hat nicht nur den Grund gelegt und den Anfang gemacht zur allein richtigen Auffassung und Darstellung der Geschichte Portugals, sondern er hat auch für sein Volk die historische Wissenschaft überhaupt auf eine unvergleichlich höhere Stufe erhoben. Sein zwölf Jahre jüngerer Freund und Schüler, Rebello da Silva, gleich ihm Verfasser historischer Romane und ernster Forscher und Geschichtschreiber, ist in des Meisters Fußstapfen getreten, hat bereits in dessen Geist einen wichtigen Abschnitt der portugiesischen Geschichte, die Zeit der spanischen Herrschaft, dargestellt, setzt das große Urkundenwerk des Visconde von Santarem fort, und hat überdieß schon fünf Bände einer neuen Sammlung von Briefen und Actenstücken geliefert, in welcher auch die Documente, auf welche Herculano seine Geschichte der Inquisition gebaut, abgedruckt sind. Der allzufrühe seinem Reiche entrissene König Don Pedro V. hat, da die einzige Landesuniversität Coimbra, trotz

ihrer fünf Facultäten, Lehrstühle der humanistischen Wissenszweige nicht errichten konnte oder wollte, aus eigenen Mitteln im Jahre 1859 eine Facultät für Geschichte, Philosophie, classische Studien und Literatur gegründet, und Rebello da Silva bekleidet einen dieser Lehrstühle. So ist denn wohl dafür gesorgt, daß Herculano's hohes Verdienst um sein Volk und Land nicht vergessen und nicht verdunkelt werde, daß vielmehr seine Geistesarbeit dem dortigen jüngeren Geschlechte als ein reiches Pfund, damit zu wuchern, dienen werde — vorzüglich, wenn dort auch praktisch die Erkenntniß durchdringt, daß es die Volksschule ist, welche auch die Leistungen in den höheren Wissenschaften bedingt.

Garcin de Tassy und Indien.*

Die Akademie pflegt an ihrem Stiftungstage das Andenken der Männer zu erwecken, welche ihr im Laufe des Jahres durch den Tod entrissen wurden. Dießmal befindet sich unter ihnen ein Name, für welchen ich das besondere Interesse der verehrten Anwesenden zu gewinnen hoffe: sein Wirken ragte über den gewöhnlichen engeren Kreis der Gelehrten-Thätigkeit hinaus; er nahm eine internationale Stellung ein; er war der Dolmetscher, Fürsprecher eines großen Volkes, unter den zahlreichen gelehrten Vermittlern zwischen Morgenland und Abendland einer der wirksamsten und angesehensten. Sein Name ist eng verknüpft mit einer in ihren Anfängen schon mächtigen und verheißungsvollen Volksbewegung, und wird noch lange, mehr noch an den Ufern des Ganges als an der Seine, wo er lebte und starb, genannt und gefeiert werden.

Joseph Heliodor Garcin de Tassy, geboren zu Marseille am 25. Januar 1794, kam früh, im Jahr 1817, nach Paris, wo ihm das Glück zu Theil wurde, in die Schule des ersten Orientalisten seiner Zeit, des hochgeehrten und vielseitigen Sylvestre de Sacy, aufgenommen zu werden. Hier reifte sein Entschluß, sich ganz und für immer den orientalischen Studien zu widmen. Sacy, der bald den Werth des jungen Mannes erkannte, bewog die Regierung, einen neuen Lehrstuhl für die hindostanische Sprache,

---

* Vortrag, gehalten in der Festsitzung der Münchener Akademie am 28. März 1879, bisher nur in der „Allgem. Ztg." gedruckt.

die man bisher in Paris nicht gelehrt hatte, im Jahre 1828 zu errichten und diesen dem jungen Garcin anzuvertrauen. Fünfzig Jahre lang hat er unverdrossen, unbeirrt durch alle politischen Wechselfälle und Katastrophen, in Wort und Schrift, für die Verbreitung orientalischer Sprach- und Literatur-Kenntniß, für die Vermittelung des Orients mit dem Occident gewirkt; zahlreiche Schüler sind aus seinem Hörsaal in alle Welt ausgegangen. Viele von ihnen leben und wirken jetzt in England und besonders in Indien, wo man Garcin mit dankbarer Verehrung umgeben hat und wo sein Portrait durch Zeitschriften verbreitet ist.

Mit Stolz betrachtet jeder gebildete Franzose das Institut de France, in seinen fünf Gruppen, als die geistige Zierde seines Landes, als eine Schöpfung, der kein anderes Volk etwas ähnliches an die Seite zu setzen habe; er erblickt darin ein universales, alle Wissensgebiete, alle Strebziele des menschlichen Geistes umfassendes Gemeinwesen. Erst durch die Aufnahme in eine der Gruppen des Instituts empfängt ein Gelehrter in den Augen der Nation die Weihe und das Siegel wissenschaftlicher Ebenbürtigkeit. War es doch auch in den trüben Zeiten des zweiten Kaiserreichs die einzige Burg geistiger Freiheit, und obgleich sich die literarische Opposition der gesammten constitutionellen Schule in demselben und um dasselbe sammelte, trug die sonst so derb zufahrende Regierung doch Bedenken, gewaltthätig in dieses gelehrte Gemeinwesen einzugreifen. Auch in Garcin's Leben bildete die Aufnahme in das Institut, dessen Mitglied er über 40 Jahre lang blieb, einen Glanzpunkt. Er ward im Jahre 1838 an Talleyrand's Stelle gewählt. Wohl durfte die Akademie zu diesem Wechsel sich Glück wünschen; denn wenn der Vorgänger sich durch das Wort zeichnete: die Sprache sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, so war dagegen der Nachfolger von einem edeln, milden und doch freimüthigen Wahrheitssinn erfüllt. Ich kenne nicht viele Franzosen, bei denen die nationale Eigenthümlichkeit und Beschränktheit so sehr vor einer weltbürgerlichen Sinnesweise und einem reinen, selbstlosen Humanitätsgefühl zurücktritt, wie

bei Garcin. Und so ist auch von jener, theils nationalen, theils persönlichen Eitelkeit, welche uns als gallische Schwäche so oft ein Lächeln abgewinnt, bei ihm keine Spur zu entdecken.

Garcin's Schriften sind zum Theil grammatischen Inhalts, theils auch Uebersetzungen aus dem Persischen, Arabischen, Indischen. Mit Vorliebe hat er sich mit der Literatur und dem Ideenkreise des Sufismus beschäftigt. Unter Garcin's zahlreichen Schriften sind zwei Werke, auf welche hauptsächlich sein Ruhm in Indien sich stützt; sie sind auch für uns die merkwürdigsten und lehrreichsten. Das eine ist seine Geschichte der Hindus und der hindostanischen Literatur, 1870 in zweiter, sehr vermehrter Ausgabe erschienen; das andere die Sammlung seiner Jahresberichte über hindostanische Sprache und Literatur. Das erste ist ein drei starke Bände umfassendes Repertorium einer Literatur, welche, zu großem Theile noch sehr jung, im Gebiete der Poesie und der auf Religion bezüglichen Materien doch sehr reichhaltig ist, der persischen verwandt und gleich dieser von den Ideen des Sufismus durchzogen, wie er dem Islam eigen ist, aber auch im Brahmanismus Stützpunkte findet. Diese Literatur kann freilich an Bedeutung und Werth mit der altindischen, den Sanskrit-Werken, nicht verglichen werden; aber sie ist der Geistesspiegel so vieler Millionen auf einer mittleren Culturstufe stehender und höherstrebender Menschen, und es ist nur zu wünschen, daß sie in Deutschland mehr Beachtung finden möge, als bisher, da unser College Trumpp, wenn ich nicht irre, der einzige ist, der sich ernstlich mit ihr befaßt hat.

Das zweite Werk Garcin's bilden jene einleitenden Vorträge und Berichte über indische Sprache, Literatur und Leben, mit welchen er jährlich seinen Lehrcursus zu eröffnen pflegte. Sie begannen im Jahr 1850, waren zuerst kurze Ansprachen, erweiterten sich dann aber zu Uebersichten des gesammten geistigen Lebens und Strebens im indischen Reiche. Da ist es die für Indien so wichtige Sprachen-Frage, das Zeitungswesen, es sind die Bewegungen auf dem religiösen Gebiete, die Thätigkeit der Missionen,

die Arbeiten der literarischen Gesellschaften, die Bemühungen der Regierung für Schulwesen und Volksbildung, worüber Garcin anschaulich, theilnahmsvoll, stets auf seine indischen Quellen sich berufend und Stellen aus ihnen anführend, berichtet. In Indien selbst hatte man nichts ähnliches; um so begieriger wurden seine „Rapports“ dort gelesen, angeführt, übertragen, und der Pariser Professor wurde so für die Hindus eine Autorität, deren Aussprüche in den einheimischen Zeitschriften angerufen und vielfach erörtert wurden.

Es fällt einem Franzosen nicht gerade leicht, der Stellung und dem Walten Englands in Indien volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er kann es nicht vergessen, daß Frankreich und England einst um den Besitz des schönen, reichen Landes mit einander gerungen haben, daß einmal ein Moment war, wo es zweifelhaft schien, ob nicht die Franzosen der großen Erbschaft sich bemächtigen würden. War es doch auch nicht ein Engländer, sondern ein Franzose, Dupleix, der es zuerst unternahm, mit einem aus Eingebornen gebildeten Soldheer Eroberungen in Indien zu machen. Und der Anblick der gegenwärtigen Weltlage legt doch auch die für den Patriotismus des Franzosen peinliche Frage nahe: warum denn überall auf dem Erdenrunde, wo französische und englische Strebziele und Waffen aufeinander stießen, sein Volk unterlag und verdrängt wurde, der Britte Sieger und Meister blieb, — wie am Ganges, so in Canada, in Westindien und Aegypten.

Indessen hat Garcin's heller und weltbürgerlich freier Blick und Wahrheitssinn ihn davor bewahrt, das Großartige dieser brittischen Schöpfung zu verkennen oder ihren Werth zu unterschätzen. Gerade seine Berichte und Uebersichten sind es, welche, mehr als irgend ein mir bekanntes englisches Werk, den Leser zur Bewunderung dieses politischen Baues anregen.

Das brittisch-indische Reich ist ein so außerordentliches Phänomen, es steht so einzig und unvergleichlich da in der Weltgeschichte, daß es den Betrachter immer wieder zum Erstaunen und zum Nachdenken anregt über die Mittel und Wege, wie dieser

Wunderbau zu Stande gekommen, zu solcher Kraft und Festigkeit gelangt sei.

Diesem Riesenreiche hat die Natur schon seine Größe, seine Einheit und seine Grenzen, durch den Himâlaja-Bergwall im Norden und durch das Meer im Osten, Süden und Westen, angewiesen; es umfaßt ein Fünftel der gesammten Menschheit. Seine Herrscherin thront auf einem tausende von Meilen entfernten Eiland; regiert wird dieses Volk von 240 Millionen durch eine Handvoll Fremder, — etwa 30,000, deren Heimath noch Sumpf und Wald, deren Vorfahren noch in Thierfelle gehüllte Barbaren waren, als Indien schon eine ungemein reiche und künstlich ausgebildete Sprache, große epische Gedichte, philosophische Systeme und eine auf Religion gegründete Gesellschaftsordnung besaß. Und diese fremden Regenten sind durch alles, was sonst Menschen einander nähert und verknüpft, durch Abstammung, Körperfarbe, Religion, Sprache, Sitten und Gebräuche, von ihren Untergebenen geschieden, kommen nicht mit der Absicht, im Lande zu bleiben und Wurzel zu fassen, vielmehr mit dem Gedanken, es nach geleisteten Diensten wieder zu verlassen, und haben daher weder Willen noch Hoffnung, jemals mit den Einwohnern zu einem harmonischen Gemeinwesen zusammenzuwachsen.

Vergeblich schauen wir, in Vergangenheit und Gegenwart, aus nach einer ähnlichen Erscheinung. Das römische Kaiserreich hatte in seinen besten Tagen nicht die Hälfte der heutigen Bevölkerung von Indien, es war in langen Zeiträumen eine wüste Soldatenherrschaft, die Mehrzahl seiner Imperatoren ist von der Geschichte gebrandmarkt, und in fortwährender Verarmung und Entvölkerung schritt es einem ruhmlosen Untergang zu, während das anglo-indische Reich jährlich, von außerordentlichen Calamitäten abgesehen, um 24 Millionen sich mehrt.

Das Chalifat war vom 8. bis 11. Jahrhundert allerdings ein Weltreich, das sich während eines kurzen Zeitraums vom Indus bis an die Pyrenäen erstreckte; aber dieses Weltreich beruhte auf der erdrückenden und geisttödtenden Macht einer fanatisch

unduldsamen und mit dem Schwerte den Völkern aufgezwungenen Religion; den Hauptinhalt seiner Geschichte bilden endlose Successions= und Religionskriege, neben Palast=Umwälzungen; es brachte den unterworfenen Völkern Despotismus, Haremswirthschaft, Verschlimmerung der Lage des weiblichen Geschlechts und in den oberen Ständen Zerrüttung des Familienlebens. Dagegen ist im heutigen indischen Reiche nie ein Zwist unter den Regierenden vorgekommen, ein Thronstreit unmöglich und nie ein Mensch seines Glaubens wegen verfolgt oder nur zurückgesetzt worden.

Schroffer noch ist der Contrast, in welchem die vormalige Herrschaft Spaniens in Süd= und Mittelamerika zu der englisch=indischen steht. Das spanische Reich war ein Colonialreich: die Eingebornen wurden von den spanischen Colonisten durch die Encomiendas als Sklaven vertheilt, durch Lasten und Frohndienste erdrückt, auf den Inseln ganz ausgerottet, in Peru und Mexico zu Millionen vertilgt. Dagegen haben es die Engländer nicht versucht, in Indien Colonisten und Landbesitzer zu werden. Schon das subtropische Klima macht dieß unmöglich; keine englische Familie besteht dort bis in die dritte Generation fort; die Väter müssen ihre Kinder, um sie zu erhalten, in ein kühleres Klima senden. So gibt es dort, zum Glück für England wie für Indien, keine Creolen und ebensowenig Mulatten, Mestizen, Terzeronen und Quarteronen, und wie die Bastardracen und Mischlinge sonst noch heißen mögen. Ueberhaupt aber — es hieße doch, nach persischem Bilde, das Reich des Ahriman dem des Ormuzd gleichsetzen, wenn man spanische und englische Herrschaft über unterworfene Völker vergleichen wollte.

Es war eine friedliche, geldliebende Compagnie englischer Kaufleute, die zuerst in Indien, im Beginn des 17. Jahrhunderts, Fuß faßte. Sie dachten nicht an Landerwerb, nur Geldgeschäfte wollten sie machen. Sie bauten Factoreien, fanden aber allmälig, daß in dem zerrütteten Lande die Factoreien befestigt werden mußten. Als diese gesicherte Burgen geworden, wuchsen sie zu blühenden, volkreichen Städten heran; nothgedrungen, zum Selbst=

schutz, begannen die brittischen Bewohner sich und die in ihren Sold genommenen Landessöhne zu bewaffnen. Bald wurden sie auch in die Zwiste und Kämpfe der einheimischen Fürsten hineingezogen; sie wurden gesucht, benützt, dann wieder gefürchtet, bekämpft. Fast wider Willen entwickelten sie sich zu einer im Lande gebietenden Macht. Erst nach neunzig Jahren, 1689, erwachte bei ihnen der Gedanke, daß es doch wohl rathsam sei, für die Compagnie Landbesitz und Unterthanen zu erwerben. Sofort ward nun aber dieß als Hauptsache, Handel und Verkehr dagegen als Nebensache erkannt. Ein kühner Abenteurer, der aber bald als großer Feldherr und Politiker emporstieg, Clive, war es, durch den die Kaufmannsinnung, trotz ihres Widerstrebens, in eine erobernde Weltmacht umgewandelt ward. Doch erfolgte die Vergrößerung des anglo-indischen Gebietes viel häufiger durch Verträge und Abtretungen, als durch einfache Eroberung. Damals war das mohammedanische Reich des Großmoguls, nach kurzem Glanze, zu Fall gekommen, — durch die Verruchtheit der eigenen Fürsten und die Macht der Maharatten; bald unterlagen auch diese, in Folge ihrer inneren Zwistigkeiten. Die europäischen Nebenbuhler, Portugiesen, Holländer, Franzosen, konnten auf Indiens Boden sich nicht länger behaupten; sie mußten weichen oder erlahmten und behielten nur kleine Bruchtheile. Dagegen stieg die englische Macht unaufhaltsam empor, für sie war Stillstand nicht möglich; jede Eroberung drängte, schon nach dem Gesetze der Selbsterhaltung, zu einer neuen. Es war eine schwerfällige, unbehülfliche Maschine, diese Compagnie, welche sich die Hindus nur als eine bejahrte Frau, eine indische Begum, denken konnten; aber sie wurde in Indien durch eine Reihe trefflicher Feldherren gehandhabt, die in der Weltgeschichte vielleicht eben so einzig erscheint, als das von ihnen aufgebaute Reich. Wohl wurden zuweilen Abmahnungen von London gesandt und Stillstand geboten, aber gegenüber der inneren Zerrüttung und der despotischen Barbarei der Einzelstaaten blieb keine Wahl: das brittische Gebiet wuchs wie in geometrischer Progression.

Die Compagnie ist nun aufgelöst, Indien ist Bestandtheil

und Besitz der englischen Krone, seit zwei Jahren ein Kaiserthum, an Menschenmenge und Bodenreichthum das zweite Reich der Welt, nur China nachstehend; an Macht und Schlagfertigkeit in Asien das erste.

Das Jahr 1857, mit seiner militärischen Meuterei und dem plötzlichen Abfall der Sipahi-Regimenter, hat die Festigkeit des Reiches einer harten Probe unterworfen; seine Fortdauer schien in Frage gestellt, und in Asien wie in Europa hielten Unzählige seinen Untergang für unvermeidlich. Es hat die Probe glänzend und siegreich bestanden: die Massen des Volkes nahmen nicht Theil an dem Abfall; die höheren Stände und die Vasallen-Fürsten hielten treu zur Regierung; die Fehler und Mißgriffe, die den Aufstand vorbereitet und ermöglicht hatten, wurden erkannt, und ein wohlthuender Geist der Prüfung und Selbsterkenntniß erwachte in der Heerführung wie in der Verwaltung. Es konnte nicht geläugnet werden, daß bei der Gründung und Vergrößerung dieses Reiches viel Gewalt und Unbill mit untergelaufen ist. Um es mit Macaulay's Worten zu sagen: „Anfänglich, während der großen Eroberung, ist in Indien die englische Macht ohne die englische Sittlichkeit aufgetreten; es verfloß einige Zeit von dem Moment, wo sie unsere Unterthanen wurden, bis zu dem Moment, wo wir unserer Herrscherpflichten uns zu erinnern begannen."

So ist denn das Jahr 1859, das erste nach dem bezwungenen Aufruhr, ein entscheidender Wendepunkt für die Verwaltung Indiens geworden. Nirgends wohl — Garcin bezeugt es in allen Berichten — gibt es einen Staat, dem in den letzten zwanzig Jahren eine solche Fülle wohlthätiger Reformen und neuer Schöpfungen in allen Zweigen der Verwaltung zu Theil geworden wäre. Erst nach jahrelangen Anstrengungen ist es der Regierung gelungen, den über Indien verbreiteten Geheimbund religiöser Mörder, der Thags, zu zerstören, welche im Dienste der Göttin Durga die Reisenden erdrosselten und mit der Beute sich bereicherten. Die mühevolle Untersuchung und Aufspürung erforderte über dreißig Jahre, und erst in jüngster Zeit hat der Prinz

von Wales einige dieser gräßlichen Menschen sich vorführen lassen, wobei einer sich rühmte, 67 Personen mit eigener Hand ermordet zu haben. Die Regierung duldet auch nicht mehr, daß der Gott Dschaggernauth die Menschen zermalme, die sich unter die Räder seines Riesenwagens werfen. Noch vor kurzem wurden von einzelnen nicht-brahmanischen Stämmen Menschenopfer in Menge geschlachtet; die Dörfer, in denen dieß geschah, pflegten sich Männer, Frauen und Kinder, die sogenannten Merias, dazu zu erkaufen. Brittischen Officieren ist das schwierige Geschäft gelungen, die Herausgabe der Merias und das Unterlassen solcher Opfer durchzusetzen, theils durch Zwang und nach Unterdrückung eines deshalb ausgebrochenen Aufstandes, theils durch gütliche Unterhandlungen. Ein einziger Officier, Major Campbell, vermochte in 18 Jahren 1500 dem Opfertode schon bestimmte Menschen zu retten. Nur der ausdauerndsten Wachsamkeit und Energie der brittischen Behörden ist es dann auch möglich geworden, die weit verbreiteten Mädchenmorde und die Wittwen-Verbrennungen abzuschaffen. Dieses Verbot der Satties und das Gesetz, welches den Wittwen eine zweite Ehe gestattet, wurden als Eingriff in das brahmanische Religionswesen gedeutet und zu den Anlässen gerechnet, welche den Sipahi-Aufstand von 1857 hervorriefen; denn das Menschenleben steht für den Hindu im Werthe tief unter dem einer Kuh; er würde eher zehn Menschen tödten als eine Kuh verletzen und in einer Hungersnoth eher Menschenfleisch als Rindfleisch essen.

Daß dem Indier so manche Anordnung der englischen Regierung mißfällt und seinem krankhaften Religionsgefühl Anstoß gibt, ist freilich nicht zu vermeiden. Dahin gehören die Pocken-Impfung, die gerichtlichen Eide, das Gesetz, welches dem zu einer anderen Religion Uebertretenden sein Erbschaftsrecht sichert, welches er bis dahin, zugleich mit der Ausstoßung aus der Kaste, verlor. Als die Regierung eine Bodenvermessung vornehmen ließ, sah das Volk darin eine Erfindung, um das ganze Land mit einem Zauberbanne zu belegen. Die Nothwendigkeit, in England eine Prüfung für den höheren Verwaltungsdienst zu bestehen, ist nahezu

eine Ausschließung für den Brahmanisten, dem schon eine Meerfahrt und das Leben in einem von Göttern und Heiligthümern entblößten Land als Sünde erscheint.

Vor sechzig Jahren fürchteten sich noch die anglo-indischen Regenten, mehr für das Volk zu thun, als ihm Ruhe und Sicherheit zu gewähren. An Erziehung des Volkes durch Staatseinrichtungen und aus Staatsmitteln wurde noch nicht gedacht. Aber vorzüglich seit der Besiegung des Aufruhrs haben die Lenker der britischen und indischen Geschicke klarer als früher erkannt, daß es der providentielle Beruf Englands sei, nicht bloß, wie ehedem die Römer, regere imperio populos, sondern sie zu erziehen, sie sittlich und geistig zu einem höheren, menschenwürdigeren Dasein emporzuheben. Indien hat nicht etwa, wie der gemeine Wahn sich einbildet, für England ein unmittelbares finanzielles Interesse: es gibt nichts von seinen Einkünften an die Metropole ab — nur die allerdings beträchtliche Summe von 15 Millionen Pfund für Pensionen an ehemalige indische Beamte und Officiere und für Verzinsung des Eisenbahn-Anlehens fließt alljährlich nach England —, vielmehr wird in finanzieller Beziehung das Reich der Halbinsel für England eine drückende Verlegenheit werden, denn die langen Kriege, der Sipahi-Aufruhr, die periodische Hungersnoth und nun die dringend gewordenen öffentlichen Bauten, Verkehrsmittel und neuen Institute haben Indien mit einem jährlichen, seit 16 Jahren anhaltenden Deficit und einer erschreckenden Schuldenlast behaftet, die im Jahr 1875 schon 130 Millionen Pfund betrug. (Contempor. Review 1878, June, p. 441.) Die Regierung hat sich gleichwohl dadurch nicht abhalten lassen, in dem einen Jahr 1876 die Summe von 10 Millionen Pfund (200 Millionen Mark) für Erziehung und öffentliche Bauten zu verwenden. Sie läßt den einheimischen Vasallenfürsten ihr volles Einkommen zu freier Verfügung und gewährt ihnen zugleich die Wohlthat des gemeinsamen Schutzes und Friedens. Die schwerste Last für den Staatsschatz bildet begreiflich die Armee, die ganz aus frei geworbenen Soldaten und brittischen, dreifach höher als in der

Heimath besoldeten Officieren besteht; sie ist von Grund aus neu gestaltet, der steten Ergänzung aus den kräftigen, kriegerischen Stämmen des Landes sicher, und erhebt für Gegenwart und Zukunft das brittische Reich zur ersten Militärmacht, überhaupt zur vorwiegenden und maßgebenden Macht, im ganzen südlichen und mittleren Asien.

Freilich beträgt auch der Aufwand für Armee und Flotte 19 Millionen, von dem indischen Gesammt-Budget von 40 Millionen. Was Professor Fawcett erst vor einigen Wochen als ein eben so schmachvolles wie unglückliches Ereigniß für England bezeichnet hatte — daß nämlich die indische Regierung in ihrer Finanznoth Englands Hülfe anrufen müsse —, das ist nun doch in diesen Tagen eingetreten. Auflegung neuer Steuern würde mit unsäglichen Schwierigkeiten in Indien verbunden sein; die große Masse des Volkes, der Hindus wie der Moslems, ist arm. Glücklicherweise ist der Ackerbau in Indien noch einer unermeßlichen Entwicklung fähig oder bedürftig; gelänge es nur, das Capital anzulocken, daß es sich der besseren Verwerthung des bereits angebauten und der Urbarmachung des noch nicht cultivirten Bodens zuwendete!

Das freilich läßt sich nicht behaupten, daß die Engländer in Indien beliebt seien. Sie sind dem Volk eine zu fremdartige Erscheinung, der Berührungspunkte sind zu wenige, und die brahmanischen Hindus der höheren Kasten, wenn sie auch, die Ueberlegenheit der Engländer anerkennend, dieses Volk als eine Incarnation der Gottheit verehren, können doch nicht umhin, diese Fremdherrschaft, deren Dasein schon für sie eine Degradation und eine monströse Verkehrung und Vergewaltigung der göttlichen Ordnung ist, gründlich zu hassen. Wie jener Römer von den Weibern sagte: „Nicht ohne sie und nicht mit ihnen können wir gut leben", so würde etwa der Hindu das, was er den Engländern gegenüber empfindet, falls er offen sein wollte, aussprechen. Wohl sehen sie, daß die Regierung ihre Religion, selbst in den niedrigsten Formen des Götzendienstes, mit aller Achtung und

Schonung behandelt und den herkömmlichen Kasten-Vorrechten sorgfältig Rechnung trägt. Gleichwohl haben manche Reformen, die uns als die wohlthätigsten und dringendsten erschienen, z. B. das Verbot der Wittwenverbrennung und des Kindermords, große Unzufriedenheit erregt. Alle Mohammedaner fühlen sich, da sie früher die herrschende Klasse waren, zurückgesetzt, und haben, wie jeder ächte Moslem, das Bewußtsein, daß nach göttlicher Ordnung ihnen allein die von Ungläubigen usurpirte Herrschaft gebühre. Tiefer noch sitzt dem Brahmanen der Haß der Fremdherrschaft im Herzen; er, der zweimal geborne, dessen Gebet- und Zaubersprüchen selbst die Götter gehorchen, fühlt, wie sehr sein Ansehen unter englischer Verwaltung gesunken ist und fortwährend sinkt, und muß in jeder auf Erziehung und Hebung des Volkes berechneten Maßregel eine für ihn und seine Kaste Verderben drohende Gefahr erblicken. Bei der Masse des Volkes wirkt in gleicher Richtung der Druck der Abgaben, besonders der Salzsteuer. Aber man fühlt und weiß doch auch, daß unter brittischem Scepter, an die Stelle der früheren Anarchie und gesetzlosen Unterdrückung, Friede, Sicherheit der Person wie des Eigenthums und unparteiische Rechtspflege getreten sind, und daß wenn England heute seine Hand abzöge von Indien, morgen alles wieder in die alte wüste Barbarei zurücksinken, und die nordwestlichen Stämme sich wieder über den wehrlosen Süden, das Dekkan, raubend und mordend ergießen würden.

Man darf wohl sagen: die Aufgaben, welche der indischen Regierung durch die Lage der Dinge, wie durch den eigenen guten Willen und Vorsatz, gestellt sind, nehmen die höchste Anspannung menschlicher Kraft und Einsicht in Anspruch; sie sind zahlreicher, verwickelter, weiter aussehend, als die irgend eines anderen Staates. Nur wenn ohne Unterbrechung eine Reihenfolge der vorzüglichsten Männer, wie bisher, an der Spitze der Verwaltung und Politik Indiens sich erhält, ist Aussicht auf eine gedeihliche Lösung dieser Aufgaben vorhanden. Die 240 Millionen bedürfen vor allem einer starken, unantastbaren Autorität, die sie, wenn nicht lieben,

doch fürchten und ehren, die ihnen Frieden und Gerechtigkeit verbürgt. Für Straßen, Eisenbahnen, Canäle, Telegraphen, Bewässerungsanstalten ist noch unermeßlich viel zu thun; dann gilt es, diesem Volke Neigung zu Industrie und Handel, vorzüglich aber zu besserem Ackerbau einzuflößen und es dafür zu befähigen. Weiter handelt es sich darum, ein vollständiges Netz von höheren und niederen Schulen über das Reich auszuspannen, die Sitten zu mildern, mindestens die schlimmsten Auswüchse einer für uns kaum faßbaren sittlichen Corruption zu vertilgen. Dazu kommt noch die Nothwendigkeit, die Vasallen-Fürsten zu überwachen, ihrem Despotismus, wenn er den Unterthanen allzu drückend wird, zu wehren, und sie, da sie doch alle auf der Unterhaltung eines Kriegsheeres bestehen, von wechselseitiger Bekriegung abzuhalten. Die Regierung muß zugleich jene zahllosen, unheilbrütenden Menschen im Auge behalten, welche noch immer die vormaligen Zustände, als man durch Raub und Beute sich bereichern konnte, zurückführen möchten. Bei jedem Schritt aber, den die Behörden thun, stoßen sie auf Hindernisse, welche theils in der sittlichen Beschaffenheit der niederen, ganz aus Eingebornen bestehenden Beamtenwelt, theils in dem blinden Wahn und den Vorurtheilen der Menge, vor allem in der Religion, ihren Grund haben. Umgang zwischen Europäern und Eingebornen ist nicht möglich, denn jeder Europäer gilt dem Hindu als ein Unreiner, dessen Berührung ihn befleckt. Kein Christ darf das Haus eines Hindu betreten; so geschieht es, daß den regierenden Häuptern selbst die offenbarsten, im Volksleben vorfallenden Thatsachen lange unbekannt bleiben. Hiezu kommt noch, daß sich die englischen Oberbeamten, da sie selten die Landessprache genügend erlernen und über ein allzu großes Gebiet gesetzt sind, ganz in den Händen der einheimischen, am häufigsten der Brahmanenkaste angehörenden Unterbeamten befinden, die dann im Innern des Landes eine starke Oligarchie bilden und weder durch ein Verwaltungsrecht, das noch nicht existirt, noch überhaupt durch ein festes Regierungssystem eingeschränkt sind. Eine andere große Schwierigkeit liegt in der

Stellung der Centralregierung zu den einheimischen Dynastien und Lehensstaaten. Der englische Staatsmann muß, wenn er Indien zu regieren berufen wird, sofort seiner heimathlichen, ihm anerzogenen Ideen über ein verfassungsmäßiges Regiment und eine streng gesetzliche Ordnung sich entäußern. Wenn wir von China absehen, hat in Asien nie eine andere als die absolut autokratische Regierungsform aufkommen oder sich behaupten können. Eine Dynastie zerfiel immer, sobald sie keinen starken, regierungstüchtigen Mann zu stellen vermochte. Energie, Popularität, Herrscherfähigkeit haben dort stets über den Thron entschieden, nicht die Rücksicht auf ein geregeltes Recht der Abstammung und Nachfolge. Die Verkennung dieser Thatsache hat auf englischer Seite die häufigen Mißgriffe in der Behandlung der Vasallen-Staaten herbeigeführt.

Was indeß, trotz aller dieser Hindernisse, bis jetzt zu Stande gekommen, ist bewundernswürdig, und Garcin, der es Jahr für Jahr verzeichnet hat, hält mit seinem Lobe nicht zurück. Indem die Regierung das Unterrichtswesen nach englischem Vorbild organisirte, indem sie Preßfreiheit gewährte und die Anstellung im Civildienste von Erlernung der englischen Sprache und einer zu bestehenden Prüfung abhängig machte, erweckte sie Indien aus einem tausendjährigen Schlummer; Garcin führt den Ausspruch eines indischen Autors an: von jetzt an sei Indien nicht mehr das finstere Land, wie es zu heißen verdiente, sondern das leuchtende Land. — Das Licht ist allerdings vorerst nur ein erborgtes; aber die Thatsachen reden doch laut, und der Eintritt eines großen allgemeinen Umschwungs ist, wenn auch großentheils nur Anfänge vorliegen, nicht zu verkennen. Die Regierung befolgt das System, welches sich in England trefflich bewährt hat, den auf Privatweg entstehenden Schulen Subventionen aus Staatsmitteln zu gewähren, so daß jedes Jahr eine große Zahl neuer Schulen entsteht.

Vielfach ist die Frage — eine Lebensfrage für Indien — besprochen worden: was etwa von Seiten der Regierung geschehen könne, das düstere, unsäglich harte Loos, dem das weibliche

Geschlecht in Indien verfallen ist, zu mildern, das Weib aus einer Erniedrigung, wie sie ein Bewohner des Abendlandes sich kaum vorzustellen vermag, zu erheben. Im hohen Alterthum Indiens war den Frauen eine würdigere, bessere Stellung zugetheilt, von welcher sie stufenweise herabgedrückt wurden. Nur auf dem Wege der Schule und Erziehung wäre hier eine Einwirkung möglich. Dazu aber würde erfordert, daß die Väter selbst für ihre Töchter eine Schulbildung wünschten. Ein solches Verlangen ist dem Indier völlig fremd. Für jetzt kann nur die Hoffnung gehegt werden, daß einmal das aus den Regierungsschulen hervorgegangene Männergeschlecht die Gabe weiblicher Bildung für die Seinigen von der Regierung erbitten oder doch willig und dankbar hinnehmen werde. Einstweilen sind indeß doch durch die Regierung einige Mädchen-Schulen versuchsweise gegründet worden.

Kürzlich meldeten sich zur Prüfung an einer der drei Landesuniversitäten, der zu Calcutta, 1334 Candidaten, darunter nur 61 Christen und 46 Mohammedaner, neben 1200 Hindus. Alle bestanden die Prüfung in englischer und einer anderen, von ihnen gewählten Sprache. Man bemerkte dabei, daß die Hindus sich im allgemeinen intelligenter erweisen als die eingebornen Christen und die Mohammedaner. Die Regierung hat überdieß den Verfassern der besten in den Landessprachen geschriebenen Werke Belohnungen ausgesetzt, und im Jahre 1873 wurden 29 solcher Werke gekrönt. Bedenkt man, daß die Indier bis vor kurzem ein völlig ungeschichtliches Volk waren, welches für Geschichte keinen Sinn, von Chronologie und Geschichtschreibung keinen Begriff, von den Gesetzen historischer Entwicklung auch nicht einen blassen Schein hatte, so darf es gewiß als ein Zeichen des aufstrebenden indischen Geistes gelten, daß in dem einen Jahre 1873 vier Darstellungen der Geschichte Indiens erschienen.

Auch auf diesem Gebiete stößt indeß die Regierung mit jedem Schritt auf Schwierigkeiten. Die hindostanische Poesie leidet an einer Ueberzahl von Erzeugnissen, in denen sich brutale Sinnlichkeit und Ausmalung erotischer Zustände schamlos breit

macht. In einigen Städten hat die Regierung derartige Schriften aus den Buchläden wegnehmen lassen, und darüber ist dann Streit entstanden. Besser gelingt es ihr, die öffentlichen Bibliotheken, deren es im Jahr 1873 in der Präsidentschaft Bombay allein 176 gab, sowie auch die Schulbibliotheken bezüglich der Auswahl der Bücher zu überwachen.

Nicht wenige Journale werden von Hindus in englischer Sprache geschrieben oder erscheinen als polyglotte Blätter, so daß auch die Regierenden Kenntniß von ihnen nehmen und sich über die Stimmung und die Wünsche einzelner Volkskreise belehren können, — denn von einer öffentlichen Meinung im europäischen Sinne kann natürlich nicht die Rede sein in einem Lande, wo die einzelnen Volksschichten durch die Religion, die Speisegesetze, die Kaste, wie durch eherne Mauern, von einander geschieden sind; freilich erleichtert dieß auch wieder den Herrschern die Regierung, da hiemit jede größere politische Combination und Opposition im Volk unmöglich gemacht ist. Vom höchsten Werth wäre es nun für beide Länder, wenn eine beträchtliche Anzahl junger Indier, außerhalb der doch immer übermächtigen und gleichsam berauschenden Atmosphäre des Hinduismus, einen mehrjährigen Bildungscurs an einer englischen Hochschule durchmachen könnte; der Plan, ein Collegium für Indier in London oder in Oxford zu errichten, ist in England sowohl als in Indien mehrfach schon berathen worden, nur müßten Persisch, Arabisch und Sanskrit die Stelle des Griechischen und Lateinischen in diesem Collegium ersetzen; denn das Arabische hat für Moslems, das Sanskrit für Hindus die Bedeutung, welche bei uns dem Latein zukommt; das Persische aber nimmt dort die Rolle des Französischen ein. Aber es zeigen sich Hindernisse, vor denen man diesseits wie jenseits rathlos steht. Für den in den Fesseln der Kaste sich bewegenden Hindu ist schon ein Verlassen des geheiligten indischen Bodens ein Vergehen; er kann ohne Befleckung, ohne Verlust der Kaste, der dann in der Heimath ein unerträglicher Fluch werden würde, in einem fremden Lande kaum leben; daher war auch bei

der Berathung des Plans die erste Sorge, nicht um den Director und die Aufseher, sondern um den Koch, der nur ein Hindu von höherer Kaste sein dürfte, und um das jedem Hindu unentbehrliche Ganges-Wasser, das stets aus Indien herbeigeschafft werden müßte. So ist die Religion, und die Stellung der Regierung zu ihr, immer wieder das schwierigste, das in alle Verhältnisse eingreifende, man möchte sagen, alles vergiftende Problem.

In den Berichten Garcin's nimmt die immer wiederkehrende Sprachen-Frage einen beträchtlichen Raum ein, theils weil er als Mitstimmender und um Rath Gefragter persönlich betheiligt war, theils weil in einem Lande, wo an hundert verschiedene Sprachen nebst einer Menge von Dialekten geredet werden, die Wahl einer einzigen, als Regierungs- und Verwaltungssprache, eine für beide Theile, die Nation und ihre Beherrscher, gleich wichtige Lebensfrage ist. Daß nur die hindostanische Sprache dazu geeignet sei, darüber sind alle einig, — behaupten doch die Kenner derselben, daß an Eleganz und Anmuth des Ausdrucks keine Sprache der Welt ihr überlegen sei; aber sie zerfällt wieder in zwei, das Urdu und das Hindi: jenes, das Urdu, hat sich aus einer Mischung mit der unter der früheren mohammedanischen Herrschaft als Geschäftssprache gebräuchlichen persischen Sprache gebildet; es ist die durch persische und arabische Worte und durch moslemische Bezeichnungen bereicherte Volkssprache, und da die officielle Reichssprache doch für die zwei großen Religionsparteien, die brahmanische und die moslemische, geeignet sein soll, so scheint alles für die Wahl des Urdu zu sprechen, die denn auch Garcin und mit ihm die meisten urtheilsfähigen Engländer nachdrücklich empfehlen. Ihr Verlangen erscheint um so billiger, als unter den dreitausend, von Garcin in seiner Geschichte der hindostanischen Literatur aufgeführten Schriftstellern 2200 Mohammedaner sind, und von den 800 Hindu-Autoren nur 200 in ihrer Muttersprache, dem Hindi, geschrieben haben. Wenn nun alle Mohammedaner selbstverständlich das Urdu zur Geschäfts- und Amtssprache erhoben wissen wollen, so haben andrerseits die Brahmanisten, die doch

dreimal zahlreicher sind als die Moslems, ein religiöses Interesse daran, daß dem Hindi, welches die reinere, der geheiligten Sanskrit-Sprache näherstehende, aber freilich auch die unbehülflichere Mundart, und zur Bezeichnung der jetzt haufenweise in das indische Leben eindringenden Neuerungen und neuen Gedanken ganz unzureichend ist, die officielle Anerkennung und Bevorzugung zu Theil werde. Selbst eine dritte Meinung macht sich in den Kreisen der englischen Beamten geltend, daß nämlich, mit Zurückweisung der einheimischen, die englische Zunge, als die der herrschenden Klasse, allein gebraucht werden möge — ein Verlangen, gegen welches Garcin sich aufs entschiedenste erklärt; unzweifelhaft würde dessen Ausführung eine allgemeine und anhaltende Unzufriedenheit, ja Erbitterung erregen. Garcin ist vielmehr — hierin mit einem der besten Kenner Indiens, dem Professor Monier Williams, einverstanden — der Ansicht: die Regierung würde wohl thun, den Landessprachen noch mehr Aufmunterung zu gewähren und weniger für die Verbreitung des Englischen zu thun.

Garcin hat immer das, was sich in Indien auf dem religiösen Gebiete begeben, mit sichtlicher Vorliebe erwähnt und besprochen. Garcin war ein ernst gläubiger Christ, der es mit der Religion auch in seinem Privatleben sehr gewissenhaft nahm. Die vaticanischen Beschlüsse fand auch er, gleich jedem wissenschaftlich gebildeten, nicht durch Standeszwang gebundenen Katholiken, unannehmbar, und das gab ihm Veranlassung, sich mir mit Zusendung seiner Schriften, und mit der Erklärung, daß er meinem Protest zustimme, zu nähern. An den religiösen Bewegungen in Indien nahm er, zugleich als Gelehrter und als Christ, den lebhaftesten Antheil: als Gelehrter, denn, wie er einmal äußerte, hielt er die philosophische Vergleichung der verschiedenen Religionen für das edelste und anziehendste Thema, das ein Mensch sich wählen könne; als Christ aber sah er in der Befreundung der Hindus mit dem Evangelium und in dessen heilendem Einfluß auf ihren sittlichen Zustand die einzige Hoffnung ihrer nationalen Erhebung und Wiedergeburt. Dabei war er aber mit der weisen,

vorsichtigen Zurückhaltung der englischen Staatsmänner, welche jede amtliche Begünstigung der Missionsbestrebungen von sich weisen, jedem Bekenntniß gleiches Recht und gleichen Schutz gewähren, völlig einverstanden. Er wußte, daß Sein oder Nichtsein des Reiches von dieser parteilosen Enthaltung, dieser streng durchgeführten Neutralität abhänge. Die Regierung steht dort, wo, wie überhaupt im Orient, die Religion alles durchdringt, das gesammte Familien- und gesellschaftliche Leben beherrscht, drei Religionen gegenüber, von denen die eine, die brahmanische, die Religion der großen Mehrheit des Landes ist und an 150 Millionen Anhänger umfaßt, die beiden anderen, die mohammedanische und die buddhaistische, Weltreligionen sind, deren erstere ein Fünftel des Menschengeschlechts, die letztere, die buddhaistische, sogar ein Drittel der gesammten Menschheit begreift. Dem Buddhaismus gehören in den brittischen Besitzungen nur etwa vier Millionen Bekenner an, und man kann nicht sagen, daß er, seiner Natur und seinen Principien nach, einer Fremdherrschaft feindlich entgegenstehe; wohl aber ist dieß der Fall mit der brahmanischen Religion und dem Islam.

Ich betone hier eine Thatsache, welche in der Wage, in der die Weltgeschicke gewogen werden, noch stark ins Gewicht fallen wird: — die Königin von England und Kaiserin von Indien ist die mächtigste Beherrscherin mohammedanischer Völker; kein moslemischer Monarch kommt ihr an Unterthanenzahl auch nur von ferne gleich, auch der türkische Sultan nicht; denn er zählt in Europa, Asien und Aegypten nur 21 Millionen Moslems, während das indische Reich an 50 Millionen Korangläubige umfaßt. Rußland hat gegenwärtig etwa sechsthalb Millionen, und selbst wenn es Persien und die Chanate im Innern Ostasiens sich einverleibt haben wird, was nur noch eine Frage der Zeit ist, würde doch die Zahl seiner moslemischen Unterthanen den unter brittischem Scepter lebenden Millionen von Korangläubigen nicht gleichkommen.

Die Religion des arabischen Propheten zeigt uns in der

Gegenwart ein seltsames Phänomen: sie entwickelt einerseits in ganz Asien und Afrika eine Kraft der Ausbreitung, eine Fruchtbarkeit des Proselytismus, wodurch sie die Christenheit weit übertrifft, und andrerseits zeigen sich wieder Symptome des inneren Verfalls, — vor allem die gemeinsame, alle mohammedanischen Staaten mit der Auflösung bedrohende Krankheit: die Regierungsunfähigkeit. Das Sultanat ist jetzt ebenso im Absterben begriffen, wie früher das Chalifat. Das alte arabische hierarchische Staatssystem ist untergegangen; die darauf gefolgte Zwitterschöpfung des halb hierarchischen, halb militärischen Staatswesens, welches seinen Typus im osmanischen Reiche hat, ist nun auch in der Auflösung begriffen, und eine neue, dritte Form ist, solange der Koran maßgebend bleibt, nicht wohl denkbar; denn die primitive und lockere Form der bloßen Stammesverbindung, wie bei den Beduinen, eignet sich nicht für ein größeres Staatswesen.

Blicken wir dagegen auf die gewaltige Expansivkraft der arabischen Religion, die sich jetzt fast eben so rasch und mächtig durch das friedliche Mittel der Ueberredung, als vordem durch das Schwert verbreitet, so stehen wir vor einem historischen Räthsel. Der Islam greift in Afrika wie mit Stromesschnelle um sich; ganze Völkerschaften im Innern des Welttheils, die gestern noch Götzendiener oder Fetischanbeter waren, sind heute Korangläubige. Schon besteht in Sierra Leone, dem nordwestlichen Küstenlande von Guinea, eine moslemische Hochschule mit tausend Zöglingen. In China sind die Moslems bereits so zahlreich geworden, daß sie jüngst einen Aufstand wagen konnten. In Tunkin sind ihrer schon fünfzigtausend. Unter den Malayen auf den Inseln des indischen Archipels haben sie, auch erst in unseren Tagen, Schaaren von Proselyten gemacht. Von Sumatra aus hat sich der Islam nach Java verbreitet, und nun ist — und zwar erst unter holländischer Herrschaft — die ganze Bevölkerung Javas, gegen achtzehn Millionen, mohammedanisch geworden. Sumatra ist größtentheils, Borneo und Celebes sind mindestens zur Hälfte schon für den Islam gewonnen. Wo immer im

indischen Archipel eine bisher heidnische Bevölkerung unter niederländischer Botmäßigkeit steht, macht der Islam reißende Fortschritte, das Christenthum dagegen, trotz der Missionäre und Missionsgesellschaften, nur sehr geringe, oder selbst Rückschritte. Als eine Hauptursache dieser erstaunlichen Fortschritte, durch welche dem Christenthum in jenen Ländern der Boden jedenfalls auf Jahrhunderte hinaus abgegraben wird, bezeichnet man die durch Dampfschiffahrt so sehr erleichterte Wallfahrt nach Mekka, da die von dort zurückkehrenden zahlreichen Pilger oder „Hadschis“ in der Regel eifrige Sendboten des Propheten von Mekka werden — wie denn überhaupt der Islam im östlichen Asien und in Afrika vor den christlichen Kirchen den schwerwiegenden Vortheil voraus hat, daß der besonders in der römischen Kirche so schroff entwickelte Gegensatz von Klerus und Laienthum ihm völlig fremd ist, daß jeder Moslem sich verpflichtet hält, an der Bekehrung der Ungläubigen theilzunehmen, während die Christen gewohnt sind, die Mission als die Berufssache des Klerus zu betrachten, in welche einzugreifen ihnen nicht zieme.

Auch in Brittisch-Indien haben, wie Garcin berichtet, erst vor kurzem zahlreiche Uebertritte, besonders in den nordwestlichen Provinzen, stattgefunden, und sie ereignen sich täglich um so leichter, als brahmanische Vorstellungen und Gebräuche vielfach in das moslemische Religionswesen dort eingedrungen sind. Dagegen kommen Uebertritte von Muselmanen zum Christenthum fast nie vor. Wo einmal diese Religion, die im Grunde doch nur eine Secte und judaisirende Pseudoformation des Christenthums ist, sich einmal festgesetzt hat, da klopfen christliche Sendboten vergeblich an die Pforte des menschlichen Gewissens und Glaubensbedürfnisses an. Nur durch gewaltsame Ausrottung, wie in Spanien, hat bisher das Christenthum dem Islam Boden abgewinnen können.

So werden die fünfzig Millionen Mohammedaner für die brittisch-indische Herrschaft, je nach der Lage der Dinge, eine feste Stütze oder auch eine große Gefahr werden. In einem Kampfe

mit Rußland würden sie ohne Zweifel auf Englands Seite stehen, denn Rußland gilt im ganzen Orient als der Erbfeind des Islam: es bedroht Persien, zerstückt die Türkei, unterjocht die mittelasiatischen Chanate; das russische Volk betrachtet jeden Krieg mit Mohammedanern als Religionskrieg, und die Zahl der dem russischem Scepter unterworfenen Moslems in Sibirien hat sich unter dem Einflusse der Behörden beträchtlich vermindert. Andrerseits aber stellt die moslemische Lehre dem Moslem in einem von Ungläubigen beherrschten Lande nur die Alternative: auszuwandern oder zu rebelliren und mit Waffengewalt ein rechtgläubiges Regiment aufzurichten. Diese Lehre wird besonders in Indien von den Wanderpredigern der Wahabi-Secte, dieser Puritaner des Islam, herumgetragen. Vernichtung der englischen Herrschaft und Wiederaufrichtung des alten Chalifen-Reiches ist das Ziel, das leidenschaftliche Begehren dieser gefährlichen Fanatiker, und es ist nur zu viel Grund zu der Annahme vorhanden, daß die große Masse ihrer indischen Glaubensgenossen offen oder stillschweigend ihnen zustimmt. Man mag sich dabei an das Schicksal des von einem Afghanen ermordeten Vicekönigs Lord Mayo erinnern. Die mohammedanischen Zeitungsblätter haben denn auch in den letzten Jahren die Frage, ob die Rebellion Pflicht sei, ungescheut erörtert.

Eine Versammlung moslemischer Doctoren aus Lacknau und Delhi, die vor wenigen Jahren in Rampur gehalten wurde, hat entschieden: Indien mit seiner englischen Regierung sei nicht Dar ul Islam — Land des Islam, sondern Dar ul Harab — Land des Krieges; es sollte also eigentlich für den Islam erobert werden; da aber ein Krieg gegen die übermächtigen Engländer für jetzt keine Aussicht auf Erfolg biete und eine Niederlage dem Islam in den Augen der Welt zur Unehre gereichen würde, so sei einstweilen Ruhe angezeigt. Hienach würde also voraussichtlich die erste wirkliche oder scheinbare Bedrängniß oder ein auffallender Mißerfolg Englands das Signal zu einer allgemeinen mohammedanischen Schilderhebung sein. Erschreckt dadurch, hat die moham-

medanische Gesellschaft zu Calcutta durch ihre Gesetzes-Doctoren erklären lassen: Indien sei noch immer ein Land der Gläubigen, ein Aufstand also unstatthaft. Die beunruhigten Gläubigen haben nun auch ein Gutachten aus der Geburtsstätte des Islam, von den Doctoren zu Mekka, sich verschafft; darin wird Indien, trotz der englischen Herrschaft, für ein Land des Islam erklärt, mit dem für den strenggläubigen Moslem einleuchtenden Hintergedanken, daß jeder Moslem verpflichtet sei, alles, was in seinen Kräften steht, zu thun, um die volle Geltung rechtgläubiger Ordnungen und Gesetze im Lande wieder aufzurichten, daß aber auch alles, was die fremde Regierung im Widerspruch mit diesen Satzungen geboten und eingeführt hat, ungültig sei. Und dessen ist viel. Die Engländer haben moslemische Statthalter durch englische ersetzt, haben die moslemischen Richter entfernt; ihre ganze Gesetzgebung ist, mehr oder minder sichtbar, antikoranisch. Bisher nun haben diejenigen, welche in solcher Lage die Hedschra oder religiöse Flucht und Auswanderung für geboten hielten, auf afghanischem Gebiete sich niedergelassen, und diese an der Nordwestgrenze des Reiches drohende Gewitterwolke hat wesentlich dazu mitgewirkt, ein englisches Heer nach Afghanistan zu ziehen. Wohl sucht eine kleine Minderzahl der indischen Moslems die Verpflichtung zur Rebellion und zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen durch künstliche Auslegung der nur allzu deutlichen Koran-Stellen zu beseitigen; aber was die große Mehrheit, vorab unter den Sunniten, welche neun Zehntheile der indischen Moslems ausmachen, denkt und glaubt, ist nicht zweifelhaft. Denn das vergißt der Moslem nicht, daß sein indisches Reich durch die Britten umgestürzt wurde. Gründet sich doch auch der ganze Koran auf die Anschauung, daß die Moslems ein entweder herrschendes oder um die Herrschaft ringendes Volk seien. Zudem sind die Mohammedaner im Lande von den Stellen und Aemtern, die größtentheils in den Händen der Brahmanisten sich befinden, nahezu ausgeschlossen, — allerdings durch eigene Schuld.

Mögen daher die Staatsmänner in London, wie in Calcutta,

es an Vorsicht und Wachsamkeit nicht fehlen lassen, auf daß sie nicht noch einmal von Ereignissen, wie sie 1857 eintraten, überrascht werden. Die Hoffnung, daß es christlichen Missionären gelingen werde, die tiefe, mit Verachtung gemischte Antipathie der Mohammedaner gegen das Christenthum auch nur zu mildern, wird wohl kein brittischer Staatsmann dort nähren. Doch ist es immerhin ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß kürzlich ein dortiger Gelehrter moslemischen Bekenntnisses, Saiyid Ahmad Chan, Oberrichter zu Ghazipur am Ganges, eine Uebersetzung der Bibel Alten und Neuen Testaments angekündigt und begonnen hat, da beide, wie er sagt, auch für die Mohammedaner Glaubens- und Lebensnormen seien. Er will dabei durchaus nicht von der moslemischen Theologie abweichen. Aber bisher pflegte jeder Moslem, trotz seiner Ehrfurcht vor Christus, das Neue Testament geringschätzig von sich zu weisen, unter dem Vorwande, daß dasselbe, nach Mohammed's untrüglichem Ausspruch, von den Christen verfälscht worden sei. Der Moslem, der die Anhänger der römischen wie der griechischen Kirche des Bilderdienstes wegen als Götzendiener verabscheut und ihre Glaubensboten nie auch nur zu Worte kommen läßt, wird wohl einem englischen Missionär eher Gehör gönnen und etwa mit jenem von Vámbéry angeführten Mollah sagen: „Von Griechen und Armeniern trennt uns ein weites und tiefes Meer, von den Ingiliz aber nur ein einziger Graben." Aber auch dieser Graben — die Lehre von der Dreieinigkeit und Erlösung — erweist sich, sowie näheres Eingehen versucht wird, als unüberbrückbare Kluft.

Völlig verschieden ist die Stellung, die der Brahmane zum Christenthum einnimmt. Für ihn sind alle Religionen gut, entweder vom höchsten Wesen selbst oder von irgend einer Gottheit herrührend; die Religion, in der man geboren, zu verlassen, wäre Thorheit und Frevel. Als die von Warren Hastings in Calcutta zusammengerufenen Pandits einen Abriß der Hindu-Gesetzgebung verfaßten, stellten sie als Grundsatz obenan: das höchste Wesen habe jeder Race ihren eigenen Glauben, jeder Secte ihre eigene Religion

zugetheilt, und erblicke nun an jedem Orte der Welt die demselben bestimmte Art der Gottesverehrung.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und liebender Theilnahme pflegte Garcin in seinen Jahresberichten die Missionsbemühungen der christlichen Confessionen in Indien zu verfolgen und jeden Erfolg derselben unparteiisch zu verzeichnen. Mit Wohlgefallen erwähnte er das einträchtige Zusammenwirken der protestantischen Missionäre verschiedener Kirchen, welche vor dem gemeinschaftlichen Gegner, dem Heidenthum, ihre confessionellen Scheidepunkte zurücktreten lassen und vergessen, und in der Gründung von Schulen, der Errichtung von Druckereien, der Verbreitung von Bibeln und Bibel-Auszügen wetteifern. Er freute sich, daß bekehrte Brahmanen, wie Banerjea und Sastri Gore, in eigenen Schriften die Vedanta-Lehre und die philosophischen Systeme des indischen Pantheismus bekämpften, daß der letztere den Zerfall des ganzen Brahmanismus verhieß, wenn es nur gelänge, diese Systeme den Pandits oder gelehrten Brahmanen aus der Seele zu reißen: alle sind sie von einer wesentlich gleichen Grundanschauung getragen; sie führen alle zum Aufgeben der menschlichen Individualität und lehren eine Rückkehr der Seele in die persönlose All-Einheit des Brahma, ein Verschwinden im Ocean der pantheistisch aufgefaßten, weder denkenden noch wollenden Gottheit, — wie denn dieser Pantheismus in populärer Form gleich einem dichten, keinen theistischen Sonnenstrahl durchlassenden Gewölke über den geistigen Horizont Indiens gelagert ist.

So viel ergibt sich aus Garcin's Berichten und aus den englischen Mittheilungen über die Lage der Dinge in Indien: der große Zersetzungsproceß des Brahmanenthums ist eingeleitet; die Macht, mit welcher der philosophische Pantheismus die Geister in der höheren Kaste gebunden hielt, ist erschüttert; die bloße Gegenwart des Christenthums auf indischem Boden, die Berührung mit demselben, die Wahrnehmung christlicher Ueberlegenheit auf allen Lebensgebieten, die Verbreitung der Erziehung und europäischer Kenntnisse — das alles dringt mit unaufhaltsamer Gewalt auf

den Hinduismus ein und schickt sich an, das feste Gefüge des Kastenwesens, dieses schlimmsten Feindes europäischer Sitte und Religion, zu sprengen. Die großen Götterfeste ziehen nicht mehr solche Menschenschaaren an, wie früher; schon bilden sich theistische Schulen, die den alten Idol-Göttern nicht mehr dienen wollen. Die Preßfreiheit, die brittische, von dem Geiste christlicher Moralität getragene Gesetzgebung, deren Wohlthaten der Hindu doch empfindet, — so vieles wirkt zusammen, das alte Hinduwesen gleichsam aus seinen Angeln zu heben und europäischen Anschauungen Bahn zu brechen. Die brahmanische Reformpartei, das sogenannte Brahma-Samadsch, gestiftet durch Rammohan Roy, heute geführt von Debendanath Dragore, hat nun auch den Glauben an eine göttliche Inspiration der Vedas fallen lassen und erstrebt einen rationalen, offenbarungslosen Theismus. Sie tritt als neue Religion auf, hat ihre Tempel und Kapellen, deren schon sechzig sein sollen, erstrebt sociale Reformen, Abschaffung der allzu frühen Heirathen und der Kastenschranken, Verbesserung des Looses der Frauen. Nach Garcin's Behauptung übt sie auf die Mittelklassen einen bedeutenden Einfluß. Max Müller und einige Engländer blicken mit Hoffnung und Sympathie auf die Ziele dieser Partei, ungeachtet der in derselben eingetretenen Spaltung. Aber — on ne détruit que ce qu'on remplace. Der indische Geist bedarf für Geist und Herz einer substantielleren Nahrung. Nur ist es eben eine große Frage, ob denn dieser Geist, in den höheren Kasten besonders, schon hinlänglich vorbereitet und disciplinirt sei, um die christliche Lehre verstehen und würdigen zu können. So viel ich sehe, wird diese Frage von den gründlichsten Kennern des Hinduismus verneint. Und wenn man bedenkt, wie das Christenthum in der alten Welt doch erst Wurzel fassen und sich verbreiten konnte, als diese durch Hellenismus und hellenisirten Judaismus hinlänglich dafür vorbereitet war, wenn man weiter bedenkt, das die analoge Vorbereitung und Erziehung der indischen Welt durch den Anglicanismus doch erst seit zwei Jahrzehnten ernstlich begonnen hat, so wird man ihnen zuzustimmen geneigt

sein. Und noch ein anderes Bedenken wird von Männern wie Max Müller, Monier Williams, Bischof Patteson geltend gemacht: sie meinen, das Christenthum, welches die Missionäre den Hindus darbieten, sei zu stark occidentalisch gefärbt, trage zu sehr die specifisch englische Gestalt; in seiner primitiven, einfacheren, mehr orientalischen Gestalt würde es leichteren Eingang finden.

Wie sorgfältig und ängstlich auch in den Schulen alle offene und directe Berührung des religiösen Gebietes vermieden wird, bei den asiatischen Religionen wirkt schon die bloße Begegnung mit der europäischen Wissenschaft in der Seele ihrer Anhänger auflösend. Denn die ganze Weltanschauung des Indiers ist unlöslich mit seiner Religion verknüpft, und in allen ihren Bestandtheilen mit den elementarsten Voraussetzungen europäischer Wissenschaft im Widerspruch. Andrerseits ist es freilich auch wahr, daß dem Brahmanen, der als ein Gott unter den Menschen wandelt, nichts ferner liegt, als die Sehnsucht nach einem Glauben, dessen erste Wirkung wäre, ihn seiner Hoheit zu entkleiden. Der Geist des Brahmanen, dem einmal das hinduistische Gepräge aufgedrückt ist, wird dieses nie ganz abstreifen; europäisches Wissen wird wohl seine Intelligenz erweitern, aber nicht umwandeln; er wird nach brahmanischer Logik zu denken nicht ablassen. Die herkömmlichen Argumente der Missionäre gleiten spurlos an ihm ab. Hält man ihm die sittenverderblichen Folgen seines Götterdienstes vor, so erwidert er: Indien befinde sich gegenwärtig und schon lange in dem bösen und finstern Weltalter des Kali-Juga; ein anderes, im Kreislaufe der Dinge zu erwartendes Weltalter werde auch andere, bessere Sitten bringen.

Ein Freund Garcin's, der Orientalist Sprenger, früher in Calcutta, jetzt in Bern lebend, hat jüngst geäußert: in weniger als hundert Jahren werde das Wiederaufleben der Orientalen auf die europäische Cultur zurückwirken und der Geistesentwicklung eine unerwartete Richtung verleihen. Die Werke jener Völker würden den Europäern eben so nützlich sein wie ihnen selbst, und da die Orientalen den letzteren an geistiger Begabung gleichstehen,

ja sie in mancher Beziehung übertreffen, so könnten sie leicht, in einer nicht zu fernen Zeit, im allgemeinen Fortschritt der Menschheit die erste Stelle einnehmen. Das wäre allerdings möglich, doch dürfte dabei zu erinnern sein, daß es unter den asiatischen Völkern allein oder doch vorzugsweise die Indier sind, von deren feinsinnigem Geist ein neuer, mächtiger Aufschwung erwartet werden könnte; von Chinesen, Mongolen, Malayen, Arabern und Persern wird derartiges Niemand, der sie kennt, erwarten. Die Indier aber sind, solange die Geschichte von ihnen weiß, ein zu geistigem Stillstand verurtheiltes Volk; der Cyklus ihrer Ideen ist seit 2000 Jahren abgeschlossen; seit jener Zeit haben sie, wenn wir von dem als Häresie ausgestoßenen und vom indischen Boden verdrängten Buddhaismus absehen, nicht einen einzigen Gedanken hinzugefügt. Der befruchtende Same und die Zeugung eines neuen Gedankenlebens wird also doch nur von Europa ausgehen, und occidentalische Intelligenz und Wissenschaft, auch nach hundert Jahren noch, wenn auch ins Orientalische übersetzt, ihre maßgebende Kraft in Asien behaupten.

Ganz Asien ist jetzt von Europa, so zu sagen, in Angriff genommen. „Asiens Angstruf" lautete der Titel einer vor wenigen Jahren in Konstantinopel verbreiteten Schrift. „Asien", hieß es darin, „die Mutter des Islam und aller wahren Cultur, ist in Gefahr, von den europäischen Barbaren über den Haufen geworfen zu werden. Die Russen fahren auf dem Oxus in's Herz dieses Welttheils hinein, die Holländer zerstören auf Sumatra alle Civilisation, und die Engländer unterdrücken, angeblich im Interesse der Aufhebung der Sclaverei, den Islam in Indien und Arabien." (Dieß scheint sich auf die Vorgänge in Aden und Zanzibar zu beziehen). Die Gefahr, die dieser Koran-Gläubige signalisirte, hat sich seither mindestens verdoppelt. Der Westen muß, willig oder unwillig, die ihm gestellte weltgeschichtliche Aufgabe erfüllen, der Lehrer und Erzieher, der Ordner und Reformator des in sich zerfallenden Orients zu werden. Nicht durch menschliche Willkür, sondern kraft eines höheren Gesetzes werden die großen europäi-

schen Mächte dorthin gezogen und genöthigt, ihre Politik den dort ihnen erwachsenden Interessen und vorgezeichneten Zielen unterzuordnen. Der russischen Macht ist der Norden, der englischen der Süden des Erdtheils zugemessen. Geistig und physisch dem asiatischen Wesen näher verwandt, weiß der Russe mit Orientalen besser umzugehen, sie weniger abzustoßen als der Engländer, und bringt den von ihm besetzten Gebieten doch eine feste Organisation und die Anfänge socialer Entwicklung. Ist doch auch Fremdherrschaft in ganz Asien die Regel: alle asiatischen Länder, von China bis zum Euphrat, stehen unter fremden, nur durch Gewalt sich behauptenden Dynastien. Daß Persien jetzt schon ein Vasallenstaat Rußlands, ein Werkzeug in seiner Hand sei, ist unverkennbar.

Obwohl der Zug nach Afghanistan der widerstrebenden englischen Regierung durch das Gebot der Selbsterhaltung aufgedrungen wurde, hat England doch schon vor Jahren erkannt und die Erkenntniß ausgesprochen, daß ihm nicht etwa noch neue Gebietserwerbungen wünschenswerth seien, daß vielmehr die innere, moralische Eroberung der ihm unterworfenen Völker, ihre Erziehung und Civilisirung seine volle Kraft und ungetheilte Thätigkeit in Anspruch nehmen. Rußland scheint gegenwärtig von dieser Einsicht noch weit entfernt; aber die Zeit wird kommen und sie ist schon nahe, wo man auch an der Newa erkennen wird, daß das Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," in der Politik so gut wahr sei, als im Geistesleben. Bald wird auch Nordamerika, dem durch die chinesische Auswanderung der Weg schon gewiesen ist, dem buddhaistischen Asien sich zuwenden, während England, von Australien sowohl als von Indien her, die hinterindischen Völkerschaften seinem Einfluß unterzuordnen beginnen wird. Dort wird es mit den in Cochinchina bereits seßhaften Franzosen und mit den von Süden her vordringenden Holländern zusammentreffen, und die Ausgleichung wird, wie man hoffen darf, eine friedliche, zu gemeinschaftlicher Thätigkeit führende sein.

Wenn die Aufgabe, die Verlassenschaft des untergehenden

osmanischen Reiches zu ordnen und zu vertheilen, bisher zu blutigen, für Sieger und Besiegte verderblichen Kämpfen geführt hat und fernerhin wohl noch führen wird, so geschah dieß, weil hier unversöhnliche und unausgleichbare Ansprüche und Interessen in Mitte liegen. Allein im inneren, im östlichen und im südlichen Asien gestalten sich die Dinge anders; dort ist freier Raum für jede Kraftentfaltung.

Uns Deutschen ist auch ein Antheil, und nicht der geringste, an dem großen Werke der Europäisirung Asiens zugewiesen: uns liegt es vorerst ob, die orientalischen Studien fort und fort mit jenem Ernst und jener Gründlichkeit zu pflegen, deren leuchtendes Beispiel, um nur Glieder unserer Akademie zu nennen, Gelehrte wie Haug, Plath, Spiegel, Max Müller, Trumpp uns gegeben haben und noch geben. Als die Orientalen in Schaaren im alten Rom sich niederließen, sagte Juvenal: der syrische Orontes habe sich in die Tiber ergossen. Möge man künftig sagen können: daß Rhein und Elbe, daß Donau, Isar und Spree sich in den Ganges und in den Indus ergossen hätten, — ich meine: daß deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur den ihr gebührenden Antheil an der Erleuchtung, an der geistigen und sittlichen Regeneration des großen indischen Volkes erlangt haben. Bis jetzt sind es fast nur englische Werke, welche die Hindus für sich übertrugen; möge die Zeit nicht all zu ferne sein, wo auch deutsche Geisteserzeugnisse von indischen Brahmanen gelesen und gewürdigt werden, und möge dann ihre Auswahl nicht Giftpflanzen, sondern die edlen, nahrhaften und heilkräftigen Gewächse unseres Literatur-Gartens treffen!

Denkrede auf Franz August Mignet.*

Franz August Mignet, geboren zu Aix in der Provence am 8. Mai 1796, empfing seine Bildung theils in Avignon, theils in seiner Vaterstadt, wo er in den Advokatenstand trat. Schon als Studirender hatte er einen Freundschaftsbund mit dem fast in gleichem Alter stehenden Adolf Thiers geschlossen, einen Bund, der, auf Gemeinsamkeit der Ansichten ruhend, in sechzigjähriger Dauer nie gebrochen, nie getrübt, für die Geschichte Frankreichs unvergängliche Bedeutung erlangte.

Gleich jedem Provinzialen, der sich fühlt, strebten auch die beiden jungen Männer, eine Stellung in Paris zu erringen. Hier wohnten die beiden Freunde zusammen in einer Mansarde des vierten Stocks und schrieben an einem Tischchen. Von Manuel und dann auch von Talleyrand empfohlen und beschützt, gelang es ihnen bald, Mitarbeiter an bedeutenden Journalen zu werden. Mignet schrieb zuerst für den „Courrier français"; bald aber verbanden sich beide mit Armand Carrel zur Gründung eines neuen politischen Tagblattes, des „National", welches unter ihren Händen eine journalistische Macht ersten Ranges wurde.

Die Mitarbeiterschaft an einem der großen Pariser Tagblätter ist allerdings eine treffliche Bildungsschule für einen künftigen Historiker, — er hat da die beste Gelegenheit, seine Menschenkenntniß zu erweitern, seine Ansichten und Urtheile zu berich-

---

* Gehalten in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie am 28. März 1885, bisher nicht gedruckt.

tigen; nur darf diese Thätigkeit nicht zu lange währen, sonst wird der Journalist zum Gladiator, der alle Ereignisse nur darauf ansieht, wie er sie zu Waffen wider die Gegenpartei verwenden könne, und dem in täglicher Polemik der Wahrheitssinn verloren geht.

Beide Männer ergänzten einander, wirkten bald mäßigend und zügelnd, bald helfend und antreibend auf einander ein. Beide wählten sich zum gleichen Zweck den gleichen Gegenstand — die Geschichte der Revolution. Es handelte sich zunächst, mit Thukydides zu reden, um ein *ἀγώνισμα εἰς τό παραχρῆμα* — um Bücher, die dem augenblicklichen Kampfesbedürfniß dienten. Denn es galt, gegenüber den Royalisten oder Ultras und ihrem Drängen auf Wiederherstellung gefallener Zustände und Einrichtungen, geschichtlich darzuthun, daß die Revolution mit innerer Nothwendigkeit sich vollzogen habe, daß sie zum Lebensgesetz der Nation geworden, also mit allen ihren Schöpfungen unantastbar sei, so daß, wer sie bekämpfe, gewissermaßen Hochverrath an der Nation und ihrer staatlichen und socialen Grundlage begehe. Die beiden Werke flossen also aus einem Grundgedanken; diesen führten sie in sehr verschiedener Gestalt aus, doch so, daß sie, wie Text und Commentar oder wie Theorie und Praxis, sich an einander anschlossen.

Mignet deutet diesen Grundgedanken schon in dem Titel seines Buches an: „Geschichte der Revolution bis 1814.“ Die zehn Jahre des Kaiserthums waren also nicht der Abbruch, die Beendigung der Revolution, sondern ihre Fortsetzung, ihre zweite oder dritte Periode. Napoleon war, wie Mignet in seiner Rede auf Raynouard sagt, der Reorganisator der Gesellschaft in Frankreich und zugleich der bewaffnete Repräsentant der Revolution in Europa. Diese war der Kampf gegen die alte feudale Ordnung der Staaten; nachdem dieselbe in Frankreich besiegt war, mußte sie auch im übrigen Europa gestürzt werden, und dieß vollbrachte Napoleon. In gleichem Sinne schrieb Thiers seine bändereiche „Geschichte des Consulates und des Kaiserthums.“ Man sieht, wie in dieser Theorie alles in einander greift; der Schluß ergibt

sich von selbst, daß nämlich Frankreich groß und mächtig genug gemacht werden muß, um fortwährend die Hegemonie in Europa zu üben und seinen hohen Beruf als Wächter und Beschirmer der neuen, aus der Revolution hervorgegangenen Ordnung erfüllen zu können. Darum sind auch alle Franzosen einverstanden, daß Frankreich wieder ein Stück von Deutschland bekommen, sich wieder bis an den Rhein ausdehnen müsse.

Wie man von drei Männern der ersten französischen Nationalversammlung sagte: „Was Dupont denkt, führt Barnave durch Reden und Lameth durch Thaten aus," so konnte man von diesen beiden Freunden sagen: „Was Mignet denkt, führt Thiers durch Reden aus, und seine Reden sind seine Thaten." Ein scharfsinniger, hellblickender Denker war Thiers so gut wie Mignet, aber dieser hatte vor seinem leidenschaftlich bewegten Freunde die ruhige Besonnenheit und die magistra vitae, die gründliche historische Bildung voraus. Thiers schrieb immer nur Geschichte, um dadurch zur Macht zu gelangen und selbst Geschichte zu machen; ward ihm dieß versagt, dann wandte er sich zurück zur Arbeit der Feder. Mignet dagegen betheiligte sich an der parlamentarischen Thätigkeit nur für kurze Zeit, in der ersten Versammlung nach der Julirevolution; seitdem beschränkte er sich, der Politik entsagend oder doch nur mittelst seines Freundes sich betheiligend, auf schriftstellerische und akademische Wirksamkeit.

In Beurtheilung der beiden Geschichtswerke von Mignet und Thiers dürfen wir einen Grundzug nicht übersehen, der alle französischen Werke gleichen Inhalts, mit einer einzigen Ausnahme vielleicht, beherrscht. Es ist der patriotisch-apologetische! Die französische Nation ist der Held des großen, welthistorischen Dramas und das Endergebniß muß sein, daß dieser Held, trotz aller seiner Schattenseiten, im Ganzen sich groß, edel und ruhmvoll gezeigt hat.

Hier scheidet sich nun unvermeidlich das Urtheil der Deutschen und Engländer von dem der Franzosen. Mehr noch als die gehäuften Gräuel und Grausamkeiten, mehr als die tiefe

Verdorbenheit der Mehrzahl des Convents, fällt jedem Nichtfranzosen die allgemeine moralische Feigheit auf, die passive Unterwerfung unter ein Joch, wie es schmachvoller von keiner Nation getragen wurde. Mignet und Thiers aber sagen: der Convent ist es, der Frankreich vor fremder Invasion bewahrt, der die Monarchen herausgefordert, zwölf Armeen aufgestellt, Generale geschaffen, Siege befohlen und errungen, die Fahne der Revolution durch Europa getragen, und die Rheingrenze erstritten hat; wir können ihn nicht preisgeben. Und so hat denn Mignet selbst Conventsmitglieder, welche für den Königsmord gestimmt und an den Blutgesetzen sich betheiligt haben, Männer wie Lakanal, Merlin, Sieyes, Röderer, in seinen Reden gefeiert, in seiner Geschichte sie als die entschuldbaren Opfer eines unabwendbaren Verhängnisses dargestellt.

„Das Buch ist rasch geschrieben worden", sagte Mignet zu Laube, „geradezu dem harrenden Setzer und Drucker in die Hände. — Wir brauchten damals ein solches Buch; und ich habe", setzte er hinzu, „bei all den späteren Auflagen keine weiteren, als unscheinbare stilistische Aenderungen angebracht." Die Ursache, warum Mignet gegen sonstigen Autorenbrauch seine Hand abzog von einem Werke, welches in 14 Auflagen so gewaltige und nachhaltige Wirkungen hervorgebracht, welches selbst diesseits des Rheins als classisches Textbuch in die Schulen gedrungen war, ist leicht erkennbar. Sie lag eben in dieser Wirkung. Hätte er es, gemäß seinen Erfahrungen und Ansichten späterer Zeit, etwa nach der Februar-Revolution, umgearbeitet, so wäre ihm der Vorwurf, seine Leser — nach eignem Geständniß — in verhängnißvoller Weise getäuscht zu haben, nicht erspart worden. Gleichwohl hat er in den schönen Denkreden, in denen er hervorragende Männer der Revolutionszeit und des Kaiserreichs feierte, die Gelegenheit benützt, um Correctiven anzubringen, Personen und Ereignisse in eine der Wahrheit näher kommende Beleuchtung zu stellen. Eine aufmerksame Vergleichung seiner Revolutionsgeschichte mit diesen Reden ist daher sehr lehrreich; man fühlt da,

was Mignet, theils durch Studium, theils durch Erfahrung, an historischem Verständniß, an Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils gewonnen hat, ohne doch an seinen von Jugend an eingesogenen Anschauungen wesentliches zu ändern. Eine Aeußerung in seiner Rede auf den Grafen Röderer ist in dieser Hinsicht offenbar ein Selbstbekenntniß: „Die Menschen", sagt er da, „sind viel weniger veränderlich, als man glaubt, selbst in den verworrensten und beweglichsten Zeiten. Im Grunde halten sie fest an den ersten Ideen, unter deren Herrschaft sie sich gebildet und die ihren Geist entzückt haben, an den Gefühlen, unter denen ihr Herz schlug, an den Ueberzeugungen, in deren Dienst sie sich einmal gestellt haben."

Und doch sind diese Jugendüberzeugungen durch den Gang der Dinge, dessen unwiderstehliche Logik Mignet so nachdrücklich betont hat, mitunter auf harte Proben gestellt worden und in arge Bedrängniß gerathen. Dieß führt uns auf seine Beurtheilung des ersten Napoleon und seines Einflusses auf den Charakter und die Geschicke der Nation.

Mignet ist ein unbedingter, zuweilen fast enthusiastischer Bewunderer Napoleon's; er redet hie und da von ihm, als ob er ihn für den größten Mann der Weltgeschichte halte. Doch ist es nicht sowohl das militärische Genie, welches er anstaunt, als das organisatorische, wie der Imperator es vorzüglich in den ersten vier Jahren seiner Herrschaft geoffenbart habe, als er die zerrüttete Gesellschaft der Revolution auf festen, bürgerlichen Grundlagen wieder aufbaute. Hier begegnet es Mignet nun, den Beruf des Kaisers auch darein zu setzen, daß durch ihn das französische Volk zur Gewohnheit der großen Unternehmungen herangezogen wurde. Nun, diese Methode der Volkserziehung hat die Franzosen nach Aegypten, Spanien und auf die russischen Eisfelder geführt, man weiß, mit welchem Erfolge! Der Neffe hat dann den Oheim auch hierin zum Muster genommen, als er in dieser „Angewöhnung" ein bequemes Regierungsmittel sah. Befragt, wie er denn ein so turbulentes und unberechenbares Volk zu regieren gedenke,

erwiderte er: „indem ich ihnen alle drei Jahre einen Krieg gebe.“ So kamen die sterilen und männermordenden Züge nach der Krimm und nach Mexico; und als durch sie die Wehrkraft des Landes geschwächt war, kam Sedan. Man sieht, der Gallier in Mignet hat mitunter den besonnenen, kosmopolitischen Historiker überwältigt. Auch meine ich, Mignet würde in seiner Bewunderung der Größe des Kaisers zurückhaltender gewesen sein, wenn er schon die große Sammlung der Napoleonischen Briefe, welche erst auf Befehl des dritten Napoleon erschien, gekannt hätte, denn da enthüllt sich der Mann als ein herzloser Despot, dem ein Menschenleben nichts gilt, und der immer bereit ist, auch bei geringen Anlässen und für kleine Erfolge, Blut wie Wasser zu vergießen. Man darf eben auch einen wahrhaft genialen Menschen nicht so hoch erheben, dem gerade die besseren sittlichen Eigenschaften so gänzlich mangelten, wie dieß bei Napoleon der Fall war.

Zum Ausbruch und Erfolg der Juli-Revolution von 1830 trugen die beiden jungen Männer nach Kräften bei. Mignet hatte sie vorzubereiten, ihr Bahn und Schranken vorzuzeichnen gesucht durch fleißiges Hinweisen auf die englische Thronveränderung von 1688, die sich so maßvoll vollzogen, die Verfassung in allem Wesentlichen unverändert bewahrt, und nur den verderblichen Kämpfen zwischen Krone und Parlament, zwischen Königswille und Volkswille, für immer ein Ende gemacht habe. Mignet und Thiers waren es, welche den vieldeutigen und vielumstrittenen Spruch als Programm der neuen Aera aufstellten: le roi règne et ne gouverne pas. Das hieß damals: das Königthum darf keinen andern Willen haben, als den der herrschenden Klasse; die Kammermajorität ist das Organ dieses Willens, und die ihr verantwortlichen Minister üben die Gewalt, regieren und verwalten, während der zuschauende König nur das Recht oder die Pflicht hat, die mit der Kammer in Zwiespalt gerathenen Minister durch andere zu ersetzen. Mignet war auch der Verfasser der Proclamation, die dem Volke die Thronbesteigung Louis Philipp's ankündigte.

Bei der Beurtheilung von Mignet's Werken sind vorerst zwei Thatsachen im Auge zu behalten: die eine ist sein Optimismus, sobald es sich um französische Geschichte handelt, die andere seine Unkenntniß der deutschen Sprache. Den Optimismus hat er mit fast allen namhaften Geschichtschreibern seines Landes gemein; — ich weiß nur zwei Ausnahmen: Tocqueville und Taine, und den ersten beurtheile ich in diesem Punkt nicht nach seinem berühmten Werke, sondern nach den Mittheilungen Senior's über seine Ansichten und Aeußerungen. Dieser historische Optimismus erheischt nun, daß die Nation in keinem Abschnitt ihrer zweitausendjährigen Geschichte allzu sehr verdunkelt oder schuldig erscheine. Schwächen, wie Leichtfertigkeit, Veränderlichkeit, Eitelkeit, Anfälle von nationaler Tollheit, werden bereitwillig zugestanden, aber daß jene Ereignisse und Charakterzüge, welche der großen Revolution ein so widerwärtiges Gepräge aufdrücken, so finstere Schatten auf sie werfen, in der Natur und Geschichte des Volkes wurzeln, dieses Bekenntniß dürfen wir selbst von einem Mignet nicht erwarten, so hoch er auch an Einsicht, Scharfblick und Gerechtigkeits-Sinn über den durchschnittlichen Verfertigern französischer Geschichtsbücher steht. Taine hat es erkannt und gesagt, und man weiß, welchen Sturm des Unwillens diese unpatriotische Aufrichtigkeit wider ihn hervorrief.

Mignet's Unkenntniß des Deutschen mußte einzelnen seiner Werke schaden, besonders seiner sonst so vorzüglichen Geschichte der Nebenbuhlerschaft von Franz I. und Karl V.; manches Neue, was er, wäre es ihm zugänglich gewesen, sicher verwerthet hätte, ist ihm so entgangen. Andrerseits kann man es als einen Gewinn betrachten, daß seine so häufig mit den deutschen Forschungsergebnissen übereinstimmenden Darstellungen gerade durch diese Unkenntniß das Gewicht eines unabhängigen und bestätigenden Zeugisses haben. Daneben verdient hervorgehoben zu werden, daß auf Mignet's Veranlassung einige besonders gewichtige Werke unserer Literatur übersetzt worden sind.

Graf Montalembert sagte mir einmal, er halte Mignet für

den größten Gelehrten Frankreichs; dieser sei von so unermüdlicher Arbeitskraft, daß er selbst die Sitzungen des Instituts zur Förderung seiner Werke benütze. Neben den Werken, die längst gedruckt vorliegen, trug sich Mignet seit früher Zeit mit einem großartigen Plan, welcher, nach seinem Entwurf ausgeführt, allerdings ein ganzes Menschenleben in Anspruch genommen hätte. Er wollte eine Geschichte der Reformation in ganz Europa schreiben. Die Vorbereitungen und Stoffsammlungen dazu, die Auszüge, die er machte oder machen ließ, wuchsen bis zu 400 Bänden an. Mit gespannter Erwartung sah man dem Erscheinen dieser Geschichte entgegen; lange war in allen Zeitschriften die Rede davon. Gab es doch in ganz Europa sicher nicht drei Männer, welche ein derartiges Werk mit Mignet'scher Kunst und Gründlichkeit zu schaffen sich hätten vermessen dürfen. Man wollte schon vor 25 Jahren wissen, daß es bereits größtentheils vollendet sei. Es sind aber nur einige Bruchstücke, die zu dem großen Werke gehören sollten, erschienen. Sie betreffen die Geschichte von Genf und das Leben Calvin's, zusammen mit den Anfängen des Protestantismus in Frankreich. Das Schweigen in Paris seit Mignet's Tod läßt sicher annehmen, daß in seinem Nachlasse sich nichts dahin Gehöriges von Bedeutung gefunden hat. Die Sache erklärt sich wohl am einfachsten aus Mignet's spät erst erwogener Unkenntniß der Theologie und seiner Abneigung gegen alles, was diesem Gebiet angehört.

Die Gedächtnißreden, welche Mignet als lebenslänglicher Secretär der Pariser Akademie gehalten hat, sind nach und nach in drei Sammlungen erschienen. Diese Elogien gehören zu den schönsten Zierden der Literatur, mehrere unter ihnen sind wahre Perlen einer Gattung, welche nach den Römern nur die Franzosen, und auch sie erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ausgebildet haben. In den Händen Mignet's sind sie zu anziehenden Kunstwerken geworden, reich an treffenden, aus der Tiefe seines historischen Wissens geschöpften Bemerkungen. Zugleich aber dienten sie ihm als Mittel, Stellung zu nehmen zu den Be-

gebenheiten des Tages, Ereignisse und Personen, die noch immer nachwirkten, zu beurtheilen, mitunter zu verurtheilen, und durch den Mund eines verehrten Todten die eigne Haltung sowohl wie die des Freundes zu erklären, zu rechtfertigen. Das geschah denn immer in vorsichtig abgewogener, oft nur errathen lassender Weise.

Die Geschichte der Königin Maria Stuart (1851) wird wohl unter Mignet's Werken das kurzlebigste sein. Es hat die Formvorzüge der andern, hat auch manches Neue gebracht, einzelne Charakterschilderungen, z. B. die der Königin Elisabeth, lassen den Meister erkennen, aber es ist doch stellenweise zu sehr Anklageschrift. Mignet baut fest auf das Zeugniß der Chatouillenbriefe bezüglich der Mitschuld Mariens an der Ermordung ihres Gatten; aber seitdem ist der Nachweis, daß die Hauptstelle darin eine Fälschung sei, überzeugend geführt worden. Gewißheit ist hier, scheint es, nicht mehr erreichbar; auch nach den jüngsten sorgfältigen Untersuchungen von vier deutschen und vier englischen Gelehrten schwankt das Urtheil und theilen sich die Ansichten, ob Mitwissen oder Unkenntniß das Wahrscheinlichere sei. Unvertilgbar dagegen haftet an Maria der Flecken ihrer eilfertigen Vermählung mit dem Manne, dessen Schuld ihr kaum verborgen sein konnte.

Für die schönste und glücklichste Zeit des Juli-Königthums erklärt Mignet jene vierjährige Periode des „großen und mächtigen" Ministeriums, wie er es nannte, in welchem sein Thiers neben Broglie nnd Guizot saß, und diese drei Männer, in der That die besten vielleicht, die sich finden ließen, das parlamentarische System, nach Mignet's Ausdruck, in seiner Wahrheit und Vollständigkeit handhabten, Frankreichs Ehre und Macht nach außen, Gesetz und Ordnung im Innern behaupteten. Aber diese Zeit des politischen Sonnenscheins währte nicht lange. Der König widerstrebte erst leise, dann immer offener dem System, das ihn auf den Thron gehoben; er wollte in den großen Fragen selber entscheiden, und gerieth in fortwährende Conflicte mit dem das volle constitutionelle Ministerrecht behauptenden Staatsmann.

Thiers wollte den Primat Frankreichs in Europa behaupten oder zurückgewinnen; der König verzichtete darauf, um jeder Gefahr eines Krieges aus dem Wege zu gehen. Nach allzu häufigen Ministerwechseln trat Thiers zurück und in die Opposition. Louis Philipp und seine willfährigen Minister Guizot und Duchatel trieben die Corruption der Wähler und der Abgeordneten immer weiter, es entwickelte sich ein System von Stimmen- und Stellenkauf; die Kammer füllte sich fast zur Hälfte mit absetzbaren, unbedingt willfährigen Beamten, und jede Erweiterung des Wahlrechts, die dieses Bestechungswesen erschwert oder unmöglich gemacht hätte, ward, selbst noch im letzten Moment, beharrlich verweigert. So ging denn in der Nacht des 24. Februar das Julikönigthum unter dem Ansturm der Pariser Vorstädte, eigentlich aber an den Widersprüchen, an welchen es unheilbar krankte, zu Grunde. Der Dichter Lamartine und sechs Journalisten entschieden, nach einer Berathung von fünf Minuten, daß die Monarchie in eine Republik verwandelt werden müsse und gaben dieser das Danaergeschenk des allgemeinen Stimmrechts mit auf den Weg. Mit der Monarchie fiel auch die bisherige Herrschaft der Bourgeoisie und die Plutokratie der Capitalisten. Der vierte Stand rüstete sich, die Erbschaft des dritten anzutreten.

Da erfolgte der Staatsstreich vom 2. December 1851; der Gewaltact, dessen Opfer Thiers ward, wenn auch nur für kurze Zeit, reichte nicht bis in die Gemächer des Staatsarchivs. Mignet blieb persönlich unbehelligt, doch verlor er seine Stelle als Staatsrath. Das Kaiserthum war in Sicht; Thiers hatte schon in der National-Versammlung gerufen: l'empire est fait, und schon verriethen einige Aeußerungen und Thaten des herumreisenden Präsidenten, daß die künftige Regierungsform ein demokratisch maskirter Cäsarismus sein werde. Da erkor sich Mignet den vor zwei Jahren gestorbenen Historiker Droz, welcher eine Geschichte der großen Revolution in ihren ersten drei Jahren geschrieben hatte, zum Gegenstand einer am 3. April 1852 gehaltenen Denkrede — und denkwürdig war diese in der That. Sie war ein

Programm für Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges. Beide Männer, Mignet und Thiers, hatten durch ihre Werke — Thiers freilich noch viel mehr als Mignet — dem Prinzen die Wege gebahnt; er that nur in ähnlich verworrener und einer Lösung bedürftigen Lage, was sein Oheim gethan; jetzt wie damals wurden Eidbruch und Gewaltthat durch die zwingende Noth der Lage gerechtfertigt. Da erhebt sich denn Mignet als Schutzredner der Moral, der sittlichen Pflicht und Ehrlichkeit. Droz, sagt er, habe gezeigt, wie das verblendete Volk unaufhaltsam von einem Abgrund in den andern gestürzt sei. In solchen schrecklichen Momenten vermindert sich zwar die Macht des Individuums, aber seine moralische Freiheit bleibt ungeschwächt. Der Mensch bleibt verantwortlich für seine Thaten; hat er keine Macht über die Ereignisse, so bleibt er doch immer Herr seines eignen Verhaltens, er bleibt verpflichtet, nach den Regeln der Gerechtigkeit und den Gesetzen der ewigen Moral zu handeln; er bleibt es, selbst wenn diese am meisten mißhandelt werden. Im weitern Verlauf erklärt Mignet dann noch, daß er dieß ganz besonders von Königen und Herrschern verstanden wissen wolle. Dieß war verständlich genug für den Usurpator, der sich gerne auf seinen Stern berief, welchem er folgen müsse, und bildete gewissermaßen die Apologie der feindlichen, abschätzigen Haltung, welche, mit nur wenigen Ausnahmen, die geistig vornehmeren Kreise gegen ihn, seinen Hof, und seine sittenlose Umgebung, beharrlich einnahmen.

Im Jahr 1866, als die hippokratischen Züge im Antlitz des Kaiserthums für so feine Beobachter, wie Mignet und Thiers, schon sehr sichtbar waren, sieben Jahre nach Tocqueville's Tode, fand Mignet es angezeigt, diesem Manne, einer der edelsten und großartigsten Erscheinungen des modernen Frankreichs, eine Gedächtnißrede zu widmen, in der er ausführte, Tocqueville habe zwar sehr gegründete Zweifel gehegt, ob ein Volk, wie das französische, es zur vollständigen Selbstregierung und Selbstverwaltung bringen könne — dieses Volk, so veränderlich und leidenschaftlich, so raisonnirend, bald zügellos bis zur Anarchie, und dann wieder unterthänig bis zur

Knechtschaft —, „aber", sagte Mignet, „Tocqueville schloß sich trotzdem der neuen Republik aufrichtig an, um womöglich zu verhindern, daß die Formen, Verirrungen und Katastrophen der älteren Republik ihr Erbtheil würden." Damit war also das Programm für das Verhalten beider Männer beim Eintritt der als nahe bevorstehend erkannten Katastrophe gegeben. In ihrem Sinn gedeutet, lautete dasselbe: Graf Chambord hat sich als erklärter Absolutist selbst ausgeschlossen; die Orleans haben nur schwachen Anhang und würden den andern Parteien gegenüber sich nicht behaupten können; bleibt also nur die Republik übrig, obwohl wir wissen, daß sie, bei der im Grunde monarchischen Sinnesweise der Nation, nur ein Interregnum, ein Uebergangszustand sein wird; Thiers ist bereit, dem Beispiele Tocqueville's folgend, die Regulirung und Leitung des Freistaates zu übernehmen.

So geschah es denn auch. Zwar war die Rundreise des Mannes an die europäischen Höfe — um eine Intervention derselben zu Gunsten Frankreichs zu erlangen — erfolglos geblieben, zwar hatte er nothgedrungen einen Frieden geschlossen, der nach französischer Anschauung ganz unerträglich war; gleichwohl zeigte sich, als 1871 die Nationalversammlung zusammentrat, daß Mignet's Freund der einzige Mann war, auf dessen Begabung und Gesinnung die Nation in dieser schlimmsten Lage ihr Vertrauen setzte. In 26 Wahlkreisen gewählt, wurde er am 31. August auf drei Jahre zum Präsidenten der französischen Republik ernannt.

In dieser und der nächstfolgenden Zeit, bis 1874, verhielt sich Mignet sehr schweigsam. Wir haben wohl anzunehmen, daß er im Ganzen und in den wichtigeren Maßregeln der von seinem Freunde befolgten Politik zustimmte. Aber eine Zeit froher Hoffnungen für Frankreich können diese Jahre für ihn nicht gewesen sein. Er wußte, was das allgemeine Stimmrecht in Frankreich bedeute; er sah, daß damit der Republik der Mühlstein angehängt sei, der die Regierungsgewalt unaufhaltsam zu den niederen Formen der Demokratie und endlich bis zu ochlokratischen Zuständen hinabziehen werde. Bald erlebte er denn auch, daß sein Freund,

welchem man, als Frankreichs Retter, öffentlichen Dank votirt hatte, zum Rücktritt genöthigt ward, da er weder den Chambordisten, noch den Orleanisten, weder den Bonapartisten, noch den Radicalen als Werkzeug dienen mochte. Ein Gambetta ward ihm vorgezogen!

Ein Zeugniß der Stimmung, welche bei Mignet in seinen letzten Lebensjahren vorherrschte, ist seine Rede auf den Herzog Victor von Broglie, vom Jahr 1874. Er beklagt hier die allzu häufigen Anarchien, wechselnd mit allzu verderblichen Dictaturen. Aus seinen Worten klingt die Sehnsucht heraus nach einem Retter, einem Ordner und Restaurator seines zerrissenen, in ohnmächtigem, unfruchtbarem Parteikampf sich aufreibenden Vaterlandes, die Sehnsucht nach einem echten, Ehrfurcht gebietenden und zugleich Vertrauen erweckenden Staatsmann — kurz nach einem Manne, wie Deutschland ihn zu besitzen das Glück hat. Wer möchte dem hartgeprüften, vielgequälten Nachbarvolke einen solchen rettenden Genius nicht gönnen — dem Volke, das doch immer eines der edelsten, unentbehrlichsten Glieder am großen Völkerleibe sein und bleiben wird! Würde doch dieser Restaurator nicht nur für Frankreich, auch für alle mit ihm in Wechselbeziehungen stehenden Nationen, das heißt für die ganze Welt, ein Wohlthäter werden.

Mit dem 3. September 1877, dem Todestage von Thiers, trat in Mignet's Leben eine trübe Wendung ein. Die Entwicklung der öffentlichen Zustände, welche täglich deutlicher die Gestalt der zu keinem Abschluß gelangenden Revolution und des Entschwindens der auf Gesetz und Ordnung gegründeten Freiheit zeigten, entmuthigte ihn. Nicht als ob er an der ersten, der großen Revolution, dieser Göttin seiner Jugendjahre, irre geworden wäre: er behielt bis zuletzt die Ueberzeugung, daß der Gewinn, welchen sie Frankreich gebracht, ihre schlimmen Folgen weit überwiege. „Alle Klassen und Stände," sagte er einem meiner Freunde, „befinden sich durch sie in besserer Lage als früher". Sogar von dem Adel müsse dieß gelten, sofern als derselbe durch die ehedem verpönten Ehen mit reichen Töchtern des Mittelstandes seine Lage

zu verbessern und den Wohlstand der Familie herzustellen im Stande sei, und dieß auch häufig thue. Aber er fühlte sich mehr und mehr vereinsamt; die Brücke, welche ihn bisher mit dem öffentlichen Leben in Verbindung gehalten, war für ihn abgebrochen. Bisher hatte der elastische, schwungvolle Freund, der nie verzagte, stets hoffte, stets zum Sprunge bereit und gerüstet war, die den Händen entfallenen Zügel der Regierung wieder zu ergreifen, den ruhigeren, mehr zur Meditation neigenden Mignet mit sich emporgehoben und fortgezogen. Oft hatte Thiers Wein gegossen in das Wasser von Mignet, nicht selten aber hatte auch Mignet sein Wasser gemischt mit dem schäumenden Wein von Thiers. Indem er nun das letzte, von Thiers hinterlassene Denkmal, sein politisches Testament, veröffentlichte, zeigte er, daß diese Apologie der Republik, als der einzigen für Frankreich jetzt durchführbaren Verfassung, auch seine eigene Ueberzeugung ausspreche. Und doch waren beide Männer im Grund ihres Herzens monarchisch gesinnt: Mignet hatte wiederholt und mit Nachdruck es gesagt, daß die Nation ihre staatliche Existenz und Erziehung, ihre Größe und ihren Ruhm, dem Königthum verdanke; Thiers hatte mehrmals eingestanden, daß die Franzosen ein durchaus unrepublikanisches Volk seien.

In dem Abendkreise bei Thiers war Mignet, neben welchem noch der gelehrte Barthélemy Saint-Hilaire, der vor einigen Jahren Minister gewesen, und der Finanzmann Calmont, der Herausgeber der Thiers'schen Reden, sich einzufinden pflegten, der Sprecher. Die Freunde und die Frauen, welche Thiers umgaben, waren während der Kaiserzeit besorgt, daß der lebhafte, impulsive Mann allzuviel heraussagen möchte; sie hatten daher Mignet angewiesen, die Unterhaltung zu leiten und selber viel zu reden, damit Thiers sich leichter zum Schweigen resignire. Das that Mignet denn auch, stets mäßigend, den Dingen und den Worten oft die Spitze abbrechend. Man könnte von ihm sagen, daß er in seiner gemessenen, vornehmen, eleganten Haltung in Paris eine Rolle gespielt habe, welche der von Alexander v. Humboldt in Berlin

eingenommenen ähnlich war. Im Institut war er die leitende, nahezu dominirende Persönlichkeit.

Mignet war und blieb bis in sein hohes Alter ein schöner, stattlicher Mann mit feinen, ausdrucksvollen Zügen und anmuthigem Benehmen. Weder Familienbande noch politische Thätigkeit hemmten ihn in seinen Studien. Er blieb unvermählt. Daß er sein Leben in stetem Vollgenuß seiner Geisteskräfte auf achtundachtzig Jahre gebracht, ist um so merkwürdiger, als er mehr als sechzig Jahre in dem gespannten, aufreibenden Treibhaus Paris zugebracht hat und alles besaß, was einen Mann in den feineren, gewählten Kreisen der Pariser Gesellschaft willkommen und beliebt machen kann.

In Literatur und Wissenschaft bleibt ihm ein unvergänglicher Ruhm; seine Werke werden nicht mehr aus der französischen Literatur verschwinden, denn sie vereinigen in höherem Grade, als dieß bei irgend einem andern Franzosen der Fall ist, gründliche, umfassende Forschung, weiten Umblick und Gerechtigkeit des Urtheils mit classischer Form, stilistischer Anmuth und Eleganz der Darstellung. Schönheit mit Wahrheit verbunden schafft unvergängliche Werke, und wer Unsterbliches schafft, der ist selbst unsterblich.

III.

Akademische Reden

verschiedenen Inhalts.

I. Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung und die gegenwärtige Aufgabe unsrer Akademie.*

Wir stehen alle noch unter dem schmerzlichen Eindruck des unersetzlichen Verlustes, den wir erlitten haben. Die Akademie, die Hochschule, Bayern, Deutschland werden noch lange des Mannes, der ihre Zierde gewesen, in Sehnsucht gedenken, werden noch lange darüber trauern, daß eine Geisteskraft wie Liebig, mit ihren reichen, nichts weniger als erschöpften Schätzen von Erkenntniß, vor der Zeit hinweggenommen ist.** Noch steht er vor den Augen unsrer Seele, wie er war: der Hohepriester seiner Wissenschaft, mit dem klaren, lichten, jugendlich frischen Geiste, mit der tiefen Einsicht in das Leben und die Kräfte der Natur, mit dem combinatorischen Scharfblick. Wir bewunderten ihn, wie er den Ernst und die nie ermüdende Beharrlichkeit der Specialforschung verband mit der Weite, der kühnen Sicherheit der Combination; wie bei ihm die reine, volle Liebe zur Wahrheit, der physischen wie der ethischen, Hand in Hand ging mit dem Trieb zu gemeinnütziger Wirksamkeit und Volksbelehrung. Wie viele jüngere Männer haben in ihm nicht bloß einen gerne und rückhaltlos sich mittheilenden Lehrer, auch einen Berather und Helfer gefunden! Und nicht vergessen wird es werden, daß Liebig es war, der, wie mit höherem Divinationsvermögen begabt,

* Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung vom 25. Juli 1873 und im Verlag der Akademie erschienen.

** Justus Frhr. v. Liebig, Vorstand der Akademie vom 15. Dezember 1859 bis zu seinem Tode, war am 18. April 1873 gestorben.

mühsam erst einen Pfad der Forschung schuf und ebnete, wo viele jetzt, wie auf breiter Heerstraße, sicher wandeln und weiter vordringen.

Liebig's wissenschaftliche Leistungen und Verdienste werden später an dieser Stelle von besser berufenen Männern eingehend geschildert werden. Gewiß aber werden nicht wenige von denen, die ihn näher zu kennen das Glück hatten, mit mir sagen, daß seine Persönlichkeit immer noch höher gestanden, als seine geistigen Hervorbringungen. Im geschäftlichen wie im freundschaftlichen Verkehr mit ihm ist mir stets der Eindruck eines edlen, vornehmen, niederen Motiven unzugänglichen Charakters geblieben, der nicht bloß als Gelehrter, auch als Mensch berufen war, eine wohlthuende Macht nach verschiedenen Seiten hin auszuüben. Nie bin ich von ihm gegangen, ohne mich belehrt, angeregt und innerlich erquickt zu fühlen. Selbst wenn er über nicht wissenschaftliche, über Dinge des gesellschaftlichen oder staatlichen Lebens sprach, überkam mich das Gefühl, als trage er eine tiefe Lehre vor, als klinge ein reiches Gedankenleben in seinen leicht hingeworfenen Worten sich aus. Nur genialen Menschen — und ein solcher war Liebig — ist es gegeben, als kühne Entdecker in ganzen Gebieten des Wissens und Lebens einen mächtigen Umschwung zu bewirken. Indem er zuerst die noch vereinzelt dastehenden Forschungen über pflanzliches und thierisches Leben mit scharfem Blicke durchschaute und zusammenfaßte, erkannte er, wie Niemand vor ihm, welche Wachsthums- und Nährungsprocesse sich im Boden, in den vegetabilischen Substanzen und in den Thierkörpern vollziehen. Wir alle wissen, welche noch nicht einmal ganz übersehbaren Folgen diese von ihm gewonnene Einsicht für die Landwirthschaft, für den Zustand der ländlichen Bevölkerung, selbst für das Familienleben gehabt hat. Liebig's Wissen, seine Entdeckungen, sind ein Baum geworden, in dessen Schatten wir ruhen, von dessen Früchten wir alle genießen. Lange noch bleibt unsere Bewunderung dem Manne gesichert, der ungekannte Gebiete unsrem Blicke erschlossen, Schätze gehoben hat aus bis dahin

verborgenen Tiefen, dem Manne, der uns das schöne Vorbild eines reinen und ganz im Dienste der Wissenschaft und der Menschheit, wie begonnenen so beschlossenen Lebens hinterlassen hat.

Blicken wir von unserm letzten Präsidenten zurück auf seine Vorgänger, so war der erste, welcher der Akademie seit ihrer Wiedergeburt vorstand, Friedrich Heinrich Jacobi, ein Denker, der sich Gunst und Ruhm in den weiten Kreisen mehr des gebildeten als des wissenschaftlichen Deutschlands erworben hatte, indem er die abstracten Sätze der Speculation mit einer Fülle von Gefühl umkleidet, die Philosophie allgemein faßlich und angenehm gemacht hatte. Nach ihm trat Schelling an die Spitze der Körperschaft, und alle fühlten sich geehrt und gehoben, daß ein so mächtiger, schöpferischer Geist ihnen vorstand, ein Mann, der durch den Reichthum seiner Ideen und Kenntnisse, wie durch seine kühnen und geistreichen Combinationen, der Philosophie einen neuen Inhalt gegeben hat, und der für immer ein Markstein in der Geschichte des modernen Geisteslebens bleiben wird. Als Schelling uns verließ, um nach Berlin zu gehen, ward durch den Willen des Monarchen der Freiherr von Freyberg zum Präsidium erhoben; an ihm hatten wir einen Repräsentanten des altbayerischen Volksstammes nach seinen besten Seiten; der Sprößling eines alten, mit der Landesgeschichte verwachsenen Geschlechtes, war er ein Ritter ohne Tadel; milde, edel und gerecht, vielseitig gebildet, ohne gerade umfassender Gelehrter zu sein, erinnerte er in mancher Beziehung an Stein, und hatte um die bayerische Geschichte durch Bearbeitung einzelner Partien und Veröffentlichung von Quellen sich bleibende Verdienste erworben. Zu frischerer Blüthe und größerer Thätigkeit erwachte dann die Akademie, als Thiersch ihr Vorstand ward, der Mann, dem der Ehrenname eines praeceptor Bavariae nicht mit Unrecht zuerkannt worden, der einsichtsvolle Pädagog und Meister der Schule, der feinsinnige Kenner und Deuter griechischer Kunst und Literatur. Wie endlich Liebig mit richtigem Verständniß jedes Streben in unsrem Kreise förderte, wenn es sich ihm nur als ein wissen=

schaftliches erwies, wie er den Zusammenhang der Dinge im weitesten Umfange zu überblicken gewohnt war, und durch die Macht seiner imponirenden Persönlichkeit schon wohlthätig wirkte, das ist uns allen noch in dankbarer Erinnerung.

Als das Jahr 1870 mit seinen deutschen Siegen auch die Einigung des Vaterlandes brachte, als Deutschland sich zum ersten Mal seit sechshundert Jahren in Eintracht stark und mächtig fühlte, fähig seine Geschicke selber zu bestimmen und mitzureden in den europäischen Angelegenheiten, da war Liebig eben, nach einer schweren Krankheit, in langsamer, leider nicht vollständiger Genesung begriffen. Vorher, als er sein Ende nahe geglaubt, war ich auf seinen Wunsch an sein Bett gekommen, und hatte er, für immer, wie er meinte, Abschied von mir genommen. Jetzt fand ich ihn in freudig gehobener, lebensmuthiger Stimmung: er freue sich jetzt wieder, sagte er mir, zu leben und in seiner Sphäre an den großen und schönen Aufgaben des regenerirten Vaterlandes mitzuarbeiten. Wir verstehen wohl alle dieses Gefühl, wir theilen es. Denn der Rang, welchen eine Nation unter den Völkern einnimmt, entscheidet sehr häufig auch über die Beachtung ihrer Leistungen und Geistesfrüchte von Seiten der Welt. Man hat uns Deutsche sonst wohl ein Volk von Denkern genannt, aber, meinte man halb mitleidig, den schönen oder tiefen Gedanken entsprächen keine Thaten, und wo diese stets ausblieben, da müßte es doch auch am Ende mit den Gedanken nicht weit her sein, und möchten die Denker wohl eher Grübler zu heißen verdienen.

Wie viel günstiger gestellt, wie überlegen fühlte sich da der französische Gelehrte, welchem schon die rasch zündende Klarheit und behende Gelenkigkeit des nationalen Geistes, das leicht zu handhabende Werkzeug seiner allgemein verstandenen Weltsprache und das Prästigium der schlagfertigen Macht seines Staates die Wege bahnte und die Leser gewann. Dagegen mußte der Deutsche gar häufig sich bescheiden, daß in der romanischen und angelsächsischen Welt diesseits und jenseits des Oceans seine Ideen und

Entdeckungen dann erst bekannt werden und Beachtung finden würden, wenn sie von einem Franzosen oder Engländer der billigenden Erwähnung oder Dollmetschung würdig erachtet worden.

Ich will keineswegs sagen, daß es erst der Siege auf dem Schlachtfeld bedurft habe, um den Leistungen der deutschen Wissenschaft die Anerkennung der Welt zu sichern. Aber, daß Wissen eine Macht sei, und daß umsichtige Verwerthung der durch gelehrte Forschung gewonnenen Einsichten und gemachten Entdeckungen, auch dem Staate, seinem Wohlstande, seiner Heereskraft zu Statten komme, daß ein an Wissenschaft reiches, geistig hochgebildetes Volk sich, sobald es ernstlich will, auch den ihm gebührenden Antheil an politischer Macht und Welt-Einfluß erringen kann — diese Wahrheiten sind wohl nie faßlicher und nachdrücklicher durch die Ereignisse gepredigt worden, als in den letzten drei Jahren.

Mit der Macht und dem Ansehen steigern sich die Pflichten, mehren sich die Aufgaben, und werden die Anforderungen, welche die fremden Nationen an uns stellen, gewichtiger, umfassender. Den Deutschen ist in der Gegenwart die Rolle zugefallen, welche den Hellenen in der alten Welt übertragen war. Selbst in Südamerika weiß man jetzt, daß man, um tüchtige Lehrer zu besitzen, sie von Deutschland verschreiben oder doch dort bilden lassen muß. Kein anderes Volk hat reichere Geistesgaben zu bieten, keines wohl die gleiche Fülle aufzuweisen von rastloser Forschung, vor allem in jenen Wissenschaften, welche nicht in der Peripherie, sondern in der innersten Mitte des geistigen Lebens stehen und es durchdringen. Nirgends hat man besser gelernt die Tiefe der Forschung mit der Weite der Umsicht zu verbinden, die Cultur aller früheren Jahrhunderte uns nahe zu bringen und mit der Gegenwart in befruchtende Berührung zu setzen. So rasch vollzieht sich jetzt die Vermittelung zwischen Wissenschaft und Leben, daß die Entdeckung von gestern heute schon praktisch verwerthet, und sofort zum Ausgangspunkte neuer Entdeckungen genommen wird. Es hat dieß allerdings auch seine Schattenseite. Bei der

gewaltigen Erschütterung der Geister, da an allem gerüttelt, auch das, was sonst als das gewissfeste galt, in Frage gestellt wird, kommt es häufig vor, daß besonders jüngere Gelehrte das Angenommene, Ueberlieferte schon darum mit Mißtrauen betrachten, weil es bisher als wahr gegolten hat. Und nicht ungerecht ist der Vorwurf, den ein berühmter, mit deutscher Literatur genau bekannter Franzose* uns jüngst gemacht hat: das große Uebel in Deutschland sei die fieberhafte Hast, neue Resultate anzukündigen und über die Meister hinauszugehen, was eine Fluth von dreisten und paradoxen Behauptungen erzeuge. Wir müssen dieß zugeben, und es zu den speciellen Aufgaben der deutschen Akademien rechnen, als feste Burgen der echten, vorsichtig und umsichtig zu Werke gehenden Forschung diese Fluthen unreifer Speculationen und hastig gezogener Schlüsse abzuwehren.

Zumal in unsern Tagen thut dieß Noth, wo die alte Scheidewand, die vordem in Deutschland zwischen Gelehrten und Ungelehrten aufgerichtet war, gefallen ist, und die Gelehrten, wie im Wetteifer, sich bemühen, auch die Theilnahme des Volkes für ihre Wissenschaft zu gewinnen, diese für die Bedürfnisse des Volkes zu verwerthen, und die Ergebnisse der Forschung in gemeinfaßlicher Gestalt in's Volk hineinzutragen.

Die Vereinigung von Kräften, die Befriedigung des natürlichen Verlangens, von geistig ebenbürtigen Männern verstanden und gewürdigt zu werden, die wechselseitig belehrende Mittheilung und kritische Beurtheilung, die stete Sollicitation zu erneutem Forschen und neuen Darlegungen, und die Bildung und Pflege eines wissenschaftlichen Gemeingeistes, vor dessen prüfendem Richterstuhle jedes Forschungs-Ergebniß, jede Hypothese bestehen oder vergehen muß — dieß sind die Vortheile, welche Akademien gewähren. Die Lebensluft, in der sie gedeihen, ist: von außen volle ungestörte Freiheit, nach innen Friede und Eintracht. Beide Güter besitzen wir jetzt und schon seit Jahren. Es war nicht

* Renan, Questions contemporaines, p. 259.

immer so: — die Geschichte unsres Vereines hat von mehr als einer, der Unterdrückung sehr nahe kommenden Verkümmerung seiner Freiheit, sie hat auch von innerer Zwietracht zu berichten, welche wiederholt selbst die Existenz der Akademie gefährdete. Wie viel besser und schöner ist das alles geworden! Parteien gibt es unter uns nicht; weder über das zu erstrebende Ziel, noch über die dahin führenden Mittel und Wege sind wir, im Ganzen und Großen, getheilter Ansicht. Die Akademie ist eine Schule, in der man, was dem einsamen, in seiner Abgeschlossenheit forschenden Gelehrten so schwer fällt, Widerspruch ertragen lernt; jeder Streit wird sofort zu einem Wettstreit der besseren Begründung, und in dem Gegner sehen wir bereits den künftigen Meinungsgenossen, da, falls nur Zeit gegönnt wäre, sicher noch entweder der eine zur Ansicht des andern sich bekehren oder beide in einer dritten, höheren sich einigen würden.

Gedenken wir der Bestimmung, welche im Jahre 1823 unsrer Akademie neuerdings zugewiesen wurde: „die Wissenschaft mit dem Leben zu verbinden", — fassen wir zugleich diejenigen Wissensgebiete in's Auge, welche in unseren Zeiten vorzugsweise durch die Bedürfnisse des Volks- und Staatslebens hervorgerufen und ihnen dienstbar geworden sind, so legt sich wohl die Frage nahe: ob unsrer Akademie nicht etwa durch eine der gegenwärtigen Stellung der Wissenschaften entsprechende Eintheilung und Erweiterung noch größere Bedeutung für Staat und Volksleben gegeben werden könnte?

Es dürfte hier lehrreich sein, unsere deutschen Akademien mit ihrer gemeinschaftlichen Stamm-Mutter, der französischen, zu vergleichen. Diese war vor allem ein Staats-Institut; eine Schöpfung Richelieu's, sollte sie der herrschenden politisch-administrativen Richtung als ein Werkzeug, eine starke Centralisation der Geister zu bewirken, dienstbar werden. Daß sie auch ein wirksamer Hebel zur Förderung französischer Gebietserwerbungen und zur Ausbreitung und Festigung des französischen Einflusses in allen Culturländern der Erde zu werden geeignet sei, hatte

man frühzeitig erkannt. Von den drei akademischen Gesellschaften, aus welchen sie bestand, war daher die erste und vornehmste, die Académie française, vor allem der Cultur und Fortbildung der nationalen Sprache gewidmet; sie sollte wachen über die Reinheit und Classicität des Ausdruckes, sollte die „große Kunst des wohlgewählten Wortes“ — le grand art de bien dire — in der Literatur und im Unterricht pflegen; — das betrachtet diese Gesellschaft von vierzig auserwählten literarischen oder politischen Größen noch jetzt als ihre Hauptaufgabe. Die zweite, die Akademie der Inschriften — des inscriptions —, ursprünglich nur bestimmt zur Verherrlichung des Königthums beizutragen, hat doch allmälig durch gute Forschungen im Gebiete der Philologie, Archäologie und nationalen Geschichte sich dauernde Verdienste erworben. Im Ganzen aber war doch der französische Verein vor allem eine dazu bestimmte Anstalt, den Königen Lob zu spenden und Ruhmeskränze zu flechten. Durch die Revolution ist dieß anders geworden; aber die Bedeutung der Akademie ist in den letzten 80 Jahren weit größer geworden: nach dem Untergang der Universitäten ist sie die geistige Centralsonne für 36 Millionen Franzosen, das erste und vornehmste Staats-Institut, durch dessen Stellung und Thätigkeit alle Hervorbringungen des französischen Geistes in Wissenschaft, Literatur und Kunst als Staats-Angelegenheit erscheinen, als Erzeugnisse, welche, aus der Gesammtmasse der Nation entsprungen, vom Staate hervorgerufen, ermuntert und belohnt werden. Die Akademie oder das Institut ist, wie Tocqueville sagte, die einzige noch unabhängige Körperschaft in ganz Frankreich, die einzige noch übrige Trägerin der nationalen Traditionen. Ihr Geist und Ton herrscht vor in der besseren Pariser Gesellschaft, in den feineren Salons der Hauptstadt; die höhere Gesellschaft ist akademisch, man redet von einem akademischen Frankreich, und jeder aufstrebende Gelehrte oder Künstler pflegt sein Hoffen und Trachten auf die Aufnahme in eine der fünf Classen dieser Beherrscherin des französischen Geisteslebens zu richten. Wie auffallend contrastirt hiegegen

England, welches durch seinen Reichthum, durch die weit verbreitete Bildung seiner Bürger, durch die Fülle seiner wissenschaftlichen Schätze, die unvergleichliche Pracht und Vollständigkeit seiner Sammlungen, mit einer Hauptstadt, die allein ein Königreich aufwiegt, vor allen andern Völkern zum Besitze einer großen Akademie geeignet wäre, in der That aber nicht ein einziges Institut von der Bedeutung und dem Umfang der deutschen und französischen Akademien aufzuweisen hat! Der Grund hievon ist wohl, daß dort noch immer die beiden großen Universitäten zu einseitig organisirt und zu wenig umfassend sind, außerhalb derselben aber nirgends, auch in London nicht, eine hinreichende Zahl von Gelehrten ersten Ranges zusammenzubringen wäre.

Darin nun sind die großen Akademien diesseits und jenseits des Rheines sich gleich, daß die Facultäts-Wissenschaften der Theologie, der Jurisprudenz und der Medicin von allen ausgeschlossen sind. Gleichwohl aber sind Theologen, Juristen, Mediciner stets, und nicht zum Nachtheil der akademischen Leistungen, Mitglieder dieser Körperschaften gewesen. Denn die Auslegung und Anwendung des Dogmas und der Gesetze, die Anweisung zur Verwaltung des priesterlichen und des richterlichen Amtes, die Heilung der Krankheiten, die Chirurgie und Entbindungskunde, gehören offenbar nicht in den Kreis einer Akademie, sie entziehen sich den hier geltenden Gesetzen wissenschaftlicher Forschung. Aber die Theologie hat auch eine Seite, nach welcher sie zur Integrität des akademischen Forschungs- und Wissens-Gebietes nicht entbehrt werden kann: sie ist Geschichte und zwar Geschichte derjenigen menschlichen Thätigkeit, welche dem gesammten Verlauf der Menschheits-Entwicklung den tiefsten, mächtigsten, nachhaltigsten Anstoß gegeben hat, der religiösen. So gut die Religionsschriften fremder Völker, die altpersischen, indischen, chinesischen, heute, und zwar mit Vorliebe, in den Akademien durchforscht werden, ebenso gut haben auch die christlichen, also die Bibel, Anspruch auf einen Platz in dem Cyklus akademischer Studien. Auch die Rechtswissenschaft hat, in der geschichtlichen

Entwicklung des Rechtes und dessen Zusammenhang mit der politischen und Cultur-Geschichte der Völker, ihr akademisches Bürgerrecht. Die Männer der Arzneikunde aber sind ohnehin die berufenen Forscher in den weiten Reichen der Naturwissenschaften.

So weit also gleicht unsere Akademie, zusammen mit den übrigen deutschen, der Pariser. Nun aber umfaßt diese, seit dem Jahre 1832, eine eigene Gesellschaft der moralischen und politischen Wissenschaften, mit 30 Mitgliedern, denen, neben Philosophie, Moral und Geschichte, die Zweige der Gesetzgebung, des Staatsrechts, der politischen Oekonomie und der Statistik zugewiesen sind. Ist es nun die Bestimmung unsrer Akademie, die Wissenschaft mit dem Leben zu verbinden, so würden gerade die socialen und staatswissenschaftlichen Fächer einen trefflich geeigneten Stoff hiefür abgeben. Deutschland hat seit einigen Decennien mit besonderer Vorliebe, ja mit glühendem Eifer, diesen Studien, der Nationalökonomie, der Statistik, der Geschichte der Volkswirthschaft, seinen Fleiß und Forschungsgeist zugewendet. Größer als irgendwo ist bei uns die Zahl rüstiger Arbeiter, welche mehr und mehr in das Fleisch und Blut des Völkerlebens einzudringen und mit den äußeren Phänomenen zugleich die treibenden Kräfte, mit den Bewegungen des Volkslebens zugleich deren Ursachen zu erkennen streben.

Jetzt sind alle Staatswissenschaften, obgleich sie meistens erst in einer uns nahe liegenden Zeit ausgebildet worden, doch den älteren Disciplinen in Bezug auf Gelehrsamkeit und systematische Gliederung gleichgestellt; sie greifen tief und unmittelbar in das öffentliche Leben ein, und ihre Gedanken und Lehren müssen um so häufiger zur praktischen Verwerthung gelangen, als in unsern Tagen alle Volksklassen zur Abgabe ihrer Stimme in politischen und nationalökonomischen Fragen berufen sind. Die Statistik zum Beispiel ist eine Wissenschaft deutschen Ursprungs, von der wohl alle zugeben werden, daß sie sich ganz vorzüglich zur akademischen Beschäftigung eigne. Die statistischen Bureaus sind, wie an Zahl so an Umfang und Mannigfaltigkeit, ungemein

gewachsen; sie liefern reichhaltiges Material, das aber, obgleich seine Ziffern für den Kundigen eine sehr beredte Sprache reden und ihm ganze Reihen bedeutungsvoller Ergebnisse liefern, doch großentheils todt bleibt, aus Mangel an verarbeitenden Kräften.

Die Männer zu finden, aus denen eine staatswissenschaftliche Classe der Akademie sich bilden ließe, würde bei uns nicht schwer sein: die Universität, die polytechnische Schule, der höher gebildete und geistig strebsame Theil der Beamtenwelt würden dazu ausreichen, und ich erinnere nur daran, daß ein ausgezeichnetes Mitglied der Akademie, Staatsrath von Herrmann, der Schöpfer der bayerischen Statistik, in der mathematisch-physikalischen Classe untergebracht war, wo er sich denn allerdings nicht recht einheimisch fühlte. Doch es muß uns genügen, diesen Gedanken ausgesprochen und der weiteren Erwägung empfohlen zu haben.

Wir begehen an diesem Tage vorgreifend die Geburtsfeier Sr. Majestät unseres Königs. Vertrauensvoll blickt die Akademie zu ihm auf, als dem großmüthigen Beschützer und Förderer ihrer Thätigkeit. Selber mit lebendigem Interesse erfüllt für Wissenschaft und Kunst, als der würdige Sprößling und Erbe der Monarchen, welche unsern Verein geschaffen, erweitert und erneuert haben, weiß er, daß die jetzige und die künftige Stellung seines Reiches nicht am wenigsten mitbedingt ist durch die Blüthe seiner Akademie und seiner hohen Schulen, durch eine entsprechende Theilnahme Bayerns an der Lösung der großen, dem wissenschaftlichen Theil der deutschen Nation gestellten Aufgaben.

Mit erstaunten Blicken haben wir in jüngster Zeit ein Drama von weltgeschichtlicher Bedeutung aufführen gesehen. Eine große, mächtige und hochbegabte Nation, die Besitzerin des reichsten Landes in Europa, erfüllt von dem kühnsten Selbstvertrauen und dem Glauben an ihre unwiderstehliche Stärke, ist plötzlich von der Höhe ihres Glanzes herabgestürzt, und hat, mehr noch durch die eigenen als durch fremde Hände, eine Demüthigung erlitten, wie eine gleiche noch niemals ihr widerfahren. Frankreichs beste, einsichtigste Männer bekennen einstimmig: darum ist unser Volk

so tief gefallen, weil ihm in seiner selbstsüchtigen Eitelkeit und Hoffahrt der Sinn für die Wahrheit verloren gegangen, weil es getäuscht, belogen sein wollte. Die Lüge und die Phrase haben uns zu Grunde gerichtet, so lautet die vielstimmige Klage, — die Phrase, die auch wieder nur eine eingehüllte oder geschminkte Lüge ist. Unsere Jugendbildung, unsere Bücher und unsere Zeitungen, alles ist von Lüge durchzogen und überwuchert, sogar zur Staatseinrichtung hat man sie gemacht!* — Welche Riesen-Anstrengungen der Nation würden dazu gehören, die Netze dieser systematischen und allumfassenden Bethörung zu zerreißen!

Es sei ferne von uns, diesem Verhängniß gegenüber, in anmaßlicher Selbstüberhebung, auf deutsche Wahrheitsliebe pochen zu wollen. Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, daß unter uns, in der Wissenschaft wie im Leben, nur der Cult der reinen Wahrheit herrsche. Welche Beispiele, welche Vorgänge und Kundgebungen aus jüngster Zeit könnte man mir da entgegenstellen! Aber eben diese Dinge und das was im westlichen Nachbarreiche geschehen ist und noch geschieht, darf ich wohl als die beredteste Aufforderung ansehen und geltend machen, daß eine gelehrte Körperschaft, wie die unsrige, mit dem „vitam impendere vero“ vollen Ernst mache. Das freilich scheint selbstverständlich zu sein, daß eine Akademie nur da ist, um der Ergründung und Verbreitung der Wahrheit in allen Zweigen des Wissens zu dienen, und daß sie, da nur beim freiesten Kampfe der Meinungen der Sieg der Wahrheit gesichert ist, diesem Streit der Ansichten, dieser Reibung der Geister vollen Spielraum gewähre. Aber sie hat sich auch, was allerdings schwerer und seltener ist, die strengste Wahrhaftigkeit in der Mittheilung zur Regel zu machen. Dazu gehört, daß der Einzelne nie anstehe, seinen

* Jules Simon hat dieß als Unterrichts-Minister in einer öffentlichen Sitzung des „Institut“ erklärt. Die Männer der verschiedensten Parteien und Richtungen haben von dem hier Gesagten Zeugniß abgelegt: der Oberst Stoffel, Graf Gasparin, die Mitarbeiter des „Journal des Débats“, des „Correspondant“, der „Revue de Deux Mondes“ u. s. w.

Irrthum zu bekennen und dem Gegner, der ihn überführt hat, Recht zu geben. Es gehört dazu, daß wir über noch unausgefüllte Lücken unsres Wissens nie mit Phrasen uns hinweghelfen, nie eine Vermuthung für eine Gewißheit ausgeben, nie voreilig, um des augenblicklichen Erfolges willen, die Tragweite einer Entdeckung übertreiben oder das vermeintlich in ihr gefundene Gesetz willkürlich generalisiren, nie uns den Schein geben, das wirklich zu durchschauen, was noch dunkel, das zu wissen, was uns in der That noch unbekannt ist. Nur unter diesen Bedingungen erfüllen wir unsern Beruf so, wie es der ersten wissenschaftlichen Corporation des Landes ziemt. Ich möchte sagen, es sei einer Akademie würdig und unerläßlich, den Wahrheitssinn bis zur Kunst, den Cultus dieser Göttin bis zur zartesten Gewissenhaftigkeit auszubilden.

Aber noch eine andere Versuchung steht uns, jetzt mehr noch als früher, nahe, und sie ist vielleicht die gefährlichste. Der Umfang der einzelnen Fachwissenschaften ist in's Unabsehbare gewachsen, und in riesenhafter Progression häuft sich, besonders für den Naturforscher, den Historiker, den Ethnologen, das Material, welches der Verarbeitung, der Eingliederung in den stehenden Bau der Wissenschaft harrt. Da liegt die Versuchung für den Gelehrten nahe, sich mit seinem Specialfach abzuschließen und, selbstgenügsam, sich auf den Isolirstuhl zu setzen. Gerne thut man dieß jenen Wissensgebieten gegenüber, gegen die man, weil in ihnen die Wahrheit nach einer andern Methode gesucht und gefunden wird, eine Abneigung empfindet. Damit tritt nun aber die Gefahr ein, daß die Wissenschaften sich einander entfremden und sich nicht mehr verstehen; daß sie, losgerissen von der Gesammt-Entwicklung menschlicher Cultur und allgemeiner Erkenntniß, bei allem äußeren, quantitativen Wachsthum, doch innerlich verarmen. Nur im lebendigsten, immerdar gebenden und empfangenden Zusammenhang, in steter Wechselbeziehung mit allen übrigen Wissenszweigen, wird die specielle Wissenschaft gedeihen und als Bestandtheil des geistigen Gemeinguts der Menschheit segensreich

wirken. Selbst in der Naturforschung ist es ja — nach dem Geständniß angesehener Fach-Gelehrten — der Wille, die Neigung, und keineswegs immer die nöthigende Erfahrungs-Thatsache, was die Entscheidung zu Gunsten einer Hypothese herbeiführt. Darum wird stets derjenige der bessere und glücklichere Forscher sein, bei welchem die Wissenschaft zur Weisheit geworden, und der, warm begeistert für die sittlichen Güter unsres Geschlechtes, göttliches Wesen und Walten in der Sinnenwelt wie in der Menschenwelt erkennt.

Die Rückschau auf die Entwicklung unsrer Akademie und der Blick auf ihre gegenwärtige Stellung haben mir zu diesen Andeutungen Stoff und Anlaß geboten. Ihre Geschichte gleicht jenem von Lucretius geschilderten Wettlauf, bei welchem die Laufenden als Lichtträger immer andern ihre Fackeln übergeben: quasi cursores vitaï lampada tradunt. — Die Träger verschwinden, einer nach dem andern, das Licht aber bleibt.

II. Ueber die Leistungen der Akademie im Gebiete der orientalischen Studien.*

Die Akademie der Wissenschaften ist hier versammelt, um das Geburtsfest ihres Königs und Beschützers durch eine Vorfeier in der ihr ziemenden Weise zu begehen.

Gott hat es so gefügt, daß die Regierung unsres erhabenen Monarchen verflochten ist in große Weltbegebenheiten und auf Jahrhunderte hinaus entscheidende Ereignisse, welche ganz Mitteleuropa erschüttert haben und fort und fort bis in fremde Welttheile ihre Wirkungen erstrecken. Er selbst war berufen und wird vielleicht auch fernerhin berufen sein, in diesen Wandlungen und Katastrophen mitzuhandeln und das Gewicht seines Volkes und Staates in die Wagschale zu werfen, in welcher die Geschicke der Nationen gewogen werden.

Da mag es unsrer Körperschaft wohl anstehen, indem sie vor dem Monarchen mit dem Ausdruck ihrer hohen Verehrung und Dankbarkeit erscheint, zugleich Rechenschaft abzulegen von ihrer Wirksamkeit, von dem Antheil, welchen sie, nach dem Maß ihrer Kräfte und Mittel, an den Thaten des deutschen Geistes im Reiche der Wissenschaft nimmt. Es sind die auf Asien bezüglichen Forschungen unsrer Akademie, deren Gewicht und Bedeutung ich zunächst in etwas zu beleuchten beabsichtige. Sie liegen nicht etwa fern ab von den heutigen Strömungen des

* Rede, gehalten in der Festsitzung der Akademie am 25. Juli 1874, bisher nicht gedruckt.

staatlichen Lebens; im Gegentheil — sie sind bestimmt, ein Band der friedlichen Verknüpfung, der Befreundung zwischen Asien und Europa zu werden, eine Geisterbrücke zu schlagen vom Occident hinüber nach dem Orient. Sind ja doch auch die Blicke der Staatsmänner jetzt unablässig auf die asiatischen Dinge gerichtet, und müssen sie mit gespannter Aufmerksamkeit den großen Begebenheiten, die dort sich vollziehen, und den größeren, die sich vorbereiten, auf den Grund zu sehen bemüht sein.

Denn von allen vier Weltgegenden her umfaßt jetzt, überall vordringend und sich festsetzend, Europa zusammen mit seinem amerikanischen Sprößling, wie mit Riesenarmen, den der Umarmung sich immer schwächer erwehrenden Osten. Wenn auch die Geschichte der Menschheit jetzt gleichzeitig auf drei großen Weltbühnen, in Europa, Asien und Amerika, ihr erschütterndes Drama aufführt, so deutet doch vieles darauf hin, daß auf asiatischem Boden die wichtigsten Scenen desselben sich abwickeln werden, daß dort die Entscheidungsschlachten der Menschheit werden geschlagen werden, in welchen die Geisteswaffen, mehr als die physischen, den Ausschlag geben werden.

Ist doch Asien unsre erste Heimath; dort stand die Wiege der Kindheit aller europäischen Culturvölker. Der Strom der europäischen Geschichte hat in Asien seine Quellen. Von dem Hochland in der Mitte des asiatischen Continents, dem „historischen Erdgürtel", sind, in gerader Linie wie auf den Umwegen der Völkerwanderungen, die größten Begebenheiten der Geschichte ausgegangen.

Das ganze Mittelalter hindurch glaubten die Deutschen, mehr als die andern europäischen Völker in nahen Beziehungen zu Asien zu stehen. Denn obgleich ihnen unsre arische Abstammung unbekannt war, die Franken vielmehr Abkömmlinge der Trojaner zu sein wähnten, so war doch das deutsche Kaiserreich, oder, wie man sagte, das römische Reich deutscher Nation in der herrschenden Vorstellung nicht nur eine Fortsetzung des alten römischen, sondern, wie dieses selbst, Erbe und Nachfolger der alten asiati-

schen Weltreiche. Die weltgeschichtliche Anschauung unsrer Vorfahren war höchst einfach: gestützt auf die Bibel und die Chronik des Hieronymus, die einzigen bekannten Quellen, ließ man die ganze Weltgeschichte, von Noë und der Sintfluth an bis auf die Gegenwart, verlaufen in vier großen Reichen, die nach göttlicher Ordnung successiv die Träger der irdischen Majestät und obersten Leitung sein sollten: dem ersten, assyrisch-babylonischen Reiche war das medisch-persische, diesem das griechisch-macedonische und darauf das römische gefolgt, welches von Karl dem Großen und Otto an die Deutschen gebracht war. So war also das deutsche Reich die vierte große Weltmonarchie, und die letzte; denn mit ihrer Auflösung sollte auch das Ende der Welt und der Geschichte eintreten. In ununterbrochener Kette erstreckte sich die Continuität der Weltordnung von Nimrod und Ninus an bis auf den eben regierenden deutschen Kaiser; ein Friedrich oder Rudolf mochte sich nicht nur als den Nachfolger des Augustus und Constantin, sondern auch des Nebukadnezar oder Darius ansehen; in dem Schreiben Friedrich's I. an Saladin ließ man den Kaiser die ererbte Herrschaft über Chaldäa und Arabien, Persien und Parthien, also auch ganz Mittelasien, in Anspruch nehmen.

Freilich, wie trübe und verworren waren im ganzen Mittelalter, trotz der durch die Kreuzzüge und die Gründung christlicher Fürstenthümer in Syrien gegebenen Berührungen, die abendländischen Vorstellungen vom Orient, wie machte auch da die Macht der Fabel, des phantastischen Wunderglaubens sich geltend!

Da glaubte man an den Priesterkönig Johannes, den Nachkommen der heiligen drei Könige und Erben ihrer Länder, der mit seinem Heere am Tigris Jahre lang auf das Zufrieren des Stromes gewartet habe und endlich wieder umgekehrt sei. Man wußte, daß im fernen Nordosten jenseits des Kaukasus Gog und Magog, wilde barbarische Völker, saßen, welche Alexander dort mit einer Felsenmauer einschloß, die Gott auf sein Gebet, durch das Aneinanderrücken von zwei Bergen, bildete, die sich aber einst, wenn die Zeiten des Antichrist gekommen, öffnen wird, worauf

dann diese Völker, alles verheerend, über die christliche Welt sich ergießen werden.

Wohl empfingen die Abendländer am Anfang des 14. Jahrhunderts ein kostbares Geschenk an dem Reiseberichte des Venetianers Marco Polo, der ganz Inner-Asien und China durchwandert hatte, und, mit seltener Beobachtungsgabe ausgerüstet, ein vielleicht noch nicht übertroffenes Meisterwerk lieferte. Aber er hat keine Nachfolger gehabt. Wir staunen jetzt über die Genauigkeit seiner durch neuere Forschungen und Entdeckungen so vielfach bestätigten Berichte, z. B. über Buddha; damals machten sie — so wenig war man dafür vorbereitet — nur geringen Eindruck, und wir vernehmen in der gleichzeitigen Literatur keinen Wiederhall von ihnen.

So ist der Abstand zwischen dem 13. und dem 19. Jahrhundert vielleicht in keinem Gebiete größer, greller, als in den Beziehungen Europas zu Asien.

Ein gewaltiger, unwiderstehlicher Zug unsrer Zeit drängt dahin, daß die Schranken, welche die Nationen wider einander errichtet haben, niedergeworfen werden. Gegenden, die noch vor etlichen Jahren kaum dem Namen nach bekannt waren, haben dem Auge des europäischen Forschers ihr Inneres enthüllt. Der wunderbar erleichterte Verkehr, die Fülle der mannigfachsten Mittel und Gelegenheiten, welche, zur See wie zu Lande, der Wanderung, der Mittheilung, dem schnellsten Austausche der materiellen wie der geistigen Güter, der Waaren wie der Ideen, sich darbietet, kommt der gleichzeitig so mächtig erwachten Wanderlust der Völker trefflich zu Statten. Ist es doch; als ob ein Thor nach dem andern sich in Asien aufthue, um, vom Westen und vom Norden her, die Fremden, und was sie an geistigen Gütern und Bildungsmitteln zu bringen haben, einzulassen. Wohl bestehen noch manche alte Bollwerke und Hindernisse: die langen, öden Steppen, die glühenden Sandwüsten, die gewaltigen Gebirgszüge, die leicht zu vertheidigenden Engpässe und — das größte von allen — der muhammedanische Völkergürtel, mit seinem Haß gegen den christlichen Occident. Aber einerseits versteht es das Abendland jetzt

viel besser, durch diese Bollwerke hindurchzudringen, diese Hemmnisse zu überwinden; andrerseits werden die Orientalen, durch die auch in Asien vielfach gesteigerten Anforderungen des Lebens, durch die immer schwerer und verwickelter werdenden Bedingungen der staatlichen Existenz, dahin gedrängt, die Hand, wenn auch zuerst mit abgewandtem Antlitz, auszustrecken nach dem Beistand der Fremdlinge, oder wenigstens die dargebotene Hülfe nicht zu verschmähen.

Als der Apostel Paulus auf seinen Wanderungen nach Troas am Hellespont gekommen war und zum ersten Mal nach dem europäischen Boden hinüberblickte, da zeigte sich ihm in nächtlicher Erscheinung ein Mann, der ihm zurief: „Komm herüber nach Macedonien und hilf uns"! Paulus folgte dem Rufe, und mit seinem Betreten des occidentalischen Bodens begann eine neue Aera, trat ein entscheidender Wendepunkt in der Weltgeschichte ein. Damals wurde die bewegende Kraft, der Same, aus dem ein neues Weltalter aufsproßte, von Asien nach Europa getragen. Jetzt hat sich das Verhältniß umgekehrt; wenn wir in dem Bilde der Vision fortfahren dürfen, möchten wir sagen, vor dem Angesichte der Regenten und Lehrer des christlichen Occidents, vor den Staatsmännern und Gelehrten der großen europäischen Culturstaaten, stehe jetzt täglich und stündlich ein Mann aus Asien und mahne: „Kommt herüber und helft uns! Wir sind, mit eurem Reichthum verglichen, arm und bedürftig; den Anforderungen, welche der gesteigerte Verkehr, das näher zusammengerückte Leben der Völker an uns stellt, sind wir nirgends gewachsen; wir bedürfen eurer Bildungsmittel, eurer Kunst und Technik, eurer Wissenschaft und eures Unternehmungsgeistes, eurer Staatsklugheit. Ihr habt durch eure Entdeckungen die Gestalt der menschlichen Gesellschaft verändert, die Bedingungen des Lebens alterirt. Reicht uns jetzt, wie ihr in Indien glücklich begonnen, die hülfreiche Hand, werdet unsre Lehrer und Erzieher, und, wo es nicht anders gehen will, zeitweilig wenigstens unsre Regenten. Und laßt euch nicht etwa abhalten durch den Wahn, als ob wir Asiaten

erstarrt und unveränderlich seien. Unsre Geschichte, Vergangenheit wie Gegenwart, lehren das Gegentheil. Gedenket der Wandlungen, durch welche das indische Volk hindurchgegangen ist, diese reich begabte Nation, welche für beinahe drei Viertheile der Menschheit Griechenland und Judäa zugleich vertritt und mittelst ihrer durch den Buddhismus vermittelten Cultur das ganze Leben der hinterindischen Völker beherrscht. Bedenket, daß China in 15 Jahrhunderten mehr Umwälzungen erlebt hat, als irgend ein andres Volk!"

So etwa dürfte ein Orientale sprechen, der gebildet und geistesfrei genug wäre, beide Welttheile zu überschauen und ihre Lage und Bedürfnisse zu verstehen.

Während wir aber im Westen rathlos vor der sogenannten orientalischen Frage stehen und mit Bangigkeit den Zeitpunkt nahen sehen, wo auch an Deutschland die Mahnung, mit einzugreifen und die Folgen der Entscheidung mitzutragen, herantreten wird, ist am andern Ende des östlichen Welttheils, in China und Japan, ein Ereigniß in vollem Gange, das allein schon einer ganzen Periode sein Gepräge aufzudrücken hinreichen möchte.

Die weltumspannende Macht der Gegenwart, Handel und Verkehr, die Nothwendigkeit, jeden Markt sich zu öffnen, hat auch jenes Drittheil des Menschengeschlechtes gezwungen, seine Thore zu öffnen, welches bisher, in der Einbildung auf die eigne, unerreichte Weisheit und Vortrefflichkeit und die barbarische Inferiorität aller Fremden, sich abgeschlossen hielt, und nur wie durch ein Schlüsselloch verstohlene Blicke in sein Hauswesen werfen ließ. Japan und China, jenes willig, dieses gezwungen, haben sich den Europäern aufgethan. Japan trachtet, wie im Wettlauf, sich zu entnationalisiren, europäische Sitte und Cultur in rascheſtem Processe in sein Fleisch und Blut zu verwandeln. Sein geistliches Haupt, der Mikado, hat sich freiwillig entgöttert und auf seine übermenschlichen Gewalten und Vorrechte in demselben Zeitpunkt verzichtet, in welchem sein europäischer Nebenbuhler die Theorie seiner schrankenlosen und unfehlbaren Universalgewalt zu glücklichem Abschluß gebracht hat.

Ob freilich die Eröffnung Chinas Fortgang haben, ob man den Europäern jemals gestatten wird, auch außerhalb der Seehäfen, im Innern, sich niederzulassen, ist noch sehr zweifelhaft. Die herrschende Klasse der Literaten und Beamten, den Fremden gram aus Furcht vor dem Eindringen westlicher Ideen, und in allen ihren Interessen sich bedroht fühlend, bietet alles auf, die abgeschlossenen Verträge thatsächlich zu entkräften und das Volk mit Furcht und Abscheu vor den rothhaarigen Barbaren zu erfüllen. Nicht sowohl wegen ihres Glaubens werden dort die Christen verfolgt und getödtet, als weil sie — wie die Gelehrten dort dem Volke vorspiegeln — Menschen seien, welche sich den Missionären verkauft hätten, den Spionen, die Europa bezahle, um die Eroberung Chinas vorzubereiten. Das Blutbad von Tientsin, ein schwerer dem Ansehen des Westens versetzter und ungerächt gebliebener Schlag, wird noch lange nachempfunden werden.

Persien, verödet, entvölkert und verarmt, mit Ruinen bedeckt, da wo ehedem tausende von Dörfern standen, nur noch sparsam vertheilte Nomadenheerden aufweisend, das Opfer jahrhundertelanger Mißregierung und einer periodisch wiederkehrenden Hungersnoth, sinkt immer mehr zu einem nur noch zeitweilig geduldeten Vasallenstaate Rußlands herab. Wohl hat auch in diesem Reiche, vor allem unter dem jetzigen Herrscher Nasreddin, eine Aera der Reformen, nach europäischem Vorbild und mit europäischer, besonders englischer Hülfe, begonnen; der jüngste Geschichtschreiber Persiens, Markham, meint, England und das turanische Rußland seien für Persien, was in der alten Landessage Rustem und Afrasiab, die indischen Typen von Ormuzd und Ahriman, gewesen; England der heilbringende, Rußland der böse, verderbendrohende Genius. — In Persien selbst denkt man anders, und gerade die wohlhabendsten Provinzen haben bereits wiederholt um russische Occupation gebeten, während die mächtige Priesterschaft in dem türkisch-tartarischen Abkömmling, der nicht aus dem Geschlechte des Propheten ist, einen illegitimen Despoten

sieht. Aber größer als die Anstrengung der Eroberung wäre der Kraftaufwand, welchen die Behauptung des eroberten Persiens dem nordischen Herrscher auferlegen würde.

Mit um so größerem Wohlgefallen ruht unser Blick auf dem indo-brittischen Reiche. In ihm erblicke ich den größten Triumph, welchen das Hegemonikon erreicht hat — jenes Genie der Völkerbeherrschung, worin die englische Nation alle Völker, auch die des Alterthums, übertrifft. Nur mit Staunen können wir die Leistungen betrachten, welche von etwa 11000 Engländern in diesem Reiche von 240 Millionen, dessen Volkszahl also die doppelte von der des alten Römerreichs ist, in diesem Völkergemisch, vollbracht werden. Die Ausrottung der Menschenopfer, der Satties oder Wittwenverbrennung, der Mördersecte der Thugs, die beispiellosen, in so kurzer Zeit errungenen moralischen und intellectuellen Fortschritte gegenüber der colossalsten Corruption — das alles erfüllt uns als Europäer mit neidloser Bewunderung, ja mit Stolz, und zugleich mit guten Hoffnungen für die künftige Stellung und Wirksamkeit christlicher Macht und christlicher Einflüsse in Asien.

Siegreich, unaufhaltsam, unwiderstehlich dringt Rußland im nördlichen und mittlern Asien vor, auf der ganzen breiten Linie vom Kaukasus bis zu den Mündungen des Amur. Es ist nicht Herrschsucht oder Ländergier, was die Russen dort vorwärts treibt, es ist dieselbe geschichtliche Nothwendigkeit, welche die Engländer nöthigte, ihre Factoreien an der indischen Küste binnen 150 Jahren zu einem Reiche von 240 Millionen zu erweitern. Jeder Culturstaat wird zu fortschreitenden Eroberungen gezwungen, wenn die Grenznachbarn kein Völkerrecht anerkennen, wenn sie stets nach dem Grundsatz handeln, daß das Recht so weit reiche als das Schwert — eine Regel, die nach Lord Dalhousie's Versicherung in ganz Asien gilt. Es war nur eine menschlicher Wahl entzogene Thatsache, welche Kaiser Nikolaus durch das Wort constatirte: Rußland habe in Asien keine Grenzen.

So ist denn das ganze, früher allen Europäern unzugängliche Ost-Turkestan jetzt in der Gewalt der Russen; Orte, die vor

kurzem noch lebensgefährlich waren für jeden Europäer, werden jetzt von Christen verwaltet.* Der schönste Theil von Transoxanien gehört nun der nordischen Großmacht. Samarkand, die Wunderstadt der mittelalterlichen Phantasie, eine der islamitischen Hauptstädte, ein Hauptsitz muhammedanischer Gelehrsamkeit, von dem Macedonier Alexander zum ersten Mal erobert, ist nun von einem zweiten Alexander abermals eingenommen worden.

Die feindliche Hauptmacht, welche überall in Asien den Christen hemmend, zurückstoßend, unversöhnlich entgegentritt, ist der Islam. Dieser Religion wohnt eine noch lange nicht erschöpfte Lebenskraft inne; sie zeigt gleichzeitig in weit von einander entlegenen Ländern neuen Aufschwung oder ein Erwachen aus langem Schlafe. Im Westen zurückweichend, ist sie in Ostasien, auf den Inseln der Südsee, in China und in ganz Afrika, in rascher Ausbreitung begriffen. Eine Menge von moslemischen Missionären ist in allen diesen Gebieten thätig, und neben ihnen vermögen die christlichen Glaubensboten nicht aufzukommen oder ihnen Stand zu halten. Ganze Negerstämme in Afrika fallen fortwährend dem Islam zu, und werden dann auch sofort von dem Fieber der zwangsweise vorgehenden Bekehrungssucht und der auf den Glauben zu gründenden Herrschaft ergriffen. Denn der Islam scheint unfähig, religiöse Begeisterung ohne Fanatismus und ohne Haß gegen Andersgläubige hervorzubringen.

Gleichwohl ist nicht zu besorgen, daß jemals eine große, über ganz Asien sich erstreckende Conföderation der Muhammedaner zu Stande kommen und dann gegen die christlichen Mächte, gegen das Vordringen Rußlands oder gegen die englische Herrschaft, sich wenden werde. Wohl sind auch im fernsten Osten, bis nach China hinein, die Blicke der Bekenner des Islam, vertrauend oder zagend, auf Konstantinopel, als ihre Metropole, gekehrt; wohl üben die jährlichen Mekkawallfahrten eine mächtige Wirkung, wecken oder nähren in hunderttausenden das Gefühl der Zugehö-

* Vambéry, Geschichte von Bokhara, II, 224.

rigkeit zu der von Celebes bis zur afrikanischen Westküste sich erstreckenden Weltreligion. Keine christliche Macht darf es wagen, ihre moslemischen Unterthanen zum Kriege gegen Glaubensgenossen zu verwenden; das haben die Engländer im letzten Kriege gegen Afghanistan und in dem indischen Militär-Aufruhr zu ihrem Schaden erfahren. Aber die Spaltung zwischen Sunniten und Schiiten erweckt auf beiden Seiten noch feindlichere Gefühle, als der Gegensatz gegen das Christenthum, und heute noch rechtfertigen die Turkomanen ihre Menschenjagden gegen die Perser, welche sie tödten oder zu Sklaven machen, mit der Religion, die dem Sunniten gegen den Schiiten alles gestatte.

Nun aber führt der Gang der Weltgeschichte unverkennbar zu einer immer weiter gehenden Unterwerfung muhammedanischer Völker unter christliche Herrschaft, und zwar sind es gerade die glaubenseifrigen, von dem intensivsten Abscheu gegen das Christenthum beseelten Sunniten, denen dieses Loos vorzugsweise beschieden scheint. Daraus ergibt sich eines der schwierigsten Probleme für die nächste Zukunft und eröffnet sich zugleich eine Quelle unabsehbarer Verwicklungen, welche wohl auch auf die abendländische Politik einen mitbestimmenden Einfluß üben wird; denn die Anerkennung eines christlichen Staatsoberhauptes steht im unlösbaren Widerspruch mit den Lehren und Maximen des Islam, welcher eine Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt, des bürgerlichen und kirchlichen Rechts, nicht kennt und nicht erträgt.

Wohl herrschen die Engländer jetzt schon über 40 Millionen Muhammedaner, aber auch diese sind gespalten in Sunniten und Schiiten und müssen unter und neben 200 Millionen von gleichberechtigten Bekennern andrer Religionen wohnen, welche alle die brittische Herrschaft dem früheren, im schlimmsten Andenken stehenden Joche vorziehen.

Dagegen haben die muhammedanischen Stämme des Kaukasus die Auswanderung auf türkisches Gebiet der Unterwerfung unter christliche Botmäßigkeit vorgezogen. In Trans-Oxanien ist unter dem Volke der Wahn verbreitet worden, Kaiser Alexander

habe sich zur Lehre des Propheten bekehrt und sei auf einer Wallfahrt zu einem moslemischen Heiligthum begriffen.

Es liegt in der Natur dieser Religion, daß ihre Bekenner sich sofort zum reinen Glaubensstaat, in der Form des Chalifates, gestalten, mit einem Statthalter Gottes und Stellvertreter des Propheten an der Spitze. Die Macht dieses „Fürsten der Gläubigen" muß in schrankenloser Fülle sich über alles erstrecken, was Glauben, Leben, Sitte der Menschen betrifft, — wie denn auch das osmanische Reich auf dem Anspruch ruht, der vollendete Glaubensstaat zu sein. Darum scheitern auch alle Forderungen von Reformen, von bürgerlicher Gleichstellung der Rajas mit den Moslems, wie die Westmächte sie seit einem halben Jahrhundert an die hohe Pforte zu stellen nicht müde werden, an dem doppelten Widerspruch: erstens, daß dem Sultan zugemuthet wird, die Grundlage seiner eignen Macht zu zerstören, den Ast abzusägen, auf welchem er sitzt; zweitens, daß er eine Gewalt und Befugnisse in Anspruch nehmen soll, welche ihm seine moslemischen Unterthanen nicht einräumen — nämlich die auf dem Koran beruhende religiös-politische Gesetzgebung und Staatsordnung abzuändern, daß er also ohnmächtig ist, sobald er es versucht, Reformen zu verwirklichen, wie sie in dem von den christlichen Mächten erpreßten Hat-i-Humayun verfügt sind. Dieß, neben der Eifersucht und Furcht der Westmächte vor der wachsenden russischen Macht, ist der Kern der crux diplomatica, der sogenannten orientalischen Frage. Kaum ist eine andre Lösung dieser Frage für jetzt abzusehen, als die, daß das Osmanenthum durch die fortgehende Verminderung der türkischen Rasse diesseits des Bosporus, eines Tages wie von selbst zusammenbreche, der Rest dieses Volkes nach Asien sich hinüberziehe, und dann ein christliches, von Rußland mehr oder weniger abhängiges, aber auch geschütztes christliches Reich, ähnlich dem griechischen Königreiche, sich bilde.

Asien ist so recht die Heimath der Religionskriege. Sie ziehen sich wie eine endlos lange Kette durch die bluttriefende Geschichte dieses Welttheils; sie erscheinen dem Orientalen, wenn

man von den buddhistischen Ländern absieht, so natürlich, so selbstverständlich, zum Theil auch darum, weil dort die Religion so sehr nach der Rasse, dem Stamme sich richtet, und der Stammeshaß durch die Glaubensfeindschaft noch geschärft wird. Der Islam vollends ist seinem innersten Wesen zufolge eine Religion des Schwertes, und wird, so lange er besteht, — wenn nicht eine kaum zu denkende Umwandlung eintritt, — stets neue Religionskriege erzeugen; dabei ist er zugleich eine fruchtbare Mutter immer neuer Secten; er hat das mit dem Papstthum gemein, daß jede religiöse oder theologische Frage sofort zur Machtfrage, jede Abweichung in der Lehre zu einem Attentat gegen den Nachfolger des Propheten und Herrscher der Gläubigen wird, sobald dieser gesprochen hat. Zwischen Schiiten und Sunniten ist der Krieg permanent, und von dem Hasse, mit welchem er geführt wird, zeugt das Blutbad von Kerbela im J. 1843, als die Türken 18000 schiitische Perser erschlugen. Eine Provinz von China, Yünnan, ist durch einen nunmehr seit nahezu 20 Jahren währenden Krieg zwischen muhammedanischen und buddhistischen Chinesen von 15 Millionen Einwohnern auf 5 Millionen herabgebracht worden.*

Doch gerne wendet sich der Blick von solchen grausigen Bildern weg zu den friedlichen, versöhnenden Bestrebungen und Errungenschaften der europäischen Wissenschaft.

Eben jetzt gelingt es den Forschungen über Sprachen, Literatur und Religionen des Orients die Grenze der Geschichte immer weiter zurückzuschieben. Hier sind Monumente der Vorzeit, welche durch Jahrtausende sich unverfälscht erhalten haben, Denkmäler, welche wissenschaftlich untersucht, zergliedert und befragt, Licht verbreiten in dem Dunkel menschlicher Anfänge; von ihnen erleuchtet, erkennt der Geschichtsforscher, welches die ursprünglichen Sitze eines Volksstammes waren, dessen jetzige Heimath wohl tausend Meilen von der ersten Wohnstätte entfernt sein mag; er entdeckt, wo jetzt getrennte, ehedem durch gleiche Sprache

* Correspondant, 10. Juli 1874 p. 136.

und Sitte verbundene Volksstämme beisammen saßen, wo sie von einander schieden und wohin sie zogen. Dazu kommen die Sagen, Mythen, Märchen der Völker. Die Menschen haben lange schon Sagen und Mythen gedichtet, ehe sie schrieben. Durch einen großen Theil der Volkssagen von Deutschland, Scandinavien, Griechenland, Rom, Persien und Hindostan zieht sich eine wunderbare Aehnlichkeit. Den Märchen, welche deutsche, griechische, indische und persische Mütter ihren Kindern erzählen, liegen die gleichen Begebenheiten zu Grunde, und in den zartesten Zügen dieser aus dem Volksherzen entsprossenen Dichtungsblumen bekundet sich die gleiche Empfindung.

Den hohen Werth, die Nothwendigkeit der asiatischen Studien haben die beiden Hauptmächte, England und Rußland, wohl begriffen, und beide fördern sie mit allen Mitteln.

Rußland, welchem Natur und Geschichte schon für die nächste Zukunft den Löwenantheil in Asien zugewiesen haben, weiß ganz gut, daß wissenschaftliche Forschung, geistige Eroberung, auf diesem Boden mit der Diplomatie und den Waffen Hand in Hand gehen, oder ihren Erwerbungen Schritt für Schritt nachfolgen muß, damit das gewonnene Gebiet behauptet und dem Reiche nutzbringend gemacht werde. Daher werden dort die orientalischen Studien sorgfältig gepflegt. Die russische Mission in Peking widmet sich den chinesisch-buddhistischen Studien, wie denn aus ihrem Schooße eines der besten Werke über den Buddhismus, das von Wassiliew, hervorgegangen ist. Die orientalische Facultät in Petersburg aber hat Männer wie Schiefner, Böhtlingk, Bollensen und andre aufzuweisen, die alle zu den kundigsten in den Schachten der orientalischen Philologie arbeitenden Bergleuten gehören.

In England sind es die reichlich verwendeten deutschen Geisteskräfte, welche unsre besondere Beachtung verdienen. So stark ist der Zug der Deutschen zu den orientalischen Studien, daß sich eine ganze Colonie unsrer Landsleute in England den dortigen, auf diesem Gebiete thätigen Gelehrten angeschlossen oder eingegliedert hat. Hatte schon Bopp zwei seiner ersten Schriften

in England erscheinen lassen, so wurde wieder ein Deutscher, Friedrich Rosen, einer der Begründer der Sanskrit-Studien, der erste Professor des für diese neu gegründeten Lehrstuhls an der Universität London, dem dann Goldstücker folgte. Die dortige asiatische Gesellschaft wurde der Reihe nach von deutschen Secretären, Röhden, Rost, Eggeling, geleitet. Am brittischen Museum sind oder waren die deutschen Orientalisten Haas und Deutsch, an „King's College" in London Leitner aus Wien, als Professor des Arabischen, thätig. Die Namen Bunsen und Max Müller dürfen nur genannt werden.

Sehen wir nun auf das, was die deutschen Akademien seither im Gebiete der orientalischen Studien geleistet haben, so gesteht die unsere der Berliner Akademie willig den Vortritt zu: diese hat zwei Männer besessen, Wilhelm von Humboldt und Franz Bopp, deren Werke in der Sprachforschung epochemachend sind und der sprachlichen Völkerkunde die Wege gebahnt haben. Bopp insbesondere ist es, der das Verständniß des Sanskrit erst recht aufgeschlossen und damit den Schlüssel zur Durchforschung und Richtigstellung des indo-germanischen Sprachenkreises dargeboten hat. So ist Bopp jetzt ein Mann von universalem Ruf geworden, dessen Name bis in die entferntesten Länder reicht und mit dessen Schriften und Forschungen sich selbst die gebildeten Hindus und Parsis in Indien beschäftigen.

Zu welch mächtigem Strome ist, seit der Mitte des Jahrhunderts, der deutsche Antheil an den asiatischen Studien und der vergleichenden Sprachwissenschaft angeschwollen! Ich darf nur an Namen wie Lassen, Pott, Benfey, Max Müller, Leberecht Fleischer, Ewald, Spiegel erinnern, — und wie viele wären noch nach diesen zu nennen! Dazu kommen dann noch jene zahlreichen Söhne unsres Vaterlandes, welche als Missionäre oder Professoren im Ausland wirken.

Wenden wir uns nun zu den Leistungen der unserm engern Kreise angehörigen Männer, so gedenken wir zunächst eines schon längst von uns geschiedenen Collegen, des scharfblickenden und feinsinnigen Beobachters Fallmerayer. Kenner der westasiati-

schen Gegenwart aus eigner Anschauung, der Vergangenheit aus lebenslangem Studium, ist er, tiefer als die meisten unsrer Landsleute, und oft mit prophetischem Blick, in die Wendungen der orientalischen Frage eingedrungen, und könnte, wenn er heute noch unter uns wandelte, bei den vor unsern Augen sich vollziehenden oder ersichtlich bevorstehenden Ereignissen auf manches Blatt seiner Schriften hinweisen, wie auf das Zifferblatt einer Uhr, auf welchem nun der Zeiger der Tagesgeschichte die voraus verzeichneten Stunden eine nach der andern erreicht.

Nach Fallmerayer verdient Friedrich Windischmann mit Ehren genannt zu werden. Ihm verdanken wir den bedeutsamen Nachweis, daß auch die armenische Sprache ihre Grundlagen im arischen Sprachstamm hat, ein Nachweis, der erst durch die weitergeschrittene Kenntniß des Zend und der Keilschriften möglich wurde. Seine Schrift über Mithra gewährte die erste authentische Aufklärung über die Lehren des Mithraismus, und zeigte, wie vollständig diese Lehren, im Laufe ihrer Uebermittlung nach fremden Ländern, sich modificirt hatten.

Zwei vorzügliche Orientalisten sind unsrem Kreise kürzlich entrissen worden, der eine, Marcus Joseph Müller, durch den Tod, der andre, v. Haneberg, durch Versetzung. Beide haben für Erweiterung der arabischen Sprach- und Literaturkenntniß vorzügliches geleistet, Müller durch die Veröffentlichung werthvoller Texte und durch scharfsinnige Beiträge zu unsern Denkschriften, Haneberg durch mehrere, in dunkle und abgelegene Gebiete des muhammedanischen Geisteslebens Licht tragende Abhandlungen.

An unserm Collegen Haug besitzen wir einen Gelehrten, der ein ebenso umfassendes als schwieriges Sprachgebiet beherrscht.* Von der anglo-indischen Regierung im J. 1859 als Superintendent der Sanskrit-Studien nach Puna bei Bombay berufen, war er der

* Dr. Martin Haug wurde unsrer Akademie leider schon am 3. Juni 1876 durch einen frühzeitigen Tod entrissen.

erste, der die deutsch-orientalische Wissenschaft nach dem Westen Indiens verpflanzte. Seine Kenntniß des Zend brachte ihn sofort mit dortigen Parsis in Berührung. Durch ihn erst wurden sie bekannt mit den Forschungen europäischer, besonders deutscher Gelehrten über den Zendavesta und die Zendsprache, und haben nun, an der Hand der Fremden, einzelne von ihnen von Haug selbst unterrichtet, angefangen ihre heiligen Urkunden selber philologisch zu interpretiren. Haug's amtliche Stellung verschaffte ihm die beste, von ihm wohl benutzte Gelegenheit, auch mit den Brahmanen in Berührung zu treten. Ihm verdanken wir, daß der älteste und am schwersten verständliche Theil der Avesta, die Gatha's, sich immer mehr unserm Verständniß erschließen. Er hat die für die Sprachenkunde so wichtige Pahlwi-Sprache, das Vulgär-Assyrische der Sassanidenzeit, durch illustrirte Glossen zugänglich gemacht. Bis jetzt ist es keinem Deutschen so wie ihm gelungen, selbst den verschlossenen Brahmanen ihre Geheimnisse abzugewinnen und indisches Wissen an erster und reinster Quelle zu schöpfen, und dabei hat er sich, auch hierin wohl der erste unter den Deutschen, den öffentlich ausgesprochenen Dank der Orientalen für die von ihm empfangene Belehrung zu verdienen gewußt. Hoffen wir, daß diesem kühnen, opferwilligen Bahnbrecher auf den von ihm so mühsam geebneten Wegen noch viele unsrer Landsleute folgen werden!

Kein deutscher Gelehrter hat mehr für die Aufhellung Chinas, seiner Geschichte, Literatur und Sitte geleistet, als unser College Joh. Heinrich Plath.* Seine Monographien, Ergebnisse langer, umfassender Studien, geschöpft unmittelbar aus den reinsten und ältesten Quellen, gehören zu den Zierden unsrer Denkschriften. Er hat die älteste Geschichte Chinas in conservativer Richtung geprüft, die Verdächtigung derselben, als sei sie ganz märchenhaft, zurückweisend; doch ist auch er zu der Annahme gelangt, daß eine

* Joh. Heinrich Plath starb bereits am 16. November 1874, im Alter von 72 Jahren.

sichere Chronologie für China erst mit dem Jahre 841 v. Chr. beginnt. Ihm verdanken wir ferner eine eindringendere Kenntniß des ältesten chinesischen Verfassungslebens und der aus dem Lehenwesen entsprungenen chinesischen Kleinstaaterei; weiterhin gründliche Forschungen über das alte Religionswesen dieses Volkes, seine Poesie, seine Gebräuche. So ist unser Mitglied der würdige deutsche Arbeitsgenosse des größten Sinologen unsrer Tage, des verstorbenen Stanislaus Julien, und es darf wohl der Hoffnung wie dem Wunsche Raum gegeben werden, daß die Deutschen von nun an diesem, der Zeit wie dem Orte nach so umfangreichen Gebiete der chinesischen Studien, der Sprache, Geschichte und Literatur von 400 Millionen Menschen, — Studien, die gerade durch ihren vollständigen Gegensatz gegen unser abendländisches Wesen ungemein lehrreich zu werden verheißen, — größere Sorgfalt und Theilnahme als bisher zuwenden mögen.

Ich schließe mit den Worten eines Mannes, in welchem feinster Sprachensinn mit hoher poetischer Begabung gepaart war, und welcher glänzend gezeigt hat, was der deutsche Genius, die biegsamste Sprache handhabend, in treuer und doch zwangloser Nachbildung orientalischer Geisteswerke zu leisten vermag; Friedrich Rückert sagt:

„Wenn erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind an's europäische Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Strahl der Sonnen."

III. Die historische Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften.*

Indem ich die Festsitzung eröffne, mit welcher wir das Gedächtniß der vor nunmehr 116 Jahren erfolgten Stiftung unsrer Akademie begehen, darf ich wohl mir gestatten, die Blicke dieser hohen Versammlung zurückzulenken auf die Anfänge und das Jugendalter unsrer Gesellschaft. Gerade bei einer solchen Veranlassung ziemt es sich, in dankbarer Pietät das Andenken der Männer zu erneuern, welche den Boden erst mühsam erstreiten und urbar machen mußten, auf welchem wir heute, in ruhiger Sicherheit und ohne jedes äußere Hemmniß, zu säen und zu ernten vermögen. Und zwar sind es die Bestrebungen und Leistungen der ältern Akademie im geschichtlichen Gebiete, für welche ich Aufmerksamkeit und Interesse in Anspruch nehmen möchte.

Der historischen Classe der neuen Akademie war in den Satzungen vorzüglich der Beruf zugetheilt, die vaterländische Geschichte anzubauen und die alten Geschichtschreiber und Urkunden zu sammeln. Unter den deutschen Völkern, hieß es in der Stiftungs-Urkunde, besitze die bayerische Nation den Vorzug des Alterthums, — eine Behauptung, die nachher im Schooße der Classe zu lebhaft geführten Controversen über die Anfänge und die Abstammung des bayerischen Volksstammes Anlaß gab.

Sofort wurde denn auch Hand angelegt an die Herausgabe

---

* Rede, gehalten in der Festsitzung der Akademie am 30. März 1875, bisher nur in der „Allg. Ztg." gedruckt.

der Monumenta Boica, die nach 112 Jahren bis zu 42 Bänden gediehen sind, und, mit allen ihren oft und bitter gerügten Fehlern, doch immerhin ein in seiner Art noch einzig dastehendes Werk, ein rühmliches Denkmal gelehrter Ausdauer und unermüdeten Fleißes sind.

Die Freude, die sichtliche Begeisterung, mit welcher der treffliche Kurfürst Maximilian III. die neue Schöpfung inaugurirte, von der er sich so großes versprach, hat etwas rührendes. Die Männer selber, welche den Plan zuerst gefaßt, betrachteten das Unternehmen als ein kühnes Wagestück, dessen Gelingen doch sehr zweifelhaft sei. Man war auf heftige Anfeindung von klerikaler Seite gefaßt. Eine Hochschule, aus deren Lehrern man tüchtige Kräfte hätte herübernehmen können, besaß die Hauptstadt damals nicht; übrigens würde auch die Universität Ingolstadt nur eine höchst spärliche Auswahl geboten haben. Den Gelehrten Münchens mangelte, wie es bei dem damaligen Zustande der niedern und höhern Schulen unvermeidlich war, die gründliche wissenschaftliche Vorbildung; sie waren meist Beamte, die nur als Dilettanten, in Nebenstunden, für die akademischen Zwecke thätig sein konnten: der Geschichtschreiber der Akademie bemerkt, daß kaum einer darunter gewesen, welcher der Wissenschaft seine ganze Kraft und Zeit hätte widmen können.

So wurde denn — das war unvermeidlich — die Stiftung der Akademie zugleich zu einer Offenbarung und Schaustellung der Armuth des damaligen Bayerns und seiner Hauptstadt an geistigen Kräften und wissenschaftlichen Capacitäten. München stellte für die historische Classe nur Lori, Oefele, Anton Lipowski, den für die Specialität der Münchner Stadtgeschichte brauchbaren Bergmann und den in Literargeschichte thätigen Finauer; die zwei geistig bedeutendsten, für die Akademie vorzüglich thätigen Männer waren zwei Ausländer, der französische Malteser Du Buat, wohlbewandert in der Geschichte der Völkerwanderung und der Anfänge germanischer Staaten, und der Elsässer Christian Friedrich Pfeffel, Bruder des Dichters, der als Resident des Herzogs von Zweibrücken

hier weilte, ein gründlicher Kenner deutscher Geschichte und Rechte. Pfeffel war es, der, in den Klöstern umherreisend, die Documente zu den Monumenta Boica herbeischaffte. Aber diese beiden Männer verließen nach einigen Jahren Bayern und gingen nach Frankreich — für die Akademie ein unersetzlicher Verlust. Aus der historischen Classe schien die Seele entwichen.

Die literarische Thätigkeit einer gelehrten Gesellschaft äußert sich vorzugsweise in kürzeren oder größeren Abhandlungen. Auf geschichtlichem Feld bieten sich dazu als Stoffe: theils einzelne, für sich schon zu abgesonderter Betrachtung geeignete Begenheiten — gleichsam besondere sich bildende Wirbel im großen Strom des Völkerlebens, theils Monographien über Particularitäten des Rechts, der Verfassung, der Cultur, des kirchlichen Lebens. Stoffe von dieser Art erheischen meistens ein strenges und mühsames Forschen; von dem Verfasser einer solchen monographischen Arbeit erwartet man in der Regel strictere Beweisführung, sorgfältiger ermittelte Wahrheit, als von demjenigen, der den nämlichen Stoff im Zusammenhang eines größeren Ganzen behandelt.

Die Geschichte, die mittlere wie die neuere, wimmelte damals, selbstredend in noch weit höherem Grade, als dieß heute der Fall ist, von falschen Angaben, Erdichtungen, Täuschungen. Für die Mitglieder unsrer Akademie war indeß schon durch die Stiftungsurkunde der Kreis zur Auswahl enge gezogen; politische und confessionelle Bedenklichkeiten zogen ihn noch enger. Die bedeutenderen Abhandlungen in den von 1763 bis 1766 erschienenen Bänden sind von Fremden: den ersten füllten Du Buat und Pfeffel fast ganz aus; in den folgenden begegnen wir Schriften von Crollius in Zweibrücken, dem Rector Longolius zu Hof im Fürstenthum Bayreuth, von Justi in Berlin, Volz in Stuttgart. Dazwischen sind es dann die Arbeiten von Ordensgeistlichen der damals so zahlreichen bayerischen Abteien und Stifte, welche den Publicationen der Classe ihr specifisch bayerisches Gepräge verleihen. Die Mehrzahl dieser Männer war weder geneigt noch im Stande, über den engen Kreis ihres Klosters hinaus einen

Stoff von allgemeinerem Interesse zu behandeln. Doch machen hier die Beiträge zweier Ordensglieder von S. Emmeran in Regensburg, Sanftl und Zirngiebl, rühmliche Ausnahmen.

Ein großer Wendepunkt trat ein für die Akademie und insbesondere für die historische Classe im J. 1778 mit dem Tode Maximilian's III., des letzten Fürsten der wilhelminischen Linie, und dem Regierungsantritte Karl Theodor's, der nun das ganze wittelsbachische Ländergebiet, Ober- und Unterpfalz mit Bayern vereint, besaß.

Wohl siedelte damals der ganze Mannheimer Hof, Tausende von Personen, nach München über; aber der Akademie wurden dadurch keine irgend nennenswerthen neuen Kräfte zugeführt. München war nun erst recht und ganz fürstliche Residenzstadt, mit einem Heer von Offizieren, von Hofbedienten und von Beamten, deren geistige Befähigung schon aus dem von der Pfalz her nun auch in Bayern eingeführten Stellenkauf ermessen werden mag. Die Stadt wimmelte von Kammerherren, deren Zahl Karl Theodor auf 500 bis 600 brachte, während König Friedrich II. in Berlin mit 60 auskam. Da mochte es allerdings schwer sein, auch nur ein Dutzend Männer aufzubringen, die man anderswo als wirkliche Gelehrte hätte gelten lassen. Von der Existenz irgend einer mit tüchtigen Lehrern besetzten Lehr- oder Erziehungsanstalt in München findet sich nichts, obgleich Erziehung und Schulwesen zu den der Akademie gestellten Aufgaben gehörten. So war die Gegenwart für die Akademie trostlos, die Zukunft düster; sie schien in langsamer Agonie, an der Auszehrung sterben zu müssen, wie wir denn auch finden, daß in den Jahren 1786, 1787, 1793 und 1798 nicht ein einziges neues Mitglied hinzutrat. Man war entmuthigt und eingeschüchtert; man litt unter dem Druck einer Censur, die der Geschichtschreiber der Akademie eine eiserne nennt, sowie unter der steten Furcht vor Denunciationen, — denn es war die Zeit der Geheimbünde, der Mysterien, des Illuminatismus. Die beiden Säulen der Akademie, Lori und Obermayer, wurden, der eine nach Neuburg, der andre nach Amberg, verbannt. Selbst der

Ruf patriotischer Gesinnung war gefährlich unter einem Fürsten, welcher nur mit Widerwillen nach Bayern gekommen und stets bereit, ja begierig war, Bayern zum Vortheil Oesterreichs, oder eigentlich seiner unehelichen Kinder, zu zerstückeln oder zu vertauschen, wie denn auch im J. 1781 die Aufführung patriotischer Stücke auf dem Theater verhoten wurde.

Im Schooße der Gesellschaft griff Entmuthigung und, als naturgemäße Folge, innere Zwietracht um sich. Jeder mißtraute dem andern, um so mehr als einzelne vom Hof begünstigte Mitglieder als Censoren der Schriften ihrer Collegen walteten, und der berüchtigte Lippert, neben dem Beichtvater Frank der böse Genius dieser Regierung, auch Mitglied der Akademie war.

So kam es, daß man sich, um mit Westenrieder's Worten zu reden,* „von Seite der Akademie auf das sorgfältigste hütete, über irgend einen Gegenstand, dessen Behandlung auch nur auf die entfernteste Art irgend eine Gelegenheit zu einer schiefen Auslegung geben konnte, etwas vortragen oder schreiben zu lassen." Die historische Classe fuhr dabei am schlimmsten; sie glich dem Vogel unter der Glasglocke, dem man die Luft auspumpt. In solcher Noth waren die Beiträge von Ordensgeistlichen, welche Abhandlungen über Gründung und Gütererwerb ihrer Klöster oder die Genealogie eines Adelsgeschlechtes einsandten, oder auch Untersuchungen über die Römerstraßen — ein lange beliebtes Thema — willkommene Gaben.

Am fühlbarsten wurde die Verlegenheit, wenn es die Auswahl eines Themas zu einer Festrede galt. Geschichte des Alterthums war damals in Bayern ein unentdecktes Land, auch in der Stiftungsurkunde ausgeschlossen; mittelalterliche Geschichte drohte sofort zu Conflicten mit den allgemein gefürchteten geistlichen Mächten zu führen; neuere Geschichte war aus demselben Grunde und wegen dynastischer Rücksichten in noch höherem Grade ein verpöntes Gebiet. So glich die Lage des Historikers in München der des asiatischen Wanderers in jener bituminösen Gegend, wo

* Geschichte der k. baier. Akademie d. W. II, 392.

bei jedem Schritte Flammen aus dem Boden aufzüngeln. Wir finden denn auch, daß in einer Rede „vom Nutzen der Geschichte“ bewiesen wurde, die Kenntniß der Geschichtschreiber sei zu empfehlen; daß in einer andern Rede der Hofbibliothekar Roccatani den Nutzen einer reichen Bibliothek ernsthaft und mit vielen Beispielen darthat. Fischer trug eine Rede vor über die Gebrechlichkeiten des menschlichen Verstandes, und Herr v. Eckartshausen hielt als Redner der historischen Classe einen Vortrag über die Liebe, welcher sich wie die prosaische Umschreibung einer Opernarie ausnahm.

In dieser trübseligen Zeit war es ein muthiger und charaktervoller Mann, der die Fackel der historischen Studien und Forschungen in Bayern vor dem gänzlichen Erlöschen bewahrte, und der Akademie durch sein persönliches Ansehen und seinen makellosen Ruf eine starke Stütze wurde. Das war Lorenz Westenrieder. Ich glaube ihn hoch zu ehren und treffend zu bezeichnen, wenn ich ihn den bayerischen Justus Möser nenne, wiewohl ich nicht verkenne, daß Möser ganz Deutschland angehört und seine Schriften bleibendes Gemeingut der Nation sind, während Westenrieder nur für Bayern Bedeutung hat und auch hier seine Schriften schon nahezu vergessen sind. Aber die Inschrift: Advocatus patriae, welche das Denkmal des westphälischen Weisen schmückt, verdiente auch auf dem Sockel der Statue zu stehen, welche die dankbare Vaterstadt einem ihrer verdienstvollsten Mitbürger errichtet hat; denn auch in den schlimmsten Zeiten blieb Westenrieder der unerschrockene, unbestechliche Fürsprecher für sein Vaterland und dessen gerechte Ansprüche. Seine „Geschichte Bayerns für die Jugend und das Volk“, von der Akademie herausgegeben, erschien gerade in dem Jahre (1785), als Kurfürst Karl Theodor über die Vertauschung Bayerns gegen die österreichischen Niederlande unterhandelte. Die seelenvolle Wärme, die treue vaterländische Gesinnung verschafften dem Buche einen wohlthätigen, noch lange nachher im Lande empfundenen Einfluß auf die Volksstimmung.

Bessere Zeiten kamen für Bayern und die Akademie, als nach Karl Theodor's Tod das Haus der Herzoge von Zweibrücken den Thron bestieg, und Bayern nun eine Reihe von Fürsten erhielt, — queis meliore luto finxit praecordia Titan.

Die Vergrößerung Bayerns zu einem durch fränkische und schwäbische Gebiete wohl abgerundeten Königreich äußerte anfänglich auf die historischen Leistungen der Akademie, wiewohl diese sich nun freierer Bewegung erfreute, noch keinen in die Augen fallenden Einfluß. Doch mußte der Begriff der bayerischen Geschichte sich nun erweitern; es mußte der geschichtlichen Entwicklung der drei Stämme der Franken, Schwaben und Bayern Rechnung getragen werden — ein Proceß, der sich langsam und nicht ohne innere Kämpfe vollzog. Denn der ererbte Patriotismus der auf ihr Stammesalterthum und die ungemischte Reinheit ihres Blutes nicht wenig stolzen Bajuvarier hatte im Schooße der Akademie an Westenrieder einen bis zu seinem Tode immer hochgeehrten, und, wenn auch zuweilen leidenschaftlich erregten, doch nie unedlen Vertreter. Ueberhaupt hatte München sich doch schon unter Karl Theodor an die große pfälzische Ueberschwemmung gewöhnen müssen, und nun legte sich über diese Schicht von Höflingen und Beamten noch eine zweite, gleichfalls pfälzische, von Kurfürst Maximilian IV. mitgebrachte oder nachgezogene. Daneben hatte man auch noch die zahlreichen Nachkommen der von den Kurfürsten der älteren Linie in's Land gezogenen Italiener und Franzosen; finden sich doch im J. 1745 unter den 318 Kämmerern 50 bis 60 italienische und französische Namen. Allmälig richteten sich nun auch Franken und Schwaben, Männer, die eine alt-reichsstädtische oder eine fürstlich-bischöfliche Tradition mitbrachten, häuslich hier ein. Das alles wogte anfänglich ziemlich disharmonisch durcheinander, es gab Reibungen genug, auch unter den Gelehrten der Akademie; ja sie ganz besonders waren damals wie mit Elektricität geladene Flaschen, aus denen, wenn sie sich berührten, Funken heraussprühten. Indessen der Brand ward doch immer wieder gelöscht, und man wuchs allmälig zusammen.

Für die Akademie war vorerst der beste Gewinn dieser Transformation Bayerns, daß die neuen Minister und höheren Beamten im Ganzen einsichtige und wohlwollende Männer waren, welche der gelehrten Gesellschaft Luft und Licht zum Dasein gerne gönnten. Eine neue Organisation und bessere Ausstattung mit Geldmitteln und Sammlungen erfolgte, — aber die historische Classe zog den geringsten Nutzen davon, wovon die Ursachen mehr in ihr als außer ihr lagen.

Neue Kräfte zog diese Classe nur in spärlichem Maße an sich. Seit 1795 besaß sie Georg von Sutner, den gründlichen Kenner der Münchner Stadtgeschichte; seit 1799 Vincenz von Pallhausen, den glühenden Eiferer für uralte bajuvarische Herrlichkeit; seit 1801 Feßmaier; seit 1806 Breyer, der unter allen das umfassendste Wissen, das meiste historische Verständniß besaß, und durch seine „Geschichte Maximilian's I.", sowie durch sein lange an den Gymnasien herrschendes „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte" weithin und nachhaltig bei uns gewirkt hat. Dagegen war Peter Philipp Wolf mehr Vielschreiber als Geschichtschreiber, obgleich er sich an den schwierigsten Aufgaben versuchte. Zum Nachtheil für die historische Classe lebte derjenige, der neben Heinrich Lang der glücklichste und bedeutendste Förderer bayerischer Geschichte zu heißen verdient, Karl Theodor Gemeiner, — auch Mitglied der Akademie —, nicht in München, sondern in Regensburg.

Die ganze Zeit von 1799 bis 1815 war den historischen Disciplinen ungünstig, ja feindlich. Bayern, eingeklemmt zwischen den beiden Mühlsteinen, Oesterreich und Frankreich, erst von jenem, dann von diesem in's Schlepptau genommen, bangte Jahr für Jahr um seine Existenz. Jeder, der deutsch fühlte, mußte sich stets Muth einsprechen, um nur nicht an der Zukunft der Nation zu verzweifeln, und wie schwer und selten war Hingebung an historische Forschungen da, wo jeder geschichtliche Rückblick in die Vergangenheit nur peinliche Gedanken erweckte: zeigte er doch den demüthigenden Contrast früherer Größe und Herrlichkeit,

oder die nicht minder demüthigende lange Kette von Schuld und Verblendung der Fürsten und Völker, welche endlich in den gegenwärtigen Abgrund und dicht an den Rand des Verderbens geführt hatte.

So erklärt es sich, daß von 1799 bis 1807 keine Schriften der historischen Classe erschienen. Von da an wurden wieder Abhandlungen sowohl als Denkschriften gedruckt. Es erschien eine Sammlung „Römische Denkmäler in Bayern" — ein harmloses Gebiet, in das man sich gerne flüchtete. Winter in Landshut lieferte Kirchliches, der unermüdet fleißige Zirngiebl trug eine Geschichte des bayerischen Handels bei. Etwas mehr Schwung und fruchtbringende Thätigkeit kam erst im J. 1811, durch den neuen Vorstand des Reichsarchivs, den von Ansbach hieher berufenen Heinrich von Lang, in die Leistungen der Classe. Ihm verdanken Bayern und die deutsche Geschichtskenntniß das höchst nützliche Werk der Regesta Boica, die, in 4 Bänden bis 1300 reichend, einen kritischen Auszug aus mehr als 8000 Urkunden liefern. Es trat jedoch erst im J. 1822 an's Licht, und inzwischen hatte sich der stets kampfbereite Lang mit scharfer Zunge und Feder in die Fehden zwischen Neubayern und Altbayern verstrickt, hatte die in der Rheinbundszeit aufgekommene Hypothese von der Abstammung der Bayern von den keltischen Boiern, und folglich der Stammesverwandtschaft zwischen Bayern und Franzosen, bestritten, hatte die Größe des alten, auch den ganzen Nordgau umfassenden Bayern bezweifelt, und ein noch allgemein geglaubtes und für patriotisch gehaltenes Märchen verworfen, nämlich die Sage von den dreißig Söhnen des Grafen von Abensberg, deren jedem König Heinrich II. eine bayerische Grafschaft geschenkt, und von denen nachher alle späteren Dynastengeschlechter in Bayern ihren Ursprung genommen haben sollten. Solche der nationalen Eitelkeit oder dem vaterländischen Selbstgefühl entstammende Sagen und Annahmen haben indeß ein äußerst zähes Leben; sie anzutasten ist nicht immer sicher. Wollte man doch auch nicht verzichten auf die Glorie Bayerns, von der ältesten Dynastie Europas re-

giert zu werden, da mehr als 70 Jahre vor Hugo Capet Herzog Luitpold und sein Sohn Arnulf Bayerns Beherrscher gewesen seien. Die Streitschriften, welche Lang und Pallhausen wechselten, wurden allzu hart und derb, die Feinde Lang's mehrten sich. Es gehörte zu den seltsamen Verirrungen jener Zeit, daß seine Kritik der Monumenta Boica sogar von der Münchner Kreisregierung mit Beschlag belegt und er selbst mit einer Anklage bedroht wurde, weil die Akademie als Staatsanstalt in der öffentlichen Meinung nicht verletzt werden dürfe. Lang zog vor, im J. 1815 nach Ansbach zurückzugehen und zwei Jahre darauf aus dem Staatsdienst zu scheiden.

Wenn wir von Westenrieder's bayerischer Geschichte und von den Werken Breyer's nnd Gemeiner's, und einigen andern absehen welche von Mitgliedern, aber ohne Mitwirkung der Akademie, veröffentlicht wurden, so läßt sich nicht sagen, daß die historische Classe in dem von uns überschauten Zeitraum eines halben Jahrhunderts Werke hervorgerufen habe, die eine bedeutende Lücke ausgefüllt oder eine bleibende Stelle in der Wissenschaft behauptet hätten. Die ganze Zeit war eben historischen Leistungen nicht günstig, wenigstens nicht in Bayern. Gar zu sehr mangelte noch die Kraft allgemein wissenschaftlicher Bildung, richtige Methode der Forschung und historische Kunst. Erst durch die Verbesserung der Gymnasien und die Hebung der Hochschulen mußte der Grund gelegt werden, aus welchem dann auch diese Eigenschaften sich entwickeln konnten. Denn das dürfen wir nicht übersehen, daß geschichtliche Forschung und Darstellung nicht zu jeder Zeit und an jedem Orte gedeihen oder durch ein bloßes Machtgebot von Oben in's Dasein gerufen werden können. Nur unter besonders günstigen Constellationen, nicht in einer stagnirenden, sondern in einer vom Strom der Ereignisse mächtig ergriffenen und bewegten, geschichtlichen Stoff erzeugenden Zeit wird beides, die rechte Forschung wie die Technik des Darstellens, blühen. Der Mensch muß selbst das Getriebe der menschlichen Leidenschaften, die Verkettung und Wechselwirkung der socialen und politischen Inter-

essen, die Tragik gewaltiger Katastrophen miterlebt und in der Nähe gesehen, seine Seele gleichsam in lebendige Geschichte eingetaucht haben, um als Forscher und Darsteller den echten historischen Kern aus den Zeugnissen und Ueberlieferungen herauszuschälen, und den so gewonnenen Stoff mit ordnendem, den innern Gehalt der Thatsachen divinirenden Geiste zu durchdringen und zu beleben. Erst als die Hellenen die Perserkriege bestanden hatten, erhielten sie ihren Herodot; erst aus der tragischen Selbstzerfleischung des peloponnesischen Krieges ging ein Thukydides hervor. In Rom mußten die Schrecken und Umwälzungen der Bürgerkriege vorangehen, bis sich ein Livius fand; worauf dann der großartige Schicksalswechsel der frühern Kaiserzeit, der Anblick des vollendeten Tyrannenthums und seiner Wirkungen, einen Tacitus gebar. Bei uns Deutschen ist es nicht anders gegangen: das Ringen der beiden gewaltigen Mächte, der geistlichen und der weltlichen, im Investiturstreite erweckte Lambert von Hersfeld, worauf wir den deutschen Großthaten in der Glanzperiode des staufischen Kaiserthums Geschichtswerke, wie die des Otto von Freising und des Ragewin, verdanken. Später hat dann noch die Geisterbewegung des Reformationszeitalters ein der großen Periode und des Gegenstandes würdiges Werk in den Commentarien des Sleidan erzeugt.

Und noch eine andere Erwägung drängt sich hier auf. Die Geschichte, vor allen andern Wissenschaften, ist berufen, die Lehrmeisterin der Fürsten wie der Völker zu sein. Ob sie von jenen und diesen vernachlässigt, zurückgestoßen, ob sie mißbraucht, oder entstellt und gefälscht ihnen dargeboten werde, das übt auf die Schicksale der Staaten einen immer bedeutenden, mitunter entscheidenden Einfluß. Und hinwiederum hängt die Behandlung der Geschichte, ihre Pflege oder Hintansetzung, von den wechselnden Zuständen und Stimmungen, vor allem aber von den angestammten Fehlern oder Vorzügen der Völker ab.

In Bayern haben sich, seit Kurfürst Maximilian I., die Fürsten den geschichtlichen Forschungen meist günstig erwiesen. Was

der erste Max für die Geschichte seines kaiserlichen Ahnherrn gethan, ist vor zwei Jahren von einem Mitglied unserer Akademie dargestellt worden. Ich erinnere nur noch daran, daß auch Welser auf seinen Antrieb schrieb, und daß die wichtige Quellensammlung des Canisius, die lectiones antiquae, mit seiner Unterstützung erschienen ist. Welchen tiefen Eindruck die historischen Schriften des Schweizers Johannes Müller auf König Ludwig I. gemacht haben, wie hoch er von dem Beruf der Geschichte dachte, und wie er durch Wort und Bild auch seinem ganzen Volke die Vergangenheit anschaulich zu machen strebte, wissen wir alle. Sein Sohn hat, als einsichtsvoller Förderer bayerischer und deutscher Geschichtsforschung, ihn und alle früheren Fürsten, die je gelebt, übertroffen. Jeder, der König Maximilian II. näher gekannt hat, weiß, wie sehr er auch als Regent in den Spiegel der Vergangenheit zu schauen und Rath wie Warnung von der Geschichte zu nehmen geneigt war.

Halten wir dagegen Ludwig XIV. von Frankreich! Ihm war alles was Geschichte hieß, gleichgültig und interesselos — mit Ausnahme seiner eignen: er hatte seinen wohl besoldeten Hofhistoriographen Pellisson, der, dem Könige überallhin folgend, dessen Großthaten, rhetorisch aufgebläht und verschönert, für Mit- und Nachwelt beschrieb. Und wenn Ludwig XIV. zuletzt seinen im Ehebruch erzeugten Söhnen die Succession oder doch die vormundschaftliche Regierung zuzuwenden gedenkt, so muß der Jesuit Daniel in seiner Geschichte Frankreichs zeigen, daß in diesem Lande Bastarde öfter zur Herrschaft gelangt, selbst Gründer von Dynastien geworden seien.

Mehr als gleichgültig, fast positiv feindlich verhielt sich auch Kaiser Joseph II. zur Geschichte. In seiner Jugend hatte er die Geschichte seines Hauses aus 15 eigens für ihn verfaßten, schwerfällig und pedantisch geschriebenen Folianten erlernen sollen; die Folge war, daß er mit Ekel und für immer von Geschichte und Wissenschaft sich abwandte — er, dem gerade als Beherrscher so verschiedener und durch so mannigfaltige Schicksale und Entwicklungsstufen hindurchgegangener Nationen die Geschichte ein Weg-

weiser und Rathgeber hätte sein sollen, den nichts anderes ersetzen konnte. So trägt denn auch alles, was er unternahm und versuchte, das Gepräge des Unvermittelten, des unsichern Umhertastens; seine meisten Gebote und Maßnahmen verletzten jede Regel der Völkerpsychologie, waren revolutionäre und zerrüttende Angriffe auf bestehende Einrichtungen und Sitten, führten zu tragischen Katastrophen und zu einer Verwirrung, deren schlimme Nachwirkungen noch heute sich fühlbar machen.

Wie ganz anders dachte und handelte der Monarch, der sonst Joseph's Vorbild war, Friedrich II. von Preußen! Er studirte nicht nur, er schrieb auch die Geschichte seiner Vorfahren und seines Landes, wozu er sich die Quellen, „die besten alten Chroniken oder Historienschreiber von der Kurmark", wie es in seinem Rescript heißt, aus der königlichen Bibliothek kommen ließ. Und dann ließ er die einzelnen Abschnitte seines Werkes in der Akademie vorlesen.

Nicht minder lehrreich ist das Verhalten der einzelnen Nationen zur allgemeinen sowohl als zur eignen Geschichte. Scheint es nicht unbegreiflich, daß Italien, ehedem die Lehrerin der Nationen, zwar eine Fülle von Städte- und Provinzgeschichten besitzt, aber bis auf die neueste Zeit, bis auf Cantù, kein einziges Werk über allgemeine Geschichte, nicht einmal ein Handbuch, aufzuweisen vermochte, so daß jeder gebildete Italiener, um sich auch nur die nothdürftigste geschichtliche Bildung zu erwerben, nach ausländischen, gewöhnlich französischen Erzeugnissen greifen mußte! Doch die Erklärung des Phänomens liegt nahe genug: Italien war seit vielen Jahrhunderten, und durfte nur sein, die Peripherie um das Centrum Rom. Das dortige Priesterreich aber konnte schlechterdings keine Universalgeschichte vertragen, nicht einmal eine officielle, nach Anordnung verfaßte. Schweigen war da wirklich Gold, und der Klügere vermeidet es, wenn er kann, auch nur Stoff für die Kritik zu liefern. Deshalb haben denn auch die treuesten Diener Roms, die Jesuiten, zwar in mehreren Ländern viel für Local- und Provinzialgeschichten geleistet, aber

auf Weltgeschichte und auf allgemeine Kirchengeschichte sich niemals ernstlich eingelassen.

Wenn England schon im Mittelalter, vom 12. bis zu Ende des 14. Jahrhunderts, einen so reichen und gehaltvollen Vorrath von Geschichtswerken aufzuweisen hat, wie sie in der gleichen Zeit kein Volk des Continents besaß, wenn das Kloster S. Albans eine vorzügliche Schule für nationale Geschichtschreibung wurde, so erkennen wir leicht die Ursache davon in der Geschichte dieses Landes, in jenem langsamen, aber sicher und wie nach Naturgesetzen sich vollziehenden Fortschritt, kraft dessen die absolute Militär-Monarchie, wie sie aus der normannischen Eroberung hervorgegangen war, zu einem verfassungsmäßig beschränkten Königthum und parlamentarischen Gemeinwesen, ohne Sprung und ohne Revolution, sich entwickelte, und durch ein stetiges, selbst durch Bürgerkriege kaum gehemmtes inneres Wachsthum an moralischer Energie, sowie an Einheit und Stärke der Gesinnung, die künftige politische Größe des Volkes und seinen Beruf zur Weltherrschaft vorbereitete.

Wie charakteristisch ist es für uns Deutsche, daß die ersten Versuche nationaler Geschichte, von Wimpheling, Irenicus, Sebastian Frank, gerade in die Jahre des zum ersten Mal sich wieder aufraffenden Nationalbewußtseins und des reformatorischen Aufschwungs fallen, dann aber völlig vergessen werden, so zwar, daß mit ihnen auch die Geschichte Deutschlands selbst verschollen scheint, und zwei Jahrhunderte lang Niemand einen Versuch macht, diese Historie oder nur einen Theil derselben zu schreiben. In dem gleichen Zeitraum ist die französische Gesammtgeschichte in zwanzig verschiedenen Werken, von denen keines ganz bedeutungslos heißen kann, bearbeitet worden, wogegen das Werk des Einzigen, der in Deutschland endlich einen Anfang machte und mit seinem Universalgenie auch gleich Riesenschritte auf diesem Boden that, — des Leibniz Annales imperii occidentis — ungedruckt und verborgen blieb bis zum Jahre 1843.

Und scheint es dann nicht wieder räthselhaft, daß gerade

in dem Decennium von 1720 bis 1730 in Deutschland so plötzlich ein Wetteifer in der Darstellung der vaterländischen Geschichte erwachte, und nun fast gleichzeitig Schmauß, Hahn, Mascov, Bünau, Köhler mit umfassenden Werken hervortraten? — Wir finden die Lösung des Räthsels, wenn wir uns in die unmittelbar vorhergegangene Zeit versetzen: Deutschland, schutzlos an seiner Westgrenze den räuberischen Angriffen Frankreichs preisgegeben — Frankreichs, das sich schon ernstlich mit dem Gedanken einer Sprengung und Zerstückelung des Reiches befaßte und deutsche Fürsten immer mehr in seinen Sold und Dienst zog, Elsaß und Lothringen verloren, Oesterreich den deutschen Interessen entfremdet und für sich abgeschlossen, dazu noch in jenen Jahren, unter Karl VI., von Spaniern geleitet, das Haus Habsburg selber seinem Erlöschen nahe, und nun auch noch französische Sprache und Literatur von den undeutsch gewordenen Fürstenhöfen aus weiter vordringend in die höheren Stände, und das stärkste Bindemittel einer großen Nation, die ohnehin schon durch ausländische Einflüsse arg verunstaltete Volkssprache, bedrohend! Damals rang Verzweiflung mit Hoffnung in der Brust des denkenden Deutschen — mit der Hoffnung, daß das eben erst zum Königreich erhöhte Brandenburg-Preußen, dessen großer Kurfürst in seiner Zeit allein patriotisch-deutsch empfunden und gehandelt hatte, der Hort der Nation werden, daß unter dem Schatten dieses mächtig wachsenden Baumes die Nation und ihr Reich zu neuer Kraft und frischem Leben erstarken würden. Darum war es auch natürlich, daß man sich damals so viel mit dem deutschen Staatsrecht und der Reichsverfassung beschäftigte. Man ahnte die kommenden Conflicte, die entweder auf diesem Gebiete ausgefochten werden, oder, wenn Eisen und Blut entschied, es völlig umgestalten mußten, weshalb auch alle bedeutenderen Arbeiten über deutsche Geschichte damals aus den Bedürfnissen und Ideen des Staatsrechts hervorgingen.

Und nun Frankreich und seine Historiker! Wenn ein großes Culturvolk jene Stufe der Corruption erreicht hat, auf welcher wir die Franzosen erblicken, wenn alte nationale Fehler sich zu

gigantischen, alles überwuchernden Proportionen entwickelt haben, dann wird die keusche Muse der Geschichte unvermeidlich zur feilen Buhlerin, welche den populären Neigungen und Leidenschaften fröhnt; es bildet sich der historische Chauvinismus aus, und verdreht und vergiftet nun erst recht die Sinnesweise der gebildeten Klassen — doppelt gefährlich für ein Volk, dessen politische Erziehung seit mehr als hundert Jahren einzig durch Literaten gemacht ist.

Das Prototyp dieses historischen Chauvinismus — wir dürfen das von drüben her zu uns gebrachte Wort bei uns einbürgern — ist schon Voltaire's „Siècle de Louis XIV“, allerdings ein Kunstwerk von seltener Vollendung. Es ist im Grunde geschrieben, um seiner Nation den Genuß ihrer Glorie in der schmeichelhaftesten Selbstbespiegelung zu verschaffen. Die Franzosen sind das erste Volk der Welt, ihr Monarch war der größte der Könige. In der Reihenfolge der die Geschicke der Menschheit bestimmenden Nationalitäten sind sie das letzte, die Gegenwart und die Zukunft beherrschende Glied; die ganze übrige Menschheit hat Licht nur in so weit, als sie vom Glanze dieser Völkersonne beschienen wird. Das wird hier nicht so geradaus gesagt, zieht sich aber als Voraussetzung und Grundton durch das ganze Werk.

Die Neueren nun, Thiers, Lamartine, Mignet, Capefigue, verhalten sich zu Voltaire wie die Schüler zum Meister, wiewohl es in Wahrheit nur derselbe, sie wie ihn beseelende Trieb ist, der diesen Schein erzeugt, — der Trieb, die Geschicke und Thaten Frankreichs in einem mit den nationalen Neigungen harmonirenden und ihnen schmeichelnden Lichte darzustellen, und so immer den Totaleindruck von der sich selber genügenden und unerschöpflichen Gabenfülle des Landes und des Volkes hervorzubringen. Der Historiker weiß, daß jeder Franzose zur ausschließenden Selbstbewunderung erzogen ist, sein Werk muß diesem Gefühl Rechnung tragen. So hat Thiers die „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs“ geschrieben, als fortlaufenden Commentar zu dem

Axiom von der militärischen Unbesiegbarkeit der Nation. Der Fatalismus, welcher besonders in den Geschichten der Revolution, z. B. bei Mignet, vorherrscht, ist eine andere Form des historischen Schmeichlerthums; er dient, die Thorheiten, Gräuel und zahllosen Verbrechen der Revolutionszeit als ein unvermeidliches Fatum, an dem die Nation selbst keine Schuld trage, erscheinen zu lassen. Von Lamartine's „Geschichte der Girondisten" bemerken einsichtige Franzosen selbst: er habe das revolutionäre Wesen, das Treiben der Demagogen, die Scenen in den Clubs und die Demonstrationen in den Straßen, so lebendig und verführerisch ausgemalt, daß das Buch großen Antheil an der Umwälzung von 1848 und den darauf gefolgten Pariser Vorgängen gehabt habe.

Wir dürfen hoffen, daß der gute Genius der deutschen Nation uns vor solchen Verirrungen und verführerischen Künsten bewahren werde. Eitle Selbstüberhebung ist gerade nicht ein Nationalfehler der Deutschen. Fünf Jahrhunderte anhaltenden Mißgeschicks und steter, durch offenkundige eigne Schuld und Bethörung herbeigeführter Verluste und Beschädigungen haben uns Bescheidenheit gelehrt; wir wissen nur zu gut, daß wir nicht, gleich unsern linksrheinischen Nachbarn, ein vermeintliches, unabwendbares Fatum oder fremde Gewalt und List vorschützen dürfen als die Ursachen des so lange auf uns lastenden Unheils. Fast jedes neue, aus den Quellen geschöpfte Werk über einzelne Partieen der späteren deutschen Geschichte bringt uns weitere Belege, verhilft uns zu tieferer Einsicht und klarerem Verständniß, daß blinde Selbstsucht, Nepotismus, Käuflichkeit und Aberglaube die Ursachen unsres Verfalls, unsrer Erniedrigung gewesen sind. Und selbst die Ereignisse von 1870 und 1871, sind sie nicht die beredteste, überzeugendste Kritik der vorausgegangenen Zeit?

Eintracht hat uns endlich zum Siege und zur Macht geführt, Zwietracht hat uns vorher Niederlagen, Ohnmacht, Zerstückelung, zerstörende Bürgerkriege und Fremdherrschaft gebracht. „Perditio tua ex te Israel!"

IV. Die bisherigen Leistungen der historischen Commission bei der K. Akademie der Wissenschaften.*

Die Festsitzung, zu welcher wir hier vereinigt sind, trägt das Gepräge einer Huldigung, welche die Akademie, dem 25. August vorgreifend, ihrem königlichen Herrn und Beschützer darbringt. An einem solchen Tage ist es uns nahe gelegt, vor allem der Gaben zu gedenken, welche die huldvolle Fürsorge unsrer Könige der Akademie zu gewissenhafter Verwendung für wissenschaftliche Leistungen übergeben hat. Wir können unsern Dank für ein so großmüthiges und freigebiges Vertrauen nicht besser erstatten, als indem wir Rechenschaft ablegen von dem zu Stande Gebrachten, und die Aufmerksamkeit unsrer Mitbürger auf Werke richten, welche ohne die königliche Stiftung nie, oder jedenfalls nicht in so trefflicher Ausstattung, an's Licht getreten wären.

Zur Förderung deutscher Geschichtsforschung hat vor 17 Jahren König Max II., in dessen klarem und hochsinnigem Geiste die Ehre und Wohlfahrt Bayerns unzertrennlich geknüpft war an die Ehre und das Wohlergehen Deutschlands, die historische Commission als eine bleibende Genossenschaft gegründet und ausgestattet. Der Gedanke des Königs war: alle Gebiete des nationalen Lebens, der Staat sowohl als die Kirche mit ihren mannigfaltigen Institutionen, das Fürstenthum in seinen Abstufungen, der Adel,

---

* Rede, gehalten in der Festsitzung vom 25. Juli 1876, bisher nicht gedruckt. Ergänzungen zu den hier und nachher in der VI. Rede gegebenen Mittheilungen über die „historische Commission", enthält die oben S. 224 angeführte Denkschrift vom Jahre 1882.

das Städtewesen, der Bauernstand, die Hochschulen und die Rechts-Institute — alles dieß sollte in seiner Vergangenheit nach und nach durchforscht und dargestellt werden. Die in München wohnenden, der historischen Classe entnommenen Mitglieder sollten alljährlich unter dem Präsidium Ranke's, durch Zuziehung von zehn oder zwölf auswärtigen Mitgliedern der Akademie verstärkt, über die auszuführenden Arbeiten berathen und die Leitung derselben unter sich vertheilen. Der allzufrühe Tod des hohen Stifters hat die Thätigkeit der Commission nicht gestört und nicht unterbrochen. Wir sind glücklich sagen zu dürfen, daß des regierenden Königs Majestät dem gemeinnützigen Wirken der Commission und dem Werth der von ihr hervorgerufenen Werke Anerkennung nicht versagt. Der Sohn will, daß diese Lieblingsschöpfung des Vaters in würdiger Weise fortgeführt werde.

In den 17 Jahren ihres Bestehens hat im Schooße der Commission stets die vollkommenste Eintracht geherrscht. In den Berathungen saßen Bayern und Preußen, Oesterreicher und Schweizer, Sachsen und Württemberger, saßen Generäle, Staatsräthe, Professoren, Bibliothekare, Archivbeamte, und nicht ein einziges Mal hat ein ernster Mißton oder nur eine erhebliche Meinungsverschiedenheit die Harmonie des Zusammenwirkens getrübt; alle waren oder wurden stets nach kurzer Verhandlung einig, wie über die zu erreichenden Ziele, so auch über die anzuwendenden Mittel. Fortwährend und nun schon seit 17 Jahren beschäftigt die Commission eine beträchtliche Anzahl jüngerer Männer; sie gewährt ihnen die Mittel zu ausgedehnten Reisen zum Behuf der Erforschung und Ausbeutung einheimischer und auswärtiger Archive; die Mitglieder der Commission berathen, leiten und überwachen die Arbeiten der jüngeren Hülfsarbeiter. Dergestalt haben unsere Könige es verstanden, der Nation zugleich eine Bildungsschule für angehende Gelehrte und künftige Professoren in den geschichtlichen Disciplinen zu geben. Bereits sind die meisten Mitarbeiter des ersten Decenniums theils Professoren theils Archiv-Vorstände geworden.

Und die Werke selbst, welche die Commission hervorgerufen hat — jeder unbefangene Kenner wird sagen: nicht nur ist jedes von ihnen eine Bereicherung unsrer Literatur, viele sind geradezu mustergültig und werden auch unsern Nachkommen noch als solche erscheinen und ihren Bedürfnissen dienen, ohne das Verlangen nach neuen und besseren zu erwecken. Ja, wenn ich der Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit jener Bücher gedenke, aus denen in meinen Jugendjahren Kenntniß der deutschen Geschichte allein zu gewinnen war, dann möchte ich die jetzt studirende Jugend glücklich preisen, der eine solche Fülle vorzüglicher, nach Form und Inhalt gleich befriedigender Werke zu Gebote steht.

Große, weitaussehende, die Mitwirkung mannigfacher Kräfte erheischende Werke sind unternommen worden; einige sind nur erst vorbereitet, andre sind begonnen und in rüstigem Fortschritt begriffen, viele endlich liegen bereits vollständig vor, und die Commission kann auf mehr als fünfzig Bände hinweisen, welche aus ihrem Schooße hervorgegangen oder unter ihren Auspicien erschienen sind.

Da sind erstens: die „Jahrbücher der deutschen Geschichte", welche in 18 Bänden sich über die fünf Jahrhunderte vom 8. bis zum Beginn des 13., freilich noch mit bedeutenden Lücken, erstrecken. Sodann liegen von der großen Sammlung „Deutscher Städtechroniken" zwölf Bände bereits vor. Die „Forschungen zur deutschen Geschichte", ein Archiv für Monographien und Abhandlungen, sind bis zum 15. Bande gediehen. Zwei Bände von „Reichstags-Acten" gewähren für die deutsche Geschichte am Ende des 14. Jahrhunderts, neues, bisher unbekanntes Material. Eine Sammlung der „Weisthümer", begonnen von Jakob Grimm und fortgeführt von Schröder, liegt in sechs Bänden vollständig vor, und bietet, zugleich mit den von Graf und Dietherr gesammelten und erklärten „Deutschen Rechtssprichwörtern", eine reiche Fundgrube für Kenntniß der deutschen Rechtszustände. Liliencron's überaus reiche Sammlung der „Historischen Lieder" führt uns ein in das innerste Leben der untern Volksklassen im 15.

und 16. Jahrhundert, ihre Sinnesweise, ihre Leiden und Freuden, ihre, bald satyrische, bald trauernde oder bitter feindliche Auffassung der Ereignisse. Dazu nun noch das schöne dem Andenken Schmeller's und zugleich der bayerischen Volkssprache gesetzte Monument, die erweiterte, aus seinem Nachlaß ergänzte Ausgabe seines „Bayerischen Wörterbuchs" von Frommann, und endlich sechs Bände „Wittelsbacher Correspondenzen".

Ein Unternehmen aber war es, welchem der verewigte König mit ganz besondrer Gunst und Hoffnung entgegenkam, für welches er eine eigne, sehr beträchtliche Geldsumme anwies: eine „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", deren jede, von einem hervorragenden Fachgelehrten geschrieben, ein selbstständiges Werk und zugleich einen Bestandtheil des großen, alle Zweige umfassenden Sammelwerkes bilden sollte. Ein Plan, wie ihn eben nur ein König fassen konnte, dem die Ehre der deutschen Gesammtnation über alles ging, und der ihr durch dessen Ausführung ein Monument errichten wollte, dauerhafter, prachtvoller und geräumiger als die Walhalla seines Vaters. Wenn es vollendet sein wird, dann werden wir ein Gemälde des geistigen Lebens der Nation, vorzüglich im letzten Jahrhundert, als der Periode der universalsten Geistesarbeit, besitzen, und dann dürfen wir es getrost dem Urtheil aller andern Nationen überlassen, welche Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes den Deutschen anzuweisen sei.

Gestatten Sie mir, bei dieser Leistung, deren Hälfte etwa in 14 Bänden vorliegt, näher eingehend zu verweilen!

Dorner's Geschichte der protestantischen Theologie zeigt uns diese Wissenschaft als die erstgeborene Tochter der Reformation und das eigenste Product des deutschen Geistes in einer Zeit, in welcher die Nation selber theologisch geworden war, und die Theologen ihr Werk, wie getragen so auch beherrscht von der öffentlichen Meinung, von dem Willen der Fürsten wie der Völker, vollführen mußten. Zwei Jahrhunderte und darüber hat dieser Aufbau gewährt, zahllose Hände haben mit erstaunlichem

Fleiß, und lange unbehelligt von den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens und Forschens, an ihm gearbeitet; die protestantische Kirche war gleichsam mit sich allein und konnte, bloß den mit der Reformation gegebenen Gesetzen und Antrieben folgend, der Construction dieses imposanten Gebäudes sich widmen. Aber nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird diese Theologie von der allgemeinen Geisterbewegung ergriffen und in einen Zersetzungsproceß unaufhaltsam hineingezogen; sie sieht sich genöthigt, die ganze Bahn, jeden früher gethanen Schritt, biblisch und historisch prüfend, bis zum Ausgangspunkt und darüber hinaus zurückzumessen; dann aber wird, auf breiterer Basis und in steter Gemeinschaft und Berührung mit den andern Wissensgebieten, der Neubau begonnen, an welchem die Gegenwart rüstig fortarbeitet. Die Bauleute reden verschiedene Sprachen, aber diese führen nicht zur Verwirrung, vielmehr zu steigender Klärung; und jene Fülle edler Kräfte, welche dem Dienste dieser Wissenschaft auch jetzt sich geweiht hat, darf mit gutem Vertrauen der Zukunft entgegensehen.

Ganz verschieden ist der Gang der katholischen Theologie in Deutschland gewesen, wie ihn Werner's Buch vorführt — ein Buch, das für den Kundigen eben so beredt ist in dem was es verschweigt, als in dem was es sagt. Hier entrollt sich uns ein fast tragisch zu nennendes Geschick. Wir sehen die Theologie nach der Reformation dritthalb Jahrhunderte lang in absoluter, knechtischer Abhängigkeit von den Fürsten, diese aber werden geleitet von ihren Gewissensräthen, den Jesuiten, welche ihrerseits die meisten Lehrstühle inne haben, und durch die Bücher-Censur über Sein oder Nichtsein theologischer Schriften, mitunter auch ihrer Verfasser, verfügen. Vergeblich würde man in dieser Theologie das Gepräge oder auch nur einen Hauch deutschen Geistes suchen; sie nährt sich kümmerlich von der reicher besetzten Tafel der französischen und italienischen Literatur; erst nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens (im J. 1773) versucht sie es, ihre durch die lange Einschnürung starr und steif gewordenen Glieder

zu regen und zu recken. Endlich, seit dem J. 1827 etwa, wagt sie es, gestützt auf die viel früher und mit freierer Bewegung ausgebildete protestantische Schwester, belehrt und gewarnt durch deren Wege und Irrwege, ernstlich gemeinter Forschung sich hinzugeben; ein vielversprechender Aufschwung tritt ein, aber nur ein kurzer Flug, nur eine Frist von vier Decennien etwa, ist ihr vergönnt. In dem Verhängnißjahre 1870 haben dieselben Hände, welche jede Möglichkeit einer Concordia sacerdotii et imperii zerstört, welche den permanenten Kriegszustand zwischen Staat und Kirche zur Nothwendigkeit gemacht haben, eben diese Hände haben auch der Theologie innerhalb der katholischen Confession ihr Schicksal bereitet; sie gleicht einem Vogel, der vom feindlichen Geschoß getroffen, herabgestürzt am Boden liegt, und nur mit mattem Flügelschlage noch einen Rest des entfliehenden Lebens bekundet. Der alte Todfeind der germanischen Völker und der Wissenschaft, der Jesuitismus, hat sie besiegt, und wenn die Herrschaft, die er jetzt errungen, sich befestigen sollte, dann wird Werner's Geschichte der katholischen Theologie die Bedeutung eines Grabsteins bewahren.

Die Geschichte der Philosophie, wie sie Zeller mit der ihm eigenen durchsichtigen Klarheit geschrieben hat, führt uns in eine Periode deutschen Geisteslebens, welche das jüngere, unter der Herrschaft der Erfahrungs-Wissenschaften herangewachsene Geschlecht sich schwer mehr zu vergegenwärtigen vermag — in die Zeit von Leibniz bis zur Auflösung der Hegel'schen Schule. Man war damals in Deutschland gewohnt, in ununterbrochner Aufeinanderfolge ein regierendes System nach dem andern, eine Succession philosophischer Dynastien und Monarchen zu haben, und diese Systeme ihre Herrschaft oder doch ihren Einfluß, ihre Redeweise, auch in andere Geistesgebiete und in die Literatur erstrecken zu sehen. Darin vorzüglich möchte der Grund liegen, daß uns das Ausland lange als eine Nation von Denkern bezeichnete, freilich von abstrusen und nebulösen Denkern, wie man im Westen zu sagen pflegt. Nun aber hat sich der Idealismus, der bisher bei uns das Wesen und den Grundgedanken der philosophischen

Speculation bildete, erschöpft, hat seinen Cyklus von Formen oder Systemen durchlaufen; ein System, eine Schule ist nicht mehr vorhanden, und so würde diese Geschichte, ungeachtet des günstigen Zeugnisses, welches sie der Tiefe und Energie der deutschen Speculation ausstellt, doch mit einem unbefriedigenden Eindruck, mit einem niederschlagenden Ergebniß schließen, wenn uns nicht die Aussicht beruhigte, daß eben ein Wendepunkt in der Philosophie eingetreten sei, daß aus der engen Verbindung mit den empirischen Wissenschaften, aus der Befruchtung durch die Naturforschung, die Sprachwissenschaft, die Geschichte des menschlichen Geistes, ein neues Leben ihr erblühen werde.

In der Geschichte der Aesthetik, welche Lotze im Auftrag der historischen Commission geschrieben hat, befinden wir uns, von Anfang bis zur Gegenwart, ausschließlich auf deutschem Boden. Die Bemühungen, durch vergleichende Kunstforschung zu einem System des Schönen, zu einer Theorie des poetischen, musikalischen, plastischen und malerischen Stils zu gelangen, sind alle deutschen Ursprungs. Ein Deutscher, Baumgarten, hat zuerst das Wort Aesthetik erfunden und in Umlauf gesetzt, und Lotze war nicht veranlaßt, in seinem ausführlichen Werke irgend einen ausländischen Namen zu nennen.

Ganz anders steht es mit den beiden Werken von Roscher und Bluntschli, von denen jener die Geschichte der Nationalökonomik, dieser die des allgemeinen Staatsrechts und der Politik uns gegeben hat. In der Volkswirthschaftslehre sind es die Engländer, welchen, als den Lehrmeistern aller andern Völker, unbedingt der erste Rang gebührt. Die Aufnahme der Lehren Adam Smith's in Deutschland, ihre Fortbildung und ihre höchste Ausbildung bei uns — dieß sind die Abschnitte, nach denen Roscher seine Darstellung gliedert; das Endergebniß ist, daß die Nationalökonomik der Deutschen im Ganzen allerdings hinter der englischen, keineswegs aber hinter der französischen und italienischen zurückstehe.

Auch Bluntschli in seiner Geschichte der Staatslehre muß

constatiren, daß im 16. Jahrhundert Italiener und Franzosen, im 17. und 18. aber Holländer, Engländer und Franzosen den Deutschen auf diesem Gebiete weit voraus waren. Noch immer hat sich kein Tocqueville unter uns gefunden; doch haben, wie Bluntschli meint, in unserm Jahrhundert die Deutschen auch auf diesem Boden, durch die Höhe ihres Standpunkts und die Energie ihres Denkens, sich den vorzüglichsten Autoren des Auslandes gleich gestellt, — wobei er wohl Männer wie Dahlmann, Niebuhr, Gneist und Robert v. Mohl im Auge hat.

Daß in Rudolf v. Raumer's Geschichte der germanischen Philologie Jakob Grimm die alles beherrschende Hauptfigur ist, erscheint selbstverständlich. Aber auch die Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie von Benfey legt ein glänzendes Zeugniß ab für die deutschen Leistungen. Die Sprachwissenschaft ist einer der jüngsten Schößlinge an dem Baume des menschlichen Wissens, ihre rechte Begründung fällt erst in dieses Jahrhundert, denn früher war man über bloße Stoffsammlungen nicht hinausgekommen. Und da sind es denn vier Namen, durch welche diese zukunftsschwangere Spätgeburt des Menschengeistes sich vollzieht: Friedrich Schlegel, Franz Bopp, der Vater der vergleichenden Grammatik, Jakob Grimm und Wilhelm von Humboldt. Daß auch in der Gegenwart wieder Deutsche die Führer auf diesem Gebiete sind, ist ohnehin bekannt.

Die Zoologie, wie sie Victor Carus in ihrem Fortbildungsgange dargestellt hat, schien anfänglich dazu prädestinirt zu sein, eine eminent deutsche Wissenschaft zu werden. War doch schon im Mittelalter ein Deutscher, Albert der Große, der erste wahre Zoolog seit Aristoteles; seine vornehmste Leistung besteht freilich eben nur darin, diesen alten Meister wieder zur Autorität für das Naturwissen erhoben und in sein gutes Recht eingesetzt zu haben. Im 16. Jahrhundert ist dann der Deutsche Konrad Geßner mit seiner Gelehrsamkeit und Beobachtungsgabe Grundleger dieser Disciplin geworden. Von da an aber entsprach der weitere Verlauf, was die nationalen Leistungen betrifft, nicht den

Anfängen. Der Schwede Linné schuf das bald zu allgemeiner Anerkennung gelangte System, der Franzose Cuvier ward durch die Aufstellung der Typen und die Unterscheidung der Thiergruppen der Kepler der Zoologie; auch einem Buffon, Lamarck, Geoffroy, Saint-Hilaire haben wir kaum ebenbürtige Namen entgegenzustellen, wogegen allerdings innerhalb dieses Gebietes die Entwicklungsgeschichte, die Zellentheorie, die Morphologie ihre besten Fortschritte deutschen Gelehrten, wie Baer, Rathke, Schwann, Joh. Müller verdanken.

In Kobell's Geschichte der Mineralogie dagegen befinden wir uns vorwiegend auf deutschem Boden; als Väter und Pfleger dieses Wissenszweiges erscheinen neben Werner, Mohs, Breithaupt nur wenige Ausländer, so Hauy, Berzelius, Beudant.

Sachs hat uns in seiner Geschichte der Botanik gezeigt, daß doch die wichtigsten Entdeckungen den freilich spät erst den auswärtigen Gelehrten an die Seite getretenen Deutschen, wie Schleiden, Nägeli und anderen, zu verdanken sind.

Ueberschauen wir nun vom nationalen Standpunkt aus die Ergebnisse, welche diesen Annalen deutscher Geistesarbeit zu entnehmen sind, so treten zwei Thatsachen deutlich erkennbar hervor: Erstens, daß große Gebiete des menschlichen Wissens von den Deutschen und nur von ihnen eröffnet und auf ihre gegenwärtige Höhe emporgehoben worden sind. Es gibt Wissenschaften, welche die Deutschen geschaffen haben. Zweitens: in den älteren Wissenszweigen sind die Deutschen zumeist Epigonen; sie haben lange den Engländern, Italienern, Franzosen, Holländern den Vortritt selbst auf solchen Gebieten gelassen, welche man jetzt als die bevorzugte Domäne des deutschen Geistes zu betrachten pflegt. Dieß gilt von der Mitte des 16. bis nach der Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es war nicht übermäßige Bescheidenheit, wenn ein Leibniz nach Frankreich schrieb, ein Deutscher müsse sich in der Gelehrtenrepublik mit der untergeordneten Rolle eines Compilators und Stoffsammlers begnügen, und wenn noch 90 Jahre später, noch im J. 1762, Mendelssohn äußerte: man sei in Deutschland

gewohnt, entweder für Professoren oder für Schulknaben zu schreiben; das heißt mit andern Worten: eine eigentliche Literatur, ein gebildetes und wissensbegieriges Publicum, existire in Deutschland, außer dem kleinen Kreise der zünftigen Fachmänner, nirgends. Selbst im 17. Jahrhundert, dem unglücklichsten für unsre Nation, hatten wir doch einen Kepler, Conring, Seckendorff, einen Samuel Pufendorf, Leibniz — wir hatten Calixtus, Freinsheim, Reinesius, neben so ernsten und tiefsinnigen Geistern wie Arnd und Jakob Böhme. Aber die Barbarei des Pennalismus und die Sittenlosigkeit auf unsren Hochschulen ließ keinen wissenschaftlichen Sinn, keine Neigung zu ernsteren Studien aufkommen. Unsre Gelehrten waren immer zahlreich, im Verhältniß zur Bevölkerung wohl zahlreicher als in England, Frankreich oder Italien, wenn man in diesen Ländern nur die den weltlichen Ständen angehörigen in Rechnung bringt. Aber in England und Frankreich schrieb man, auch über wissenschaftliche Dinge, englisch und französisch, und zwar in reiner, edler Sprache. In Deutschland dagegen — wer mochte damals deutsch schreiben! Wie viele Gelehrte hätten es auch nur gekonnt! Nimmt es doch ein Mann wie Conring den Franzosen übel, daß sie geschichtliche Werke französisch schrieben, — in der Universalsprache der Gelehrten, der lateinischen, müsse man über solche Dinge schreiben. Zudem lastete der Druck der Theologie in beiden Kirchen schwer auf den Geistern; sie wollte die Königin, die andern Wissenschaften sollten nur ihre Dienerinnen sein, und je engbrüstiger sie selbst war, je geringere Zuversicht sie in die Festigkeit ihrer Constructionen setzte, desto argwöhnischer überwachte sie die andern „Mägde", unter denen Philosophie, Geschichte, Staatslehre, Rechtswissenschaft, Astronomie und Physik doch immer geheimer rebellischer Gelüste verdächtig waren.

Im Jahre 1880 wird für die historische Commission ein entscheidender Lebens-Moment eintreten. Denn auf 15 Jahre hat König Ludwig II. beim Antritt seiner Regierung die Mittel für ihre Ziele und Aufgaben sicher gestellt. Ueber das, was dann

geschehen soll, hat er seine Entschließung sich vorbehalten. Wohl dürfen wir annehmen: sein Wille sei es nicht, daß jene großen und umfassenden Nationalwerke, welche auch dann noch lange nicht vollendet sein können, plötzlich abgebrochen oder den Wechselfällen buchhändlerischer Speculation preisgegeben werden sollen. Hat er doch erst vor wenigen Jahren seine Zustimmung dazu gegeben, daß ein Werk neu begonnen werde, dessen Durchführung weit über das Jahr 1880 hinausgreifen wird, die „Allgemeine deutsche Biographie".

Wie aber auch diese Entscheidung ausfallen möge,* eine Thatsache wird auf die Nachwelt übergehen und unauslöschlich im Gedächtniß der deutschen Nation fortleben, die nämlich, daß die beiden Könige Max II. und Ludwig II. für die edelsten Güter der Nation, für die Erweiterung der deutschen Wissenschaft und die Bereicherung der deutschen Literatur, mehr gethan haben, als von irgend einem andern Fürstengeschlechte seit Anbeginn der deutschen Geschichte geleistet worden ist.

* Die Entscheidung ist bekanntlich im Jahre 1880 zu Gunsten des gesicherten Fortbestandes der historischen Commission ausgefallen.

V. Zur Erinnerung an Kurfürst Maximilian III., den Stifter der Akademie.*

Die Akademie verbindet heute mit dem alljährlich zu begehenden Feste ihrer Gründung die Gedächtnißfeier ihres Stifters, des Kurfürsten Maximilian III., welchen vor hundert Jahren der Tod aus seiner für Bayern einen wichtigen und wohlthätigen Wendepunkt bezeichnenden Regierungsthätigkeit im besten Mannesalter herausgerissen hat.

Wenn die Stiftungsfeier schon überhaupt dazu bestimmt ist, für uns alle eine Stärkung und Erhebung zu sein, und ein Antrieb zu neuen wissenschaftlichen, dem Vaterlande zu Nutz und Ehre gereichenden Thaten, so wird — ich wage es zu hoffen — das erneute Gedächtniß des Fürsten, dem unsere Gesellschaft ihr Dasein verdankt, und der nach vielen Beziehungen ein ruhmvolles und dankbares Andenken in Bayern hinterlassen hat, dieser Absicht in erhöhtem Maße dienen. Gilt es doch zurückzublicken auf das was Bayern vor hundert Jahren war, uns die Größe und Schwere der Aufgaben zu vergegenwärtigen, welche damals dem Fürsten, den Männern seines Vertrauens und den ersten Mitgliedern unsrer Akademie gestellt waren; wie sie lange und mühsam, ähnlich den Ansiedlern im transatlantischen Westen, mit der Axt das Gestrüppe des Urwalds lichten mußten, um endlich mit der Aussaat beginnen zu können, und wie dann schließlich Bayern

* Rede, gehalten in der Festsitzung der Akademie vom 28. März 1877, bisher nicht gedruckt.

das geworden ist, was jetzt, nach hundert Jahren, Freund und Feind, Einheimische und Fremde, ihm zugestehen: ein edles, ebenbürtiges Glied am Reichskörper, eine Heimath des politischen Verfassungslebens nach den Grundsätzen der repräsentativen Monarchie, eine Pflegestätte der Kunst wie der Wissenschaft, ein rüstiger Mitarbeiter an den Hauptaufgaben Deutschlands und der Menschheit, ein Land endlich, welches durch den Grundsatz, jede geistige Kraft, woher sie auch kommen möge, ohne Mißgunst zu verwenden, also gleichsam durch Transfusion des edelsten, aus dem großen Vaterland ihm zuströmenden Blutes, sich stets kräftigt und verjüngt. Wenn Bayern diesen Zielen nicht in gerader Linie und in gleichmäßigem Fortschritte sich bisher genähert hat, so ziemt uns zu erwägen, daß auch das Universalleben der Menschheit nur einen langsamen, vielfach unterbrochenen Fortschritt aufweist, daß die Weltgeschichte nicht wie auf gerader Heerstraße gleichmäßig vorrückt, sondern in mannigfach gebogenen, zeitweise auch wohl rückwärts ausbeugenden Windungen, nur sehr allmälig zu höheren Lebensstufen emporführt.

Maximilian hatte als Knabe seinen Vater auf dem Kaiserthrone gesehen; mit dem Bewußtsein, der Sohn und dereinst wohl auch der Erbe des höchsten Monarchen der christlichen Welt zu sein, war seine Jugend genährt worden. Auch Böhmen, auch die österreichischen Herzogthümer durfte er während kurzer Zeit als sein künftiges Erbtheil betrachten. Dann aber sah er diesen Schimmer trügerischen Glanzes erlöschen, sah sein Haus von der Höhe des Glückes plötzlich herabgestürzt, sah Bayern, eine österreichische Provinz geworden, verwüstet, ausgesaugt, Vater und Mutter zweimal aus dem Lande geflüchtet. In früher Jugend bereits hatte er an sich und den Seinigen erfahren,

„— wie nach Salze schmeckt
Das fremde Brot, und wie so hart der Gang,
Die fremden Treppen auf und ab zu steigen.“ *

* Dante, Paradies 17, 58.

Sie that ihm wohl, diese Schule des Unglücks und der Verbannung, und Bayern hat später den Gewinn davon gezogen. Die Vergleichung seiner Regierung mit der seines Vaters und Großvaters zeigt am besten, wie tief und dauerhaft die Lehren dieser Leidensschule sich seinem Geiste eingeprägt hatten.

Als der erst achtzehnjährige Fürst, sorgenvoll und freudelos, aus dem eignen Lande flüchtig, die Regierung angetreten hatte, war wohl die erste verführerische Lockung, die ihm entgegentrat, die Frage, ob er, gleich seinem Vater, nach der Kaiserwürde trachten solle. Er hätte unter allen deutschen Fürsten immer noch die beste Aussicht gehabt; denn sein Haus verfügte über drei von den neun kurfürstlichen Stimmen, und derjenige, welchen schon damals die Weltlage als den tüchtigsten Träger des Kaiserthums zu bezeichnen schien, Friedrich II. von Preußen, fühlte sehr wohl, daß unter der alten Verfassung ein protestantischer Kaiser des heiligen römischen Reiches ein unlösbarer Widerspruch, eine Unmöglichkeit sei. Und dieses Kaiserthum — es hatte zwar für sich nicht einen Soldaten im Reiche, und an Einkünften nur etliche tausend Gulden, aber es gewährte noch immer unermeßliche Ansprüche und die unbestrittene Würde einer völkerrechtlichen Oberhoheit über die abendländische Christenheit. Und nicht bloß dieß, sondern auch einen wirklichen Zuwachs an Macht und den mannigfaltigsten Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten verlieh die Kaiserkrone ihrem Träger. Denn kraft seiner oberlehensherrlichen und oberrichterlichen Gewalt konnte der Kaiser sein Amt noch immer zu einem sehr nutzbaren und einträglichen machen, konnte Gegner mit Processen und Executionen heimsuchen, Freunde seines Hauses belohnen. Hatte doch durch diese ererbte Politik der letzte Habsburger, Karl VI., noch eine Höhe der Macht erstiegen, wie sie seit zwei Jahrhunderten in Europa nicht dagewesen war.

Allein Max III. hatte in der Person seines Vaters den Pomp und die Herrlichkeit des Kaiserthums mit tiefer Demüthigung und vollständiger Ohnmacht und Hülflosigkeit verknüpft ge-

sehen. Was wir jetzt in einem am Tage nach der Krönung geschriebenen Briefe Kaiser Karl's VII. lesen: „Krank, ohne Land, ohne Geld, kann ich mich mit Hiob, dem Manne der Schmerzen, vergleichen"* — das oder ähnliches mochte der Sohn aus dem Munde seines kaiserlichen Vaters vernommen haben.

Max und seine Rathgeber hatten gesehen, wie Karl Albert von den Fürsten zwar gewählt, aber dann auch alsbald von ihnen, und selbst von den nächsten Verwandten, Köln und Pfalz, hülflos gelassen und preisgegeben wurde; wie er, an Frankreich verkauft, sofort in den Banden französischer, auf die Spaltung und Zerrüttung Deutschlands gerichteter Politik sich verstrickt fand und ihr als Werkzeug dienen mußte. Sie erkannten wohl, daß Max als Kaiser sich und das Reich unfehlbar auch wieder in das Vasallenverhältniß zu Frankreich bringen, daß, bei so geringer Hausmacht, sein Kaiserthum einem auf dünnen und gebrechlichen Beinen sich wiegenden Riesenhaupte gleichen würde.

Wenn ihm hier die Entsagung nicht schwer werden konnte, so mochte dagegen die Frage, ob er in den Beziehungen zu Frankreich mit den Traditionen seines Hauses wirklich brechen solle, ihm lange, sorgenvolle Ungewißheit bereiten. Zwischen Oesterreich und Frankreich, zwischen die beiden Erbfeinde, die Bourbons und die Habsburger, gestellt, mit beiden durch Verwandtschaftsbande vielfach verknüpft, hatten die bayerischen Fürsten sich doch meist dem französischen Hofe und seinen Interessen zugeneigt; einmal, weil für ihr unersättliches Geldbedürfniß nur von dorther, nicht aber von Wien Subsidien zu erlangen waren, und dann, weil sie fast immer den thatsächlich auch wohl begründeten Verdacht hegten, daß Oesterreich durch bayerische Gebiete sich verstärken und abrunden, oder auch, wie das später, nach Maximilian's Tode, geschah, durch die Erwerbung von ganz Bayern den Zusammenhang mit seinen südwestlichen Vorlanden, dem Breisgau und was daran hing, herstellen und damit das gesammte südliche Deutschland

* Heigel, Der österreich. Erbfolgestreit u. die Kaiserwahl Karl's VII. 1877. S. 283.

unter seine Herrschaft bringen wolle. Hat doch auch der Wiener Hof in einer zur Zeit des Fürstenbundes veröffentlichten Staatsschrift offen erklärt: da alle bisherigen Beweise gegen die Zulässigkeit eines Tausches von Bayern ungegründet seien, so werde der kaiserliche Hof wohl niemals dem Vorhaben entsagen, Bayern über kurz oder lang auf eine oder die andere Weise zu erlangen.*

Es war Kurfürst Max I., dessen geheimen Verträgen mit Mazarin Frankreich im J. 1648 die Erwerbung des Elsasses, des Sundgaues und Breisachs verdankte. Dann hatten Max Emanuel und Karl Albert mit französischem Gelde ihre Heere aufgestellt und den Aufwand ihrer Hofhaltung bestritten.

Was sollte nun Max III. thun, als auch an ihn der gallische Versucher herantrat? Wohl hatte er im Frieden von Füßen allen Ansprüchen auf österreichisches Land entsagt; aber er hatte mit einer vom Vater hinterlassenen Schuldenlast von 40 Millionen die Regierung angetreten, und diese Schuld — unerschwinglich für das verarmte und ausgesogene Land — begleitete ihn wie ein feindlicher, bald drohender, bald verlockender Dämon durch sein ganzes Leben und verdüsterte seine sonst so wohlwollende Regierung. Wird doch von ihm berichtet, daß er anfänglich, um wenigstens die Last des Hofstaats seinem Bayern zu ersparen, in die Dienste Spaniens treten wollte. Seine Räthe mußten ihn beschwören, zu bleiben. So ließ er sich denn verleiten, zuerst von England und den niederländischen Generalstaaten Jahrgelder zu nehmen, für ein in Kriegsfällen ihnen zu stellendes Truppencorps. Dann aber, im J. 1756, ging er noch weiter: er verpflichtete sich für ein mäßiges Jahrgeld, in dem bevorstehenden Kriege zwischen Oesterreich und Preußen und bei der nächsten Kaiserwahl sein Verhalten ganz nach dem Willen Frankreichs einzurichten. Nur die Erwägung, daß seine Herzensgüte ihm verbot, im eignen Lande die Abgabenschraube fort und fort zu drehen, und daß er das Beispiel vieler anderer deutscher Fürsten, sowie das seiner Vor-

* Dohm, Denkwürdigkeiten III, 144.

gänger vor Augen hatte, kann uns zu einem milderen Urtheil über diese Vorgänge bestimmen.

Heute fällt es uns schwer, die gänzliche Abwesenheit jedes Gefühls für die Ehre und Integrität der deutschen Nation und ihres Reiches zu begreifen, wie sie damals die beinahe allgemein herrschende Gesinnung bei Hoch und Nieder, bei Fürsten und Untergebenen war. Deutschland war es seit hundert Jahren schon gewohnt, das corpus vile für die Experimente der fremden Minister und Diplomaten, das Feld für ihre Schlachten, die Beute für ihre Söldnerheere abzugeben. Niemand mehr mochte sich begeistern für dieses Reich, dieses schlecht zusammenhängende Wirrsal von 266 großen, kleinen und winzigen Territorien, von weltlichen Erbfürstenthümern, geistlichen Wahlstaaten und städtischen Gemeinwesen, das Reich, in welchem jeder nur an seinen Vortheil, keiner an's Ganze dachte, jeder die Reichsgesetze so wenig als möglich zu beobachten entschlossen war. Schien es doch seinem Zerfalle unwiderruflich entgegenzugehen, und sein Organ, der permanente Reichstag in Regensburg, eigens erfunden, um Deutschland in Anarchie und Ohnmacht zu erhalten und es dem Hohn fremder Nationen preiszugeben. Es war also naturgemäß, daß die größeren Staaten, und unter ihnen Bayern, darnach strebten, sich dem immer mehr absterbenden Reichskörper gegenüber eine eigne, selbstgenügende Existenz zu schaffen. Wußte doch auch Niemand anzugeben, wie eine gründliche Reform der Reichsverfassung, ohne gänzliche Auflösung, zu bewirken sei.

So wäre es in der That ein arger Anachronismus, wenn wir von Max III. jenes starke Gefühl für Deutschlands Ehre, Macht und Integrität erwarten oder heischen wollten, welches in der napoleonischen Zeit König Ludwig I. durchglühte. Wir mögen es beklagen, aber dürfen ihn kaum tadeln, wenn er des Glaubens lebte, daß er nur für Bayern zu sorgen und Pflichten zu erfüllen habe.

In so unreifer Jugend und unter so unsagbar schwierigen Verhältnissen war Max genöthigt, das Steuer der Herrschaft zu

ergreifen, daß wir das, was in den ersten Jahren seiner Regierung geschah, weder im Guten noch im Schlimmen ihm zurechnen dürfen. Der Zeitpunkt, wann bei ihm das volle Bewußtsein dessen eingetreten, was er als Landesherr erstreben solle und wolle, läßt sich kaum bestimmen. Seine spätere Aeußerung über den Frieden von Füßen und die darin enthaltenen Verzichte — er habe damals nicht gewußt, was er gethan —, gilt wohl noch von vielen andern in jener und der nächstfolgenden Zeit geschehenen Dingen.

Daß sein ganzes Land in schwerem Siechthum darniederliege und eine heilende Hand dringend erheische, daß von seinen Vorgängern viel Gutes und Nothwendiges versäumt, viel Unheilbringendes vollbracht worden sei, das sah jeder, der die Augen nicht verschloß, und gewiß hatte ihm sein Lehrer, Ickstatt, den Blick dafür geschärft. Aber zu einem bestimmten, reiflich überdachten Plan und zu dem Entschluß, der durchgreifende Reformator seines Landes zu werden, wie ihn Friedrich II. und Joseph II. mit auf den Thron brachten, ist es bei Max wohl nie gekommen. Dazu fehlte ihm gerade das, was diese beiden Monarchen in so eminentem Grade besaßen: Muth, Selbstvertrauen, Willensenergie, genaue Kenntniß des Einzelnen, staatsmännischer Ueberblick. Ganz besonders lähmend aber wirkte auf ihn der traurige Zwang, welchem er zeitlebens unterlag, bei jedem auf Beseitigung eines Mißbrauchs oder auf Hebung des Volkswohls gerichteten Vorschlag, die Rücksicht auf Gewinn oder Verlust der Staatskasse zur obersten Richtschnur nehmen zu müssen. Was würde Max geleistet, wie würde er Bayern gehoben und die auf ihn gefolgte Reaction, wo nicht unmöglich, doch sicher viel minder verderblich gemacht haben, wenn er Vorgänger gehabt hätte, wie Friedrich's Vater, Joseph's Mutter waren!

Vielfaches Mißgeschick und ein verfehltes Regierungssystem haben zusammengewirkt, daß Bayern, welches im Beginn des 16. Jahrhunderts einen kühnen und schönen Anlauf genommen hatte, in geistigen Dingen unter allen deutschen Stämmen wohl

am weitesten zurückgeblieben war. Nirgends sonst war das Volk in allen seinen Abstufungen so mit sich allein; nirgends vegetirte man so ruhig und unberührt von den Geistesströmungen, den Fragen und Forschungen, welche anderswo den denkenden Theil der Menschheit beschäftigten. Wohl besaß Bayern eine Fülle von schlummernden Kräften und Anlagen, aber Niemand wagte oder gab sich die Mühe, sie zu wecken. Es fehlte an Schulen, hohen und niedern, an Bildungsmitteln, an Freiheit der Presse und des literarischen Verkehrs. Kenntniß und Gebrauch der französischen Sprache in den Hofkreisen diente wohl als Standesschranke, war aber ohne jede Bedeutung für die Volksbildung. Seit zwei Jahrhunderten war in Bayern kein Erfinder oder Entdecker, kein Dichter, kein Philosoph, kein hervorragender Gelehrter — mit Ausnahme einiger Theologen und Kanonisten — aufgestanden. Die Professoren der Hochschule zeichneten sich in der Gelehrtenwelt nur durch ihre Schweigsamkeit aus. Wenn dann einmal in Diplomatie oder Verwaltung ein Mann von mehr als herkömmlicher Bildung unentbehrlich schien, so mußte er gewöhnlich aus dem Auslande geholt werden. Selbst jene Wissensgebiete, deren Bayern nach seiner Eigenart und politischen Stellung vorzugsweise bedurfte, waren so gut wie unbekannt; Niemand dachte daran, ihr Studium den Söhnen des Landes nur zu ermöglichen. In der Geschichte der deutschen Nationalökonomik hat Roscher keine Veranlassung gefunden, vor dem 19. Jahrhundert den Namen Bayern oder eines Bayern auch nur zu nennen. Dasselbe bemerken wir in der Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft von Fraas. Das deutsche Reichsstaatsrecht — bis zur Auflösung des Reiches eine Wissenschaft von größter praktischer Bedeutung, deren Kenntniß damals vor anderen zu Rang, Ehren und Einfluß emporhob — kannte man in Bayern kaum dem Namen nach, während es auf den nord- und mitteldeutschen Universitäten mit Vorliebe gepflegt ward. Und doch schienen die bayerischen Kurfürsten, schon als Träger des Reichsvicariats bei erledigtem Kaiserthron, tüchtige Publicisten nicht entbehren zu können! Sogar der

Reichshofrath in Wien mußte im J. 1717 durch den bayerischen Gesandten mahnen lassen, der Kurfürst möge doch für einen gelehrten Professor des Staatsrechts in Ingolstadt Sorge tragen. Da man nun in Deutschland keinen Katholiken für das Fach zu finden wußte, so schlug der zum Gutachten aufgeforderte Gesandte Wörmann vor, bei Böhmer in Halle oder bei Struve in Jena anzufragen, ob sie nicht etwa, einer glänzenden Stellung in Bayern zu Liebe, die Confession wechseln möchten. Später, im J. 1733, meinte Wörmann, man solle einige tüchtige Studenten auf protestantische Universitäten schicken und sie dann in Ingolstadt anstellen.*

Ziehen wir zum Vergleich nur zwei jetzt zum Königreich Bayern gehörige Städte, Nürnberg und Augsburg, heran, so müssen wir sagen, daß in der Zeit von 1550 bis 1750 jede dieser beiden Städte für geistige Bedürfnisse mehr geleistet, jede eine größere Zahl von wissenschaftlich verdienten und selbst ausgezeichneten Männern aufzuweisen hat, als das ganze Kurfürstenthum Bayern, mit seiner Hochschule.

Im Völkerleben besteht nun aber überall das Gesetz der Wechselwirkung; jedes Gebiet, jeder Lebenskreis, der wirthschaftliche, rechtliche, politische, wie der wissenschaftliche und künstlerische, wird von den übrigen mitberührt und bestimmt, alle stehen mit einander in activem und passivem, näherem oder entfernterem Zusammenhange. Wo eines dahinsiecht und verfällt, werden die andern unfehlbar in Mitleidenschaft gezogen. Bayern empfand dieß schmerzlich genug.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier ein Bild des Gesammtzustandes ausführen, in welchem Max III. sein Land vorfand; ich müßte jedenfalls überwiegend düstere Farben dazu wählen. Ein paar kurze Andeutungen müssen genügen.

Das Kurfürstenthum begriff damals der Volksmenge nach nur ein Fünftel etwa von der heutigen Stärke Bayerns; es besaß

* Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität. I, 525.

nur eine einzige bedeutende Stadt, München, mit etwa 45000 Einwohnern, und überhaupt nur 40 Städte, während das kleinere Kursachsen deren 200 hatte, und unter diesen 40 hatte die bedeutendste, Straubing, nur 8000 Einwohner.

Adel, Klerus und Beamte waren in ganz unverhältnißmäßiger Ueberzahl vorhanden, die beiden ersteren Stände mit vielen, für das Volk meist sehr drückenden Privilegien und Exemtionen bedacht. Den Adel hatten die Kurfürsten durch den freigebigen, ja verschwenderischen Gebrauch, den sie als Reichs-Verweser von ihrem Rechte machten, Adelspatente zu ertheilen, überaus vervielfältigt. Dadurch hatte sich jener finstere, bei der Ueberzahl der Fürstenhöfe in ganz Deutschland stets wiederkehrende Zug gebildet — die gemeinschädliche Existenz eines Schwarmes von betitelten Höflingen, deren Lebensaufgabe das Haschen nach der Gunst des Fürsten, das Benützen und Fördern seiner Schwächen oder Laster, und die Ausbeutung der fürstlichen Gewalt zu Privatzwecken des Ehrgeizes und der Habsucht war. Viel des Schlimmen, das in Bayern, trotz der besten Absichten des Fürsten, geschah, ist auf Rechnung dieser am Hofe sich umtreibenden Stellenjäger, Abenteurer und Genußmenschen zu setzen. Von der Ueberzahl der Beamten gibt die Thatsache Zeugniß, daß einige Jahre nach Maximilian's Tod nur allein das Personal bei den obersten Landescollegien in München über tausend Köpfe stark war, und daß diese Menge einen unendlich schleppenden, unbehülflichen Geschäftsgang nicht verhinderte, wohl erst recht verursachte.

Aus den seit kurzem veröffentlichten Briefen des Kaisers Joseph II. an seine Mutter und seinen Bruder sieht man, daß dieser thatkräftige, ungeduldig vorwärts dringende Monarch nichts bitterer empfand und anhaltender beklagte, als den gänzlichen Mangel an Capacitäten in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes. Es waren die gleichen Ursachen, die in Bayern wie in Oesterreich diesen, den guten Willen der Fürsten lähmenden Mangel verschuldeten, nur daß Max in noch schlimmerer Lage sich befand als Joseph; denn dieser konnte doch auf der 40jährigen, einsichtigen

Verwaltung seiner Mutter und mit den unter ihr gebildeten Männern fortbauen, wogegen in Bayern schon seit dem Tode Maximilian's I., also seit einem Jahrhundert, nicht das geringste geschehen war, um sich einen Nachwuchs brauchbarer Geschäftsmänner zu sichern.

Und doch war die Landesverwaltung damals weit schwieriger, als sie heute, in so viel besser geordneten und vereinfachten Zuständen ist; denn die Territorien von sieben Bisthümern, deren Bischöfe zugleich Fürsten und Reichsstände waren, reichten weit und allenthalben störend und hemmend in das kurfürstliche Gebiet herein; wenn der Münchener nach Föring spazieren ging, befand er sich schon im Auslande; Freising, Augsburg, Regensburg waren Ausland; der Reibungen, Conflicte, Grenz- und Besitzstreitigkeiten mit diesen geistlichen Nachbarn war kein Ende. Dazu hatte man noch im Lande die zahlreichen Stifte und Abteien, als eben so viele kleine, güterreiche, vom Kurfürsten wenig abhängige Republiken, die mit Privilegien und Immunitäten, wie mit Bollwerken, umgeben waren.

Die Landstände waren schon seit dem Jahre 1669 nicht mehr berufen worden, ihre Freiheitsbriefe waren todte Buchstaben geworden, ein ursprünglich auf neun Jahre ermächtigter, dann aber permanent gemachter Ausschuß durfte nur mit Erhebung und Vertheilung der Steuern sich befassen, und war, nur auf seine Standesvortheile bedacht, leicht lenksam in der Hand des Fürsten. Dem Volke brachte dieses Schattenbild ständischer Verfassung keinen Gewinn oder Schutz; es war und blieb schwer heimgesucht von Abgaben, Frohnden, Jagdunfug, und hatte, da Klerus und Adel zu den Staatslasten nur wenig beitrugen, den weitaus größten Theil derselben, vorzüglich aber die Summen aufzubringen, welche die prunkvolle Hofhaltung und die für Vergrößerung geführten Kriege verschlangen. Bayerns Geschichte von 1550 bis 1745 ist, wenn man Kurfürst Ferdinand Maria's Regierung abrechnet, eine nur selten unterbrochene Kette von schweren Drangsalen, von Aussaugung und Volksverarmung, und zu bewundern ist dabei nur

eines: die Geduld und zähe Ausdauer des Volks, seine treue Anhänglichkeit an die Dynastie; willig brachte es so viele Opfer und genügte, auch wenn es bereits völlig erschöpft schien, neuen Anforderungen. Vaterlandsliebe ist in Bayern immer unzertrennlich gewesen von der Liebe zum angestammten Fürsten und seinem Hause. Es ist ein alt-germanischer Zug, den aber die Bayern in ganz vorzüglicher Weise entwickelt und bethätigt haben: in seinen Vorstellungen hat dieses Volk immer, selbst im Widerspruch mit der Wirklichkeit, die Person des Fürsten von den Fehlern und Mißgriffen seiner Regierung ferne zu halten gestrebt und die Schuld den Rathgebern, den Vollzugsorganen zugeschoben. In der That liegt ja gerade darin ein großer Vorzug der Monarchie vor der Republik, daß in ihr die Person des Fürsten das Centrum, der Brennpunkt wird, in welchem alle Strahlen patriotischer im Volke lebender Gesinnung sich sammeln und zur Gluth persönlicher Liebe und Hingebung sich erwärmen. Alle jene Güter, die wirklichen, wie die ersehnten und gehofften, welche jeder in dem Begriff „Vaterland" zusammenfaßt, werden betrachtet als in der Hand des Monarchen liegend und von ihm gespendet. Der Monarch ist die Incarnation der Vaterlandsliebe seiner Unterthanen und dürfte allerdings, und zwar mit ganz anderem Rechte als Ludwig XIV., sagen: „l'état c'est moi," — das heißt: jeder Einzelne sieht und liebt in mir den Staat, das organisch geordnete und in gemeinschaftlicher Thätigkeit nach dem Ziele stets wachsender, allgemeiner Wohlfahrt und Veredlung strebende Vaterland.

Hier gedenke ich eines räthselhaften Zuges in Maximilian's Regierungsgeschichte: es wird behauptet, er habe in der steten Furcht gelebt, vergiftet zu werden, sei es, daß die Erinnerung an den so plötzlichen Tod seines Oheims, dem die spanische Erbschaft zugedacht war, und an dessen Vergiftung der Vater, Kurfürst Max Emanuel, geglaubt hatte, oder die eigne Kinderlosigkeit und die Voraussetzung oder Kenntniß gieriger Erbansprüche solche Besorgniß in ihm erregten. Ein Bericht über ihn versichert, diese Furcht sei die Ursache gewesen, daß, bei so vieler Herzensgüte des

Fürsten, doch so viel Schlimmes und Verkehrtes unter ihm geschehen sei, da er seinen Ministern nicht zu widersprechen und der eignen, besseren Einsicht zu folgen nicht gewagt habe.

Die Thatsache, daß Max allzuhäufig die eigne Ansicht dem Willen seiner Minister unterordnete, steht fest, aber besser als durch jene Furcht erklärt sie sich aus dem bescheidenen Mißtrauen, das er in seine Kenntniß und sein Urtheil zu setzen pflegte. Zudem gehörten psychologischer Scharfblick und Menschenkenntniß nicht gerade zu seinen Vorzügen.

Maximilian ließ es geschehen, daß in seinem Lande, wie anderwärts, zahlreiche Verordnungen über landwirthschaftliche und gewerbliche Dinge, die man der spontanen Thätigkeit des Volkes hätte überlassen sollen, gegeben, geändert, widerrufen wurden. Wie anderwärts in Deutschland, sollte auch in Bayern das Volk nicht bloß im öffentlichen Leben, sondern selbst in seinen Privatinteressen, z. B. der Wahl seiner Beschäftigung, der Methode seines Erwerbs, geleitet und bevormundet werden, was denn natürlich nicht ohne Härte, nicht ohne Verletzung persönlicher Freiheit und mannigfacher Interessen geschehen konnte. Dabei war aber das Volk so überzeugt von der Herzensgüte seines Fürsten und der Reinheit seiner Absichten, daß keine, auch noch so lästige und quälerische Maßregel der Regierung im Stande war, seine Popularität zu erschüttern.

Es war nun einmal das System des aufgeklärten Despotismus, wie es damals, mit Ausnahme von England, in ganz Europa vorherrschte, welches auch in Bayern galt. Gehandhabt wurde es eben jetzt, nicht ohne Genie und mit blendendem Erfolge, von Friedrich II., mit Glanz und Glück von Maria Theresia, gemäß den Grundsätzen vom beschränkten Unterthanenverstande, von der väterlichen Fürsorge des Fürsten für sein Volk, und daß alles für das Volk, nichts durch das Volk geschehen müsse. Nur war in Bayern die geistige Kluft zwischen den Regierenden und der großen Volksmasse tiefer, der Uebergang von den Vorstellungen des maßgebenden Kreises zu denen der Untergebenen noch weniger

durch Zwischenglieder vermittelt als anderswo. Wie vollständig die unteren Klassen, voraus das Landvolk, von düsterem Wahnglauben beherrscht waren, so zwar, daß auch die Bemühungen die Landwirthschaft zu heben, großentheils an der Macht dieser Fascination scheitern mußten, das mag man heute noch aus Westenrieder's Schriften, sicher nicht ohne Erstaunen, ersehen.

In vertrauten Mittheilungen bayerischer Männer aus jenen Tagen begegnen wir häufig dem Worte „Barbarei" zur Bezeichnung der herrschenden Zustände. Man fand sie fast überall: in den Sitten und Einrichtungen, in der Sprache, der Rechtspflege, in den religiösen Vorstellungen. Daß dieß keine Uebertreibung, dafür sprechen die Thatsachen, die Schilderungen derjenigen, welche ihrem Vaterlande mit wärmster Liebe anhingen, nur allzulaut. Um nur einige Züge zu erwähnen: der Gebrauch der Folter war allgemein, so zwar, daß selbst noch unter dieser Regierung denjenigen Landständen, „welche Malefiz haben", — Edelleuten und Klerus — freie Hand dazu gelassen war. Erst im Jahre 1808 wurde die Folter in Bayern aufgehoben, 68 Jahre später als in Preußen. Hinrichtungen, auch durch grausame Todesarten, waren so gewöhnlich, daß in München jede Woche zwei bis drei erfolgten, während in dem dreimal größeren Amsterdam in zwei Jahren nur eine Hinrichtung vorkam; im Gerichtsbezirk Burghausen fanden binnen 28 Jahren ihrer 1100 statt. Noch um das J. 1754 und kurz vorher wurden in Landshut dreizehnjährige Mädchen wegen Hexerei enthauptet. Es gab ganze Gerichtsbezirke, in denen kaum eine Schule zu finden war, und da wo es Schulen gab, war der ertheilte Unterricht, weil für die Lehrerbildung noch nichts geschehen war, von der kläglichsten Beschaffenheit. Unterzeichnete doch der übelberathene Fürst im Jahre 1746 ein Edict, welches die düstersten Formen des Hexenwahns und Teufelsdienstes als Realitäten mit übernatürlichen Wirkungen behandelte und mit den furchtbarsten Strafen belegte! Damit verbürgte die fürstliche Autorität selbst die objective Wahrheit dieser Wahngebilde und bestärkte das Volk in seinem Irrthum. Die nachfolgenden Jahre

scheinen allerdings bessere Einsicht gebracht zu haben; denn als das Akademiemitglied Sterzinger es wagte, das Hexenwesen zu bestreiten (1767), und alle Welt über die Kühnheit des Mannes erstaunte oder zürnte, schützte ihn die Regierung.

Neben dem Freiherrn von Berchem, der sich in allen Geldfragen dem Kurfürsten unentbehrlich gemacht hatte, waren es vorzüglich drei Männer, welche Maximilian, in seinem auf sittliche und geistige Hebung des Volkes gerichteten Streben, rathend, helfend, vollziehend zur Seite standen, sein Kanzler, der Freiherr von Kreittmayr, Ickstatt und Osterwald. Kreittmayr war ein Altbayer, die beiden andern Fremde, Ickstatt aus dem Mainzischen, Osterwald aus Nassau. Ickstatt's hohe Verdienste um das bayerische Unterrichtswesen hat vor einigen Jahren unser Mitglied, Professor Kluckhohn, eingehend geschildert. Kreittmayr vollbrachte mit seiner erstaunlichen Arbeitskraft in wenigen Jahren die vom Kurfürsten ihm gesetzte Aufgabe einer vollständigen Codification der Gesetze, bereitete aber, als Anhänger der Abschreckungstheorie im Criminalrecht, durch die drakonische Härte seines Strafgesetzbuchs seinem Fürsten viele bittere und sorgenvolle Stunden, indem er ihn zur Unterzeichnung so vieler Todesurtheile nöthigte. Osterwald war Maximilian's Rathgeber in kirchlichen Dingen. In keinem andern Verwaltungsgebiete urtheilte und handelte dieser Fürst so selbstständig und nach eigner, nicht ohne Studium gebildeter Ueberzeugung, als in diesem. Daher die bezeichnende Thatsache, daß er das von kirchlicher Seite verdammte Buch Osterwald's „Gründe für und wider die geistliche Immunität“ vor der neuen Auflage selber mit der Feder durchging, hie und da besserte, den Ausdruck milderte, dann aber das bischöfliche Verbot des Buches für nichtig erklärte und von den Thüren der Kirchen abreißen ließ. Das Placet handhabte Maximilian mit allem Nachdruck, und die Bischöfe, obwohl Fürsten und Reichsstände wie er, unterwarfen sich demselben; erst nach seinem Tode führten sie Beschwerde darüber. Maximilian's Gesetze und Maßregeln gehen weiter und schneiden tiefer in das kirchliche Leben

ein, als alles, was jetzt in den staatskirchlichen Gesetzen für unerträglich erklärt wird; lebte er heute, so würde die ganze hierarchische Partei ihn als den schlimmsten Feind und Verfolger der Kirche anklagen.

Die im J. 1759 erfolgte Stiftung der Akademie der Wissenschaften ist jüngst getadelt worden: indem man sie in einem Lande errichtet, welches zuerst tüchtiger Volksschulen bedurft hätte, habe man die Pyramide von oben herab gebaut.* Dagegen ist zu bemerken, daß es vor allem Noth that, einen Herd für Geistesbildung und ernstere Studien in Bayern zu schaffen, — in einem Lande, in welchem bisher Gelehrsamkeit nur Zurücksetzung, literarische Thätigkeit nur Unterdrückung zu gewärtigen, wo die strengste Präventiv-Censur, von rohen, unwissenden, in Standesvorurtheilen eingeschnürten Menschen geübt, jeden geistigen Aufschwung unmöglich gemacht hatte, durch eine fürstliche That den aufstrebenden Geistern Muth und Hoffnung und die Aussicht auf einige, wenn auch noch sehr beschränkte Freiheit der Prüfung und Forschung zu gewähren. Was Bayern zunächst bedurfte, damit es die ersten Schritte auf der Bahn zu thun vermochte, auf welcher das übrige Deutschland längst wandelte, war die Erweckung ruhender oder von Starrsucht gebundener Kräfte, die Anregung und der Schutz, den eine Gesellschaft dem Einzelnen gewährt. Schon die Kunde, daß ein derartiges Institut bestehe, daß der Fürst Gefallen daran habe, war ein kräftiger, durch das ganze Land schallender Weck- und Mahnruf, daß die Nacht vorüber und der Tag angebrochen sei, daß das Werk des Tages zu beginnen habe. Die neue Akademie war die erste, in einem bislang finsteren Gebäude angezündete Fackel, so spärlich auch anfänglich ihr Licht noch sein mochte.

Wie die Dinge damals lagen, bildete die Akademie einen nothwendigen Gegensatz zu der Hochschule des Landes. Auf dieser wurde nur das herkömmliche Maß der für den praktischen Amts-

* Deutschland, periodische Schrift von W. Hoffmann, Jahrg. 1870, Seite 31.

beruf als erforderlich erachteten Kenntnisse, in der durch die kirchlichen und staatlichen Autoritäten zubereiteten und genau vorgezeichneten Gestalt, tradirt. Die Akademie dagegen vertrat, wenn dieß auch den Stiftern und ersten Mitgliedern selbst noch keineswegs klar war, den Werth und die Berechtigung der Wissenschaft an sich; sie vertrat, auch ohne sie noch zu besitzen, die Freiheit, welche der Lebensgeist der Wissenschaft ist, und die Schrankenlosigkeit der Forschung, da es für den Erkenntniß bedürftigen Menschengeist rücksichtlich der unter seine Betrachtung fallenden Gegenstände keine Grenzen geben kann.

Max III. ist außerhalb Bayerns von seinen Zeitgenossen wenig beachtet worden. In der gleichzeitigen deutschen Literatur findet sich nur selten eine Erwähnung dieses Fürsten, noch seltner ein anerkennendes Wort über ihn. Es lag dieß an der Stimmung, wie sie Bayern gegenüber in jener Zeit im übrigen Deutschland verbreitet war. Zwar hatte der bayerische Stamm vor seinen vielfach zersplitterten und zerbröckelten Nachbarstämmen den Vortheil voraus, daß er, seiner Hauptmasse nach, in einem starken Herzogthum vereinigt war und dadurch besser in seiner Eigenthümlichkeit bewahrt und geschützt blieb. Aber dafür galt Bayern allgemein für das Land, welches mit den übrigen deutschen Gebieten am wenigsten Gemeinschaft pflege und die geringste Geistesverwandtschaft habe, welches den die Nation bewegenden Geistesströmungen fremd und ferne stehe. Durchgehends herrschte im gesammten übrigen Deutschland die Gesinnung einer kalten, geringschätzigen Abneigung gegen Bayern. Zudem mußte die bescheidene Gestalt unsres Kurfürsten erblassen vor jenen glänzenden Erscheinungen, welche damals die Blicke und Sympathien der Menschen nach andern Richtungen ablenkten: nach Berlin auf die Heldengestalt Friedrich's II., nach Wien zu dem außerordentlichen, ja einzigen Phänomen einer Frau auf dem Throne, welche, geschmückt mit den Reizen ihres Geschlechts und mit allen Tugenden des Privatlebens, eine solche Regententüchtigkeit entwickelte, daß sie alle ihre männlichen Vorgänger in Schatten stellte.

Endlich lastete schwer auf Max III. die moralische, von seinen Vorfahren überkommene Erbschaft. Sein Haus, im Besitze von drei Kurfürstenthümern, wäre, wie kein anderes, berufen gewesen, vor allem deutsch, nur deutsch gesinnt zu sein und immer das Wohl des ganzen Reiches zur Richtschnur seiner Politik zu machen. Im Besitze der Pfalz und des kölnischen Landes hatte es die Wacht am Rhein. Man weiß, wie es sie gehandhabt hat; der Hof zu Versailles konnte sich kaum dienstwilligere und unterwürfigere Vasallen und Gehülfen wünschen! Dazu kam noch der religiöse Terrorismus in der Pfalz und die lange Mißregierung des zur wittelsbachischen Domäne gewordenen Kurfürstenthums Köln. So war es nicht zu verwundern, wenn in Deutschland die Gesinnung gegen diese Dynastie auf dem Gefrierpunkte stand. Für unsern Max galt das Wort: delicta majorum immeritus luet, jenes Verhängniß, welches Ludwig XVI. in den Abgrund zog, an welchem die besten Willensregungen und Entwürfe der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes scheiterten.

Werfen wir, um Maximilian III. gerecht zu beurtheilen und die Größe seines Verdienstes, sowie des Dankes und der Verehrung, die wir heute noch ihm schulden, richtig zu bemessen, einen Blick auf die Vergangenheit Bayerns und seiner Fürsten!

Seit dem Jahre 1180 sind die Geschicke Bayerns an das Geschlecht der Wittelsbacher geknüpft. Lange vor den Habsburgern und den Hohenzollern ist dieses Haus in Deutschland angesehen und hochgestellt gewesen. Beim Ausgang der Hohenstaufen war es, als Träger des Herzogthums Bayern, das mächtigste Haus im Reiche, denn die andern Herzogthümer waren zersplittert. Da wurde, in unheilvoller Verblendung, das dem Patrimonialbesitz entlehnte Princip der Erbtheilung angenommen; damit fiel die Dynastie, trotz ihrer Erhöhung durch Ludwig's Kaiserthum, der Schwäche und Zwietracht, das Land der Zerbröckelung und den verderblichen Erbfolgekriegen anheim. Erst im Jahre 1506 legte das Primogeniturgesetz Herzog Albrecht's, indem es jede fernere Theilung

verbot, den Grund zu neuer Größe des wittelsbachischen Hauses und zum Aufblühen des Landes.

Nun kamen die Zeiten der großen religiösen Spaltung; die Herzoge traten auf die Seite Oesterreichs, der Bischöfe und des Papstthums; die allmälig und mühsam vollbrachte Ausrottung der protestantischen Lehre war das Mittel, wodurch es Wilhelm IV., Albrecht V. und Wilhelm V. gelang, die ständischen Rechte ihres Landes großentheils zu vernichten, sich zu absoluten Herrschern zu machen und eine die Welt in Erstaunen setzende prachtvolle Hofhaltung zu entfalten.

Ihnen folgte der einzige großartige Fürst dieser Linie des Hauses, der erste Max, gleich ausgezeichnet als Feldherr, wie als Staatsmann und Regent. In dem von ihm gemeinschaftlich mit Kaiser Ferdinand II. angefachten 30jährigen Kriege sah er sein Land zweimal verwüstet und zuletzt auf die Hälfte der Einwohner herabgebracht, trug aber als Beute die seinem Vetter entrissene Kurwürde und die Oberpfalz davon.

Wie wenig glich der Sohn, Ferdinand Maria, dem Vater! Vor unsrem Max III. war er der einzige bayerische Herrscher, dem das Wohl seines Volkes höher stand, als die Ziele persönlichen oder dynastischen Ehrgeizes, weshalb er auch die von Frankreich ihm angebotene Kaiserwürde ausschlug. Unter ihm konnte das erschöpfte Land sich allmälig wieder erholen.

Nun aber trat in schroffsten Contrast mit diesem weichen, milden, väterlich und friedlich gesinnten Fürsten sein Sohn Max Emanuel, ein tapferer Haudegen, aber ein ebenso kurzsichtiger als selbstsüchtiger Politiker und schonungsloser Verschwender, dabei in Sinnes- und Lebensweise, als Zögling des Versailler Hofes, mehr Franzose als Deutscher. In phantastischem Ehrgeiz griff er nach allem, was nur mit französischem Geld und Beistand erreichbar schien — bald nach der polnischen, dann wieder nach der deutschen Krone; für seinen Sohn begehrte er die spanische Succession, für sich und sein Haus die Herrschaft über Süddeutschland, die deutsch-österreichischen Lande inbegriffen. Er hat namenloses Unglück über

Bayern gebracht; das Volk erlebte, daß sein Kurfürst geächtet und entsetzt, dessen Familie in Gefangenschaft abgeführt, alle Bayern erst durch den Kaiser für todeswürdig erklärt und darauf das Land elf Jahre lang als österreichische Provinz ausgebeutet wurde. Drastischer war das: quidquid delirant reges, plectuntur Achivi, kaum je noch den Menschen vor Augen gestellt worden.

Ungewarnt durch des Vaters Schicksal, beschritt Karl Albert die gleiche Bahn und wieder mußte das Land es entgelten.

So sind wir wohl berechtigt zu sagen, der letzte Regent dieses Hauses, Max III., sei auch der beste gewesen; die Liebe seines Volkes hat ihm dieses Zeugniß gegeben. Sein früher, unerwarteter Tod fiel wie ein betäubender Hammerschlag auf Bayern nieder. Kein Fürst ist mehr beweint worden; in jedem Dorf, in jedem Haus erscholl die Wehklage und schien nicht enden zu wollen; es war, als ob jeder Bayer zugleich den Vater, den Freund und den Schirmherrn in ihm verloren habe.

Von Kurfürst Karl Theodor, der auf Max III. folgte, mag hier nur gesagt sein, daß er am Rhein ein besserer Fürst war, als an der Isar. Sein Tod hat ganz andre Empfindungen in Bayern erregt, als der seines Vorgängers!

Jam nova progenies coelo demittitur alto — dürfen wir ohne Schmeichelei sagen, denn mit dem Hause Zweibrücken-Birkenfeld, welches nun zur Regierung gelangte, ging ein günstigeres Gestirn über Bayern auf. Die vier Könige dieses Hauses sind, indem sie ihre eigne Ehre und Größe nur im Gedeihen des Staates suchten, unsre Führer geworden auf der Bahn, von welcher Bayern nicht mehr weichen darf. Unsre Könige haben den Bau begonnen und, im einträchtigen Zusammenwirken mit ihrem Volk, vollendet, welcher nun unsre edelsten Güter, unsre Verfassung, den Aufschwung von Kunst und Wissenschaft, die freie Entfaltung aller geistigen Kräfte, einen früher nicht gekannten Wohlstand, schirmend birgt. Das bayerische Volk aber — es besteht jetzt nicht mehr aus einem Stamme, sondern drei Stämme, Schwaben, Franken und Bayern, sind in ihm zusammengewachsen und haben

ermöglicht, was dem einen für sich nie gelungen wäre; — denn das Wort: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", gilt auch von Volksstämmen. Aus der Verbindung und Mischung verschiedener Stämme sind die blühendsten und langlebigsten Reiche hervorgegangen, während jene, die für sich sein und in eigenartiger Abgeschlossenheit sich behaupten wollten oder mußten, der Stagnation verfielen, und von der früher erreichten Bildungsstufe herabstiegen. Ein redendes Beispiel davon ist eben das alte Bayern selbst. Sollte unser Königreich seinen Namen von dem der Volkszahl nach vorwiegenden Stamme führen, so müßte es Königreich Franken heißen, und nicht Bayern; denn die Franken bilden vier Provinzen, die Bayern mit der Oberpfalz nur drei. Der fränkische Stamm betrug nach der Zählung von 1872 in runder Summe 2300000, der bayerische nur 1900000; jener war also diesem um 400000 Seelen überlegen.

Doch nein! wir Bayern, Franken, Schwaben sind Bruderstämme, Söhne des einen Hauses, dessen Räume alle schön und reich geschmückt sind. Von uns soll es nicht heißen, wie von jenen drei Brüdern in der Parabel des Lessing'schen Nathan:

„Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich." —

Für uns gibt es nur einen untheilbaren Ring, der uns allen, Franken, Bayern, Schwaben, solidarisch zu eigen gehört. Es ist ein mächtiger Talisman, werth an eines Königs Hand zu prangen, verziert mit drei Edelsteinen: sie heißen Liebe zu Bayern und zu Deutschland — Treue gegen den König — Wetteifer im Dienste des engeren wie des weiteren Vaterlandes!

VI. Ueber das Studium der deutschen Geschichte.*

Die Akademie hat gegründete Ursache, das Geburtsfest des Königs, welches durch eine Vorfeier zu begehen ihr gestattet ist, dießmal mit einem erhöhten Gefühle dankbarer Verehrung zu feiern. Unter seinen Augen, seiner Pflege bewegt sich die Akademie in geschirmter, nicht ermüdender Thätigkeit, indem sie — in den drei Hauptrichtungen menschlicher Geisteskraft, der Richtung auf die Natur, auf den Geist und auf die Geschichte, — das Wesen der Dinge, von täuschendem Scheine befreit, immer klarer zu erkennen und das Erkannte mehr und mehr zum gesicherten Gemeinbesitz der Nation, der Menschheit, zu erheben strebt. Heute nun ist es die historische Classe, speciell die aus ihren Mitgliedern gebildete Commission für deutsche Geschichtsforschung, welche sich eines hohen Beweises königlichen Vertrauens und einer ihr gespendeten Wohlthat zu rühmen und zu freuen hat. Des Königs Majestät hat, nach Ablauf der ersten ihr gesetzten zehnjährigen Frist, die früher bewilligte Summe neuerdings auf zehn Jahre ihr zur Verfügung gestellt. Wie wir hierin ein Zeichen der königlichen Zufriedenheit mit den bisherigen Leistungen der Commission erkennen dürfen, so ist nun auch die Möglichkeit gegeben, fernerhin aus den unerschöpflichen Fundgruben unsrer Archive das Gold werthvollen geschichtlichen Stoffes zu Tage zu fördern und glücklich begonnene und zum Theil schon weit geförderte Werke ihrer Vollendung zuzuführen — Werke, welche noch späte Ge-

* Rede, gehalten in der Festsitzung der Akademie am 25. Juli 1878, bisher nicht gedruckt.

schlechter als mustergültige Denkmale gründlicher Forschung ehren und gebrauchen, welche unsern Enkeln den erfreulichen Beweis liefern werden, daß doch auch die sonst ihrer Uneinigkeit wegen verrufenen und geistig noch mehr als politisch zerklüfteten Deutschen, unter einsichtsvoller Leitung und in einträchtigem Zusammenwirken, die schwierigsten und umfassendsten Aufgaben glücklich zu lösen im Stande sind.

Es sind zunächst zwei große Sammelwerke, deren Werth und hohe Bedeutung an dieser Stelle zu betonen mir vergönnt sein möge: die „Jahrbücher der deutschen Geschichte" und die „Forschungen zur deutschen Geschichte". Die „Jahrbücher", wie sie bis jetzt in 15 Bänden, von 14 Gelehrten ausgearbeitet, vorliegen, umfassen nahezu sechs Jahrhunderte, vom siebenten bis zum Beginne des dreizehnten, freilich mit noch erheblichen, allmälig auszufüllenden Lücken; die „Forschungen", bis jetzt 17 Bände, verhalten sich zu den Jahrbüchern wie ein ergänzender und erläuternder Commentar, in welchem schwierigere Fragen genauer untersucht, wichtige und lehrreiche Begebenheiten oder Partieen ausführlicher dargelegt werden, zugleich das Ganze der deutschen Geschichte, bis in die jüngsten Zeiten, umfassend, während die Jahrbücher auf das Mittelalter sich beschränken. Die Aufgabe, deren Lösung die Jahrbücher gewidmet sind, ist diese: in genauem Anschluß an die Jahresfolge soll das Quellenmaterial gründlich erschöpft und kritisch gesichtet werden, soll die geschichtliche Ueberlieferung von dem Wuste befreit werden, welchen Sage, Unwissenheit, Parteilichkeit, berechnete Täuschung auf sie gehäuft haben; der Werth der geschichtlichen Zeugnisse soll abgewogen, ihr Widerspruch ausgeglichen, das Spätere, Abgeleitete, dem Früheren, Ursprünglichen nachgesetzt, das Gewisse vom Ungewissen unterschieden werden.

Alle Mitarbeiter haben die gleiche Methode angewandt, die gleichen kritischen Grundsätze befolgt, — mit einer Strenge und Folgerichtigkeit, welche, früher unbekannt oder nicht durchgeführt, ältere Werke, wie die von Luden und Pfister, nunmehr als veraltet und dem jetzigen Stand unsrer Einsicht nicht mehr entsprechend er-

scheinen läßt. Zugleich aber erheischt die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß das Werk unseres Collegen v. Giesebrecht aus der kritischen Feuerprobe, welcher es durch die später erschienenen, den gleichen Zeitraum behandelnden Jahrbücher unterzogen wurde, im wesentlichen siegreich hervorgegangen ist und eine Vertrauen erweckende Bestätigung empfangen hat. Ja, der hohe Werth des Werkes ist Vielen in Deutschland wohl erst recht klar geworden, seitdem gerade die Jahrbücher gezeigt haben, wie zerbröckelt vielfach die Ueberlieferung ist, wie unsicher und lückenhaft unsre Quellen sind, aus welchem unfügsamem und vielfach dürftigem Material ein so harmonisches Kunstwerk aufgebaut werden mußte. Auch den Eindruck empfangen wir beim Zusammenhalten der Jahrbücher mit Giesebrecht's Kaiser-Geschichte, daß die Zeit für immer vorüber ist, in welcher man durch willkürliche Combinationen, durch Erfindung von Thatsachen, bestrebt war, wirkliche oder vermeintliche Lücken der Ueberlieferung auszufüllen, und dadurch daß man den handelnden Personen vom Historiker errathene Pläne und Absichten unterlegte, der Geschichte erst ihre rechte Gestalt und Weihe zu geben wähnte.

Man hat es noch vor wenigen Jahren als das uns Deutschen eigens zugefallene Loos bezeichnet, daß wir in den verschiedensten Wissenszweigen das unterrichtetste Volk seien, aber von unsrer eignen Vergangenheit weniger wüßten, als Franzosen, Engländer und vielleicht noch andre Völker.* Die Thatsache ist wohl heute noch richtig, vorzüglich was England angeht, dessen Geschichte wie ein großes, kunstmäßig geordnetes, mit jedem Aufzug sich steigerndes und erweiterndes Drama erscheint, und dem nationalen Bewußtsein so reichen Stoff der Befriedigung gewährt, so selten Bilder der Beschränkung und der Demüthigung vorhält, so häufig Zeugniß ablegt von der unverwüstlichen Energie, mit der dieses Volk sich aus jedem Wirrsal herausgearbeitet hat, nie sich und seiner bessern Natur ganz untreu geworden ist.

---

* Baumgarten, Wie wir wieder ein Volk geworden sind. 1870, S. 4.

Auch die französische Geschichte ist wohl, wie schon die größere Zahl der ihr gewidmeten Werke und deren Auflagen beweist, dort in weiteren Kreisen gekannt, als die deutsche bei uns. Diese Geschichte ist, mit der deutschen verglichen, so leicht faßlich und übersichtlich: sie ist die Geschichte einer Institution, des Königthums und seiner immerfort wachsenden Centralisation, und zugleich ganz überwiegend die Geschichte einer Stadt — Paris, in der sich das nationale Leben, wie in seinem Brennpunkte, gesammelt und zu Explosionen entzündet hat, einer Stadt, an welche die Provinzen allmälig jede Selbstständigkeit abgetreten haben. Zudem ist die französische Geschichte weit persönlicher als die deutsche. Dort waren es, wenn wir wenige Revolutionsjahre abrechnen, immer Könige und Königinnen, oder Cardinäle, hie und da auch ein begabter Staatsmann, welche die Geschicke der Nation bestimmt, ihr die Bahnen nicht nur vorgezeichnet, sondern sie auch zugleich hineingezogen oder hineingerissen haben — einmal ein Ludwig der IX., dann der elfte Ludwig, einmal ein Duprat, dann ein Richelieu. Wenn irgendwo, galt in Frankreich der Satz, daß die Herrscher Personificationen ihres Volkes sind, dessen Geist, Streben und Sitte sie zugleich abspiegeln und gestalten.

In Deutschland dagegen hat nach den Staufern kein Kaiser mehr vermocht, die Nation an sich zu fesseln und auf die von ihm gewollte Bahn zu lenken, — in zwei Jahrhunderten, von 1317 bis 1517, ist auch nicht ein Mann zu nennen, welcher der Nation als geistiger oder politischer Führer vorangeleuchtet, zu dem sie mit vollem Vertrauen emporgeschaut hätte.

Unstreitig ist demnach das Studium der deutschen Geschichte, und selbst das Gewinnen eines summarischen Ueberblicks über den zweitausendjährigen Verlauf der Geschicke eines jetzt über 60 Millionen zählenden Volksstammes, mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als sie die Geschichte irgend eines andern Volkes darbietet. Der Schauplatz ist ein größerer, er wechselt vom Westen erst nach Südosten, dann nach Norden; die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme machen sich mehr geltend, als in den ro-

manischen oder slavischen Ländern; das Quellen- und Urkunden-Material wird seit dem 14. Jahrhundert massenhaft und überwältigend; das Auseinanderstreben, die Theilungen, die ganz zufälligen Bildungen und Auflösungen von Fürstenthümern, von kleineren und kleinsten Gebieten, verwirren und ermüden den Geist; die Fäden der Politik sind viel mehr verschlungen als in Frankreich. Seit die Landeshoheit die alte Verfassung durchbrochen hat, ist das römische Reich deutscher Nation in langsamem Absterben begriffen, die politische Einheit schwindet, nur noch die geistige und moralische Einheit tritt, in Momenten allgemeiner Aufregung, hervor.

So sind wir denn auch lange Zeit in der Darstellung unsrer politischen Geschichte zurückgeblieben, und haben es den Juristen überlassen, sie vom Gesichtspunkt und im Interesse des Reichsstaatsrechts zu bearbeiten. Werken, wie sie in England Hume, Lingard, Macaulay lieferten, in Frankreich Sismondi, H. Martin, Michelet, später Trognon, Dareste, Guizot, hatte Deutschland lange kein ebenbürtiges an die Seite zu setzen — freilich auch darum, weil bei uns das nationale Bewußtsein so schwach, so latent geworden war, daß nur wenige von der deutschen Vergangenheit Kenntniß zu nehmen begehrten. Denn in der Geschichte eines Volkes läßt sich die Stimme seines Gewissens vernehmen, und wie im Einzelleben, so gibt es auch im Leben eines Volkes Zeiten und Stimmungen, in denen man diese Stimme des Gewissens nicht gerne hören mag. War es doch die eigne That und Schuld der Nation, daß das Reich erst zur hohlen Form und Ohnmacht herabgewürdigt, dann verloren, bald auch fast vergessen wurde. Als vor 110 Jahren Zimmermann sein Buch über den Nationalstolz schrieb, waren es vor allen Engländer und Franzosen, dann Griechen, Römer, Orientalen, die er als Typen des Nationalstolzes in seinen verschiedenen Formen schilderte; die Deutschen nennt er nicht einmal, weil er, der Schweizer, von solchem Stolze an ihnen nichts wahrgenommen hatte. Ein Volk ohne Selbstgefühl, ohne Stolz auf seine Ver-

gangenheit, auf die Thaten seiner Vorfahren, trägt begreiflich kein Verlangen, sich eingehend mit seiner Geschichte zu beschäftigen.

Das ist nun glücklicher Weise anders geworden; gleichwohl besitzen wir, den zahlreichen Werken der Weststaaten gegenüber, für unsre ältere Geschichte bisher doch nur ein einziges Werk, welches wahrhaft populär geworden ist und auch den höheren Anforderungen schwerer zu befriedigender Leser genügt; es ist die umfassende, ebenso gründliche als lebendig und anziehend geschriebene Darstellung der Kaiserzeit, welche die Nation unsrem Collegen v. Giesebrecht verdankt.

Zu den vom Studium unsrer Geschichte abhaltenden Eigenthümlichkeiten darf man weiter, wie mir scheint, die tiefgehende Verschiedenheit zählen, welche noch immer in der Beurtheilung ganzer Zeitperioden und ihrer Träger bei uns sich kundgibt. Die großen Kaiser unsrer Vorzeit — sollen wir sie und ihr Walten preisen und segnen, oder sollen wir es tadeln und als der Nation verderblich verwünschen? Unsicher schwankt noch das Urtheil unsrer Historiker. In England und Frankreich ist dieß anders. Ueber Männer wie Suger, Ludwig IX., Philipp IV., Karl VII., oder, von den Späteren, über Heinrich IV., Sully, Richelieu und Mazarin, wird man in Frankreich nicht leicht widersprechende Ansichten vernehmen. So steht auch in England das Urtheil über die beiden Revolutionen von 1642 und 1688, über die Eduarde und Heinriche, über Elisabeth, Karl I., Cromwell ziemlich fest.

Wie anders bei uns! Es liegt uns nahe, hier gleich an jenen denkwürdigen und noch nicht ausgetragenen Streit zu denken, den im Jahre 1859 unser College von Sybel anregte, als er, durch seine an dieser Stelle gehaltene Rede „über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit", erst gegen die Auffassung unsres Collegen Giesebrecht, dann, in einer zweiten Schrift, gegen die Ficker's sich erklärte. Haben die alten Kaiser wirklich nach einer unerreichbaren Weltherrschaft getrachtet, an dieses Phantom die besten Kräfte Deutschlands vergeudet und ihre Pflichten gegen die Nation versäumt? Ist das Kaiserthum der Mühlstein am

Halse Deutschlands gewesen, die Verbindung mit Italien ein Verderben für beide Länder, und eine an Italien begangene Vergewaltigung? Oder waren, wie Ficker behauptete, Kaiserthum, Römerzüge, Herrschaft in Italien geschichtlich nothwendig, normal, wohlthätig, so lange bis der eine verhängnißvolle Fehltritt — die Erwerbung des unteritalischen Königreichs — begangen wurde, der allein den Untergang der deutschen Macht und Reichsherrlichkeit diesseits und jenseits der Alpen verschuldete?

Eine mittlere Ansicht wird, meine ich, zuletzt die Oberhand behalten. Daß die Idee des von Deutschland getragenen heiligen römischen Reiches ein allzukühner Gedanke, ein schwer gebüßter Traum gewesen, ist wohl jetzt nicht nur die Meinung Gierke's,* sondern gar vieler, wohl der meisten deutschen Geschichtsforscher. Es ist ja nicht zu leugnen, daß das ganze Verhältniß zu Italien ein unnatürliches und irrationales war. Die Kaiser kamen stets geldbedürftig oder wurden es sehr bald; sie konnten immer nur an der Spitze eines großen Heeres dort erscheinen, die größeren Städte verschlossen ihren zuchtlosen und räuberischen Schaaren die Thore; das wurde dann als Rebellion aufgefaßt, und so ward jeder Romzug ein Kriegs- und Belagerungszug. Ruinen und Brandstätten bezeichneten den Weg des Monarchen; der Träger der höchsten Würde erschien den Italienern als ein barbarischer, Geld erpressender Tyrann. In Rom fielen Tausende, zuweilen ein ganzes Heer, dem für die Fremden mörderischen Klima zum Opfer. Von der religiösen Bedeutung der Stadt abgesehen, war der Besuch Roms und der Aufenthalt daselbst für die Deutschen unfruchtbar, ohne irgend welchen geistigen Gewinn, in moralischer Beziehung, wegen der dort herrschenden Sittenlosigkeit, schädlich.

Denn das war vom 7. bis zum 16. Jahrhundert die Signatur Roms, daß es zugleich Welthauptstadt, Metropole und Mittelpunkt der Christenheit war, umgeben von dem Glanze einer durch Phantasie und Sage noch verklärten großartigen Vergangenheit,

* Das alte und das neue deutsche Reich. Berlin 1874, S. 13.

Gegenstand der allgemeinen Sehnsucht, — während, vom Standpunkt des geistigen und sittlichen Lebens angeschaut, nur dunkle Schatten auf diesem Völkergrabe lagerten. Keine Stadt war, um des Charakters ihrer Einwohner willen, mehr verrufen und verabscheut, als die Stadt, die doch der Sammelplatz geheiligter Stätten, heilkräftiger Reliquien sein, in welcher jeder Pflasterstein von Märtyrerblut benetzt sein sollte! Mitten in Italien, auf dem classischen Boden der zu Communen sich ausbildenden Stadtgemeinden liegend, hat Rom in den neun Jahrhunderten des Mittelalters es nie zur Bildung eines blühenden und geordneten städtischen Gemeinwesens bringen können, weder in Gegenwart noch in Abwesenheit der päpstlichen Curie; das Ringen der drei um die Herrschaft streitenden Gewalten, der kaiserlichen, der päpstlichen und jener der Adelgeschlechter, dazu noch zeitweilig der Kampf des Volkes mit dem Adel, blieb rechtlich unausgeglichen. Es war eine lebensvolle Stadt, aber das Leben war krampfhaft, gewaltsam, durch zahllose Frevel befleckt. In der Cultur blieb Rom hinter viel geringeren Städten zurück, das Volk verharrte in Unwissenheit und halber Barbarei; wenn einmal aus der geistigen Verödung eine Schule, eine Bildungsanstalt sich erhob, verfiel sie bald wieder. Die Päpste selber mieden möglichst die Stadt, in welcher selten einer von ihnen alt wurde, und zogen vor, mit der Curie von Stadt zu Stadt ziehend, ein Wanderleben zu führen, — wie denn der einzige Papst, der es zu einer längeren (22jährigen) Regierung brachte, Alexander III., gerade am wenigsten in Rom weilte. Die Deutschen aber, die aus Andacht, oder — nachdem alle Wahl- und Pfründenstreitigkeiten nach Rom gezogen waren — Geschäfts halber dort sich aufhielten, brachten, wenn sie überhaupt heimkehrten, nur Schulden, Krankheiten und den Eindruck einer zuvor unbekannten Corruption von dort zurück.

Das Kaiserthum Karl's des Großen entstand in einer Zeit, in welcher das Papstthum sich noch innerhalb enger Schranken bewegte und noch keine theokratischen Ansprüche erhob. Als Otto der Große, 162 Jahre später, das Kaiserthum an die Deutschen

brachte, war die Stellung der Päpste zwar schon eine ganz andere, höhere: die isidorischen Decretalen hatten schon vielfach gewirkt, die letzten Karolinger hatten bereits in ihrer Kaiserwürde eine durch die Salbung geschehene päpstliche Verleihung gesehen; aber um die volle Umwandlung des Papstthums in eine wirkliche Theokratie, in eine, alle geistliche und weltliche Gewalt in sich vereinigende Statthalterschaft Gottes herbeizuführen, wurde noch eine Reihe weiterer Fictionen und Fälschungen erfordert, mußte erst durch die Gregorianer, durch Gratian und die Decretalensammler, die neue Disciplin des kanonischen Rechts geschaffen werden. Durch Gregor VII. und die mit ihm verbündete Schule von Cluny wurde der Grund gelegt; der vollständige Ausbau des Systems nahm noch anderthalb Jahrhunderte und die Thätigkeit dreier Päpste des 13. Jahrhunderts, Innocenz' III., Gregor's IX. und Innocenz' IV., in Anspruch, worauf dann, als die letzten Consequenzen gezogen waren, der Untergang des echten alten Kaiserthums mit Nothwendigkeit sich vollziehen mußte. Denn in Wirklichkeit war das Papstthum nun zugleich zum Kaiserthum geworden, alle Vorzüge und Gewalten, die man damals der höchsten weltlichen Würde zueignete, nahm der Papst für sich in Anspruch; ein Versuch des Kaisers, diese Würde zu handhaben, führte sofort zu einem Conflict mit dem Papste, in welchem jener fast immer unterliegen mußte.

Gleich die erste, natürlichste und, bei dem permanenten Zustand Roms, unentbehrliche Befugniß oder Verpflichtung des Kaisers, die sich aus seinem Amt als Schirmvogt des römischen Stuhles ergab, — die Freiheit der Papstwahl und das Recht der zur Mitwirkung dabei Berufenen zu wahren —, wurde thatsächlich, seit Ende des elften Jahrhunderts, durch die Curie zu Nichte gemacht. Daraus ist dann, nach dem Falle des staufischen Hauses, der Uebergang des Papstthums in französische Hände, die Verpflanzung auf französischen Boden, und sofort die siebzigjährige Kirchenspaltung, mit ihrem langen Gefolge politischer und religiöser Verwirrung und Verderbniß, hervorgegangen.

Auch nicht Wächter und Schutzherr des Völkerrechts konnte der Kaiser sein — das beanspruchte ja eben der Papst; ebenso wenig weltliches Oberhaupt der Christenheit, wie ihn die goldne Bulle nennt, eine an sich schon mit innerem Widerspruch behaftete Vorstellung, — denn wenn es das religiöse Band ist, was die Völker zur Einheit verbindet, so kann das religiöse Haupt kein andres weltliches Haupt neben sich dulden; auch der Höchststehende kann eben nur der vom Haupte bewegte Arm dieses Körpers sein, er kann sein Schwert schwingen, aber nur ad nutum summi sacerdotii, wie der heilige Bernhard sagte und Papst Bonifaz VIII. in seiner Bulle bekräftigte. So war denn schon seit Friedrich II. die völkerrechtliche Vertretung der Christenheit vom Kaiser auf den Papst übergegangen.

Das war eben der unlösliche, den Todeskeim dieses Staatsgebildes in sich tragende Widerspruch, daß das Kaiserthum Karl's des Großen eine religiöse Bedeutung, einen kirchlichen Beruf hatte, daß die Päpste selber bis zuletzt, in den Krönungsgebeten, den Kaiser versicherten, er sei berufen und geweiht zur Theilnahme am Priesterthum, zur Regierung der Kirche Gottes, und daß doch dieser Schutzherr der Kirche, sowie er — selbst gegenüber der schlimmsten Corruption und dem frevelhaftesten Mißbrauch des Heiligen — mehr sein wollte, als ein geduldiger Zuschauer und demüthiger Vollstrecker päpstlicher Machtgebote, alsbald mit allen geistlichen Waffen bekämpft, verwünscht, als ein Feind der Kirche gebrandmarkt ward!

Die Päpste haben denn auch, wo es ihrer Politik zuträglich schien, nie gezögert, kaiserliche Befugnisse sich anzueignen und in die Reichsrechte einzugreifen. Waren sie doch die weit stärkeren Träger der Kaisergewalt, da sie stets mit geistlichen und fleischlichen Waffen zugleich stritten, ihre Truppen mit Ablässen angeworben, mit Bann und Interdict bewaffnet wurden. Sie ernannten eigenmächtig Reichsvicare in Italien, oder sie eigneten sich, wie Johann XXII. that, selber als Reichsverweser die Herrschaft über Italien zu. Als Innocenz IV. im J. 1252, nach

dem Erlöschen der Babenberger, den Streit über die österreichische Erbschaft zu Gunsten Ottokar's und seiner Gemahlin entschied, erklärte er, dieß thue er als Statthalter des wahren Gottes auf Erden und als Oberhaupt der universalis respublica. „Ich bin der Cäsar, ich der Imperator", rief Bonifaz VIII. den Abgesandten König Albrecht's zu. Zuletzt ward es in Italien staatsrechtliches Axiom, daß der Kaiser seine Gewalt nur als eine ihm vom Papste geliehene besitze; das ließ sich Friedrich III. zu Padua, 1452, in öffentlicher Rede von dem Juristen Alvarotti vortragen. In diesem System war kein Raum mehr für einen wahren Kaiser; ihm blieb nur noch die Pflicht der Schirmvogtei, er durfte und sollte seine Waffenmacht und Zwangsgewalt im Dienste des Papstes und nach dessen Befehlen gebrauchen. Schon im 12. Jahrhundert sagt daher ein Kölner Priester bündig: „Der wahre Kaiser ist der Papst". Und der in Deutschland lebende Honorius von Autun meint schon um das Jahr 1125, dem Papst stehe es zu, mit Zustimmung der Fürsten den Kaiser zu ernennen. Ebenso folgerichtig äußerte später der päpstliche Schriftsteller Bischof Alvarus Pelagius: eigentlich sollte es ein mit wirklicher Gewalt begabtes Kaiserthum gar nicht geben; nur von der Kirche aufgerufen sollte der Kaiser handeln, weshalb es auch in der Ordnung sei, daß die Kaiser von den Päpsten, deren Vasallen sie seien, leichter abgesetzt würden als Könige.* Im Grunde war das schon seit Jahrhunderten die in der Curie ausgeprägte Vorstellung. Um die Mitte des elften Jahrhunderts setzt der Cardinal Humbert die Aufgabe aller weltlichen Herrscher darein, daß sie die Völker zum Gehorsam gegen Papst und Bischöfe bringen, und, auf Anrufung der Kirchengewalt, jeden Widerstrebenden unter das Joch des Papstes beugen oder ihn vertilgen.

Die Fabel, daß Kaiser Constantin den Päpsten den ganzen Occident, ganz besonders aber Italien geschenkt habe, war wirklich in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen; verstummt war der

---

* De planctu eccl. fol. 18 u. 22.

Widerspruch, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, im römischen Gebiete selbst, sich dagegen erhoben hatte. Die Päpste erneuerten immer wieder die Hinweisung auf diesen Rechtstitel ihrer Herrschaft; Leugnung der Echtheit der Schenkungsurkunde galt für Ketzerei. In Deutschland selbst wagte Niemand sie anzutasten. Wie nun danach die Vorstellung vom Kaiserthum, besonders bei den romanischen Völkern, sich gestaltete, das sehen wir an dem französischen Chronisten Philipp Mouskes — Mitte des 13. Jahrhunderts. „Der Papst“, sagt er, „konnte doch nicht im ganzen Lande herum reiten oder gehen, er machte also einen vornehmen Mann zum Kaiser, der nun sein Vasall war und das Imperium hatte, aber unter der Herrschaft des Papstes.“*

Die Päpste selbst freilich legten der Schenkung, so nachdrücklich sie auch ihre Gültigkeit behaupteten, doch nur eine untergeordnete, subsidiarische Bedeutung bei; denn seit Innocenz III. als Dogma verkündet hatte, dem Papste sei nicht nur die Kirche, sondern auch das Weltliche (saeculum) zu regieren aufgetragen, mußte dem Kaiser und allen Königen gegenüber das Hauptgewicht auf die von Gott seinem Statthalter gegebene Weltherrschaft gelegt werden.

Darnach hat Innocenz IV., in einer durch den Kampf mit Kaiser Friedrich II. veranlaßten Decretale, die Lehre der Kirche noch genauer formulirt: Nicht erst, wie manche meinen, durch Constantin hat der päpstliche Stuhl die weltliche Herrschaft erlangt; er hatte sie schon vorher von Natur und potentiell, denn Christus hat ihm sowohl die priesterliche als die königliche Monarchie, die Zügel des irdischen wie des himmlischen Reiches verliehen. Er ist es, der dem bekehrten Constantin erst seine echte Kaisergewalt gegeben, er ist es auch, der das Kaiserthum von den Griechen auf die Deutschen übertragen hat. Und auch das gehört noch zu seinem Recht, daß er überall und gegen Jeden, wo es sich um Sünde handelt, einschreiten, strafen, verdammen und absetzen kann.

* Chronique de Ph. Mouskes. II, 680 (in Coll. de chron. Belges, tom. 4)

So war denn Gregor's VII. Theorie hundertfünfzig Jahre später weit überboten oder vielmehr folgerichtig ausgebildet; Innocenz IV. bestätigte hiemit feierlich die zuerst von dem dritten Innocenz aufgestellten Lehren von der Translation des Kaiserthums, von der päpstlichen Strafgewalt über alles, was von ihm für Sünde erklärt wird, und von der zum Wesen der Papstgewalt gehörenden Weltherrschaft. Bonifaz VIII. hat in seiner berühmten Bulle Unam sanctam, fünfzig Jahre nachher im Streit mit Philipp von Frankreich, keinen neuen Zug hinzugesetzt.

Diese Päpste waren ausgezeichnete Juristen, ihre Rechtswissenschaft hatte sie zur höchsten Würde emporgetragen, mit juristisch scharfer Logik construirten sie die Bollwerke, mit denen sie das Papstthum umgaben. Derselbe Innocenz hat in seinem Commentar über die Decretalen noch zwei folgenreiche Regeln aufgestellt. Erstens: daß es für die Laien genüge, einen vergeltenden Gott zu glauben, in allem Uebrigen aber, Dogma und Sittenlehre, implicite nur zu glauben, nämlich zu denken und zu sagen: ich glaube, was die Kirche glaubt. Zweitens: daß ein Geistlicher auch dem eine Ungerechtigkeit befehlenden Papste gehorchen müsse. Nun wußten die geistlichen Kurfürsten, was ihnen bezüglich der Kaiserwahl obliege! Damals äußerte der berühmte Roger Bacon, der seinen Freimuth freilich mit zehnjährigem Kerker büßen mußte, die Regierung der Kirche werde jetzt von Juristen geführt, und weil keine Gerechtigkeit mehr von der Kirche zu haben sei, herrsche Zwietracht und Krieg in allen Ländern.* Philipp der Schöne von Frankreich begriff, daß man den Demant mit dem Demant schneiden müsse: gegen den ihn auf Grund des neuen Papstsystems befehdenden Papst Bonifaz bot er seine Juristen auf, und sie errangen ihm den Sieg. Deutschland aber hatte damals keine Juristen, oder empfing sie, tief in's päpstliche System eingetaucht, von Bologna; denn diese Hochschule leistete nun den Päpsten gleiche oder noch größere Dienste, als ehemals die Schule von

* Opus tertium, ed. Brewer p. 84.

Cluny. Unser deutscher Jurist aus dem Laienstande, Eike von Repgow, versieht im Sachsenspiegel den Kaiser noch mit Rechten und Schutzmitteln, die ihm dem Papste gegenüber eine halbe Unabhängigkeit gewähren sollen; aber auch er setzt doch den Hauptzweck der Kaiserwürde darein, daß der Kaiser Jedermann zum Gehorsam gegen den Papst zwinge. Fünfundvierzig Jahre später ist dann der priesterliche Verfasser des Schwabenspiegels schon weiter gegangen, und hat dem Papste das Recht, den Kaiser abzusetzen, zugeeignet, ohne daß sich in Deutschland eine Stimme dagegen erhoben hätte, während die beschränkenden Sätze des Sachsenspiegels von Gregor XI. verdammt wurden.

In den Kämpfen, welche die Päpste gegen die salischen und staufischen Kaiser führten, handelte es sich nicht um wirklich religiöse Fragen, obgleich dieß hoch und theuer versichert wurde; — die Kaiser haben kein Dogma, kein Sittengesetz, keine als wesentlich erachtete kirchliche Institution angegriffen; selbst der Investiturstreit kann kaum als ein wahrhaft religiöser gelten. Die Forderungen Gregor's wurden von seinem Nachfolger im Wormser Concordat aufgegeben, und er selber hätte, wenn nicht andre Absichten eingewirkt hätten, anstatt des unbedingten Verbotes, eine den Rechten und Interessen des Reiches sowohl als der Kirche gerecht werdende Lösung unschwer erreichen können. Später waren es Machtfragen, um welche gekämpft wurde. Officiell ward wohl immer versichert, daß es die Freiheit der Kirche sei, die von Gott ihr gegebne, von keinem Erdgebornen anzutastende, für welche die geistlichen Waffen mit so zermalmender Gewalt gebraucht wurden, — in Wirklichkeit aber war immer die Herrschaft der Kirche darunter gemeint. Denn das liegt nun einmal in der neuen Lehre vom Papstthum, daß die Kirche und ihr Haupt nur da und nur insoweit sich frei fühlen können, wo und insofern ihrer Herrschaft keine, oder doch nur eine von ihr selber gesetzte Schranke gezogen ist. Auf den kürzesten und offensten Ausdruck gebracht, würde der Freiheitsbegriff, wie ihn das päpstliche Recht faßt, lauten: „Frei ist die Kirche da, wo der Klerus

über die Laien, der Papst über Klerus und Fürsten widerstandslos herrscht."

Es war also der Besitz Italiens, die Herrschaft über die ganze Halbinsel oder über Theile derselben, besonders über das von den Päpsten so sehr ersehnte Tuscien, was die Päpste bewog, die staufischen Kaiser bis zur Ausrottung ihres Hauses zu bekämpfen.

Auch in Italien gab es lange Zeit eine, nicht deutsche, aber kaiserliche Partei, die der Ghibellinen, welche stolz war auf das Zeichen des Reichsadlers; sie war zu Zeiten sehr stark, und unterlag nur dem übermächtigen Bunde der drei in ihrer Vereinigung unwiderstehlichen Gewalten, des Papstes, Frankreichs und der guelfischen Städte. Zu ihr zählte der größte Geist, den Italien im Mittelalter besaß, Dante; er sehnt, er ruft den Kaiser herbei, er macht es ihm zur Gewissenspflicht, seines Herrscheramtes in Italien zu walten, er ruft ein Strafgericht herab auf König Albrecht's Geschlecht, weil dieser seinen heiligen Beruf versäumt habe. — Hat denn, möchte man fragen, dieser hohe und klare Geist nicht erkannt, daß für einen Kaiser, der mehr als ein Phantom sein sollte, neben dem übermächtigen Papstthum kein Raum zu handeln, kein Boden zu stehen vorhanden war? — Dante hat es wohl erkannt, er äußert sich stark und bitter darüber; er sieht eben deshalb im Fortbestehen des Kaiserthums die einzige Bürgschaft einer besseren Zeit, aber als Joachimit erwartet er in naher Frist eine vollständige reformatorische Umgestaltung des Papstthums durch eine neu sich erhebende Verbrüderung — den veltro, worauf die Päpste, aller Länder- und Herrschbegier entsagend, sich auf ihr Lehr- und Priesteramt zurückziehen und dem Kaiser das Regiment überlassen würden; alsdann sollte der Kaiser auf dem von Gott dazu erwählten Boden des latinischen Landes seinen Thron errichten und, von Lateinern umgeben, seines hohen Amtes walten. — Der „Veltro" ist freilich nicht gekommen!

Ficker hat die Erwerbung des sicilischen Reiches unter Friedrich I. und Heinrich VI. als den verhängnißvollen Wendepunkt

in der Geschichte des deutschen Reiches bezeichnet. Dieser schwere Fehlgriff, meint er, habe das Reich in den Abgrund geführt. — Allerdings hat diese Erwerbung, welche übrigens der Vorstellung der Zeit von dem Berufe des Kaiserthums, ganz Italien als ein einheitliches Reich zu umfassen, entsprach, den Kampf noch verschärft, aber wäre sie auch unterblieben, zu einem friedlichen Zusammenbestehen von Papstthum und Kaiserthum wäre es doch nicht gekommen. Das zeigt am besten die Geschichte der Bildung des Kirchenstaates, wie sie Ficker selber gründlich dargestellt hat. Und man muß den beiden Kaisern zugestehen, daß sie sehr triftige Gründe hatten, Unteritalien in den Bereich ihrer Macht zu bringen. Das ganze Zeitalter stand noch unter der Herrschaft der Kreuzzugs-Gedanken und Pläne, der Kaiser vor allen war als Schirmvogt der Christenheit verpflichtet, für die Wiedergewinnung und Behauptung des heiligen Landes Sorge zu tragen. Nun war auf dem Landwege durch die byzantinischen und moslemischen Länder bisher noch jedes Heer ganz oder größtentheils zu Grunde gegangen; nur wenn im Mittelmeer eine Seemacht gebildet, eine Flotte geschaffen wurde, war es möglich, wie Kirche und Völker das wollten, eine dauernde christliche Herrschaft aufzurichten. Darum war auch nachher der Zug Kaiser Friedrich's II. von Süditalien aus nach Jerusalem der einzige, welcher wirklichen Erfolg hatte.

Wohl hat man auch gesagt: die Deutschen würden besser gethan haben, auf die Verbindung mit Italien, die doch ohnehin nur eine Personal-Union war, ganz zu verzichten. Allein gerade der Besitz Italiens gehörte, nach der allgemeinen Vorstellung, zum Wesen des Kaiserthums; dort vor allem sollte der Kaiser Schirmvogt der Kirche und des Papstes sein; ein von der Halbinsel ausgeschlossener Kaiser wäre ganz Europa als ein Prätendent und Titular-Monarch erschienen. Einen Italiener als Träger der Kaiserwürde hätte weder die Nation noch der Papst zugelassen. Selbst in der kaiserlosen Zeit nach dem Tode Friedrich's II. erhob sich in Italien keine Stimme für einen nationalen König oder Kaiser;

die Franzosen wären also die lachenden Erben der erledigten Krone Karl's des Großen geworden; dann hätte, was in Neapel sich begab, im nördlichen Italien und Tuscien sein Seitenstück gefunden. In der That war Herzog Karl von Anjou einmal nahe daran, Herr von ganz Italien zu werden; ohne die Katastrophe der sicilischen Vesper und ohne den frühen Tod Papst Martin's IV. wäre es ihm wohl auch gelungen. Die Päpste waren viel enger mit Frankreich, mit der französischen Kirche und dem dortigen Königshause verbunden, als mit Deutschland; man darf sagen, sie waren, in geistiger sowohl als in politischer Beziehung, lange schon vor der Uebersiedlung nach Avignon, von Frankreich abhängig. Französische Päpste, wie Urban IV., Clemens IV., Martin IV., boten dem Pariser Hofe bereitwillig ihre Dienste an; schon Innocenz III. hatte erklärt, die Erhebung Frankreichs sei die Erhöhung des Papstthums; freiwillig erbot sich der französische Adel, nach Italien zu ziehen, um für den Papst gegen Friedrich II. zu fechten. Auch hatte schon Gregor IX. sich erboten, das Kaiserthum einem französischen Prinzen zu übertragen. Dann hätten Papst und Kaiser, Frankreich und Italien, ersterer auch noch mit der ganzen Wucht seiner geistigen Ueberlegenheit, auf Deutschland gedrückt, und man darf wohl fragen, ob die Franzosen sich dann mit der Rheingrenze begnügt hätten. Wir kennen jetzt den Entwurf, in welchem einer der Legisten Philipp's des Schönen diesem König zeigte, wie er erst durch Papst Clemens V. und dessen Einfluß auf die deutschen Kurfürsten das Kaiserthum an sein Haus bringen, hierauf sich des Kirchenstaats bemächtigen und die Päpste mit einer Geldrente abfinden könne, womit ihm dann der Weg zur Gründung einer französischen Universalherrschaft gebahnt sei. Es gelang damals nicht, aber man wählte doch einen französischen Vasallen, der selbst mehr Franzose als Deutscher war, Heinrich VII., zum Kaiser. Papst Johann XXII. decretirte wirklich die gänzliche Trennung Italiens vom deutschen Reiche, um Italien, wie es scheint, dem Könige von Frankreich zuzuwenden; doch wurde dieß wieder aufgegeben, — einer seiner nächsten Nachfolger, Innocenz VI., zog es vor, die

Kaisergewalt in Italien selbst in die Hand zu nehmen und zu einer Erwerbsquelle zu machen, indem er italienische Dynasten und Bandenführer gegen große Geldsummen zu Reichs-Vicaren ernannte.

Den letzten Grund der Schwäche Deutschlands, seines fortwährenden Unterliegens und Abnehmens, müssen wir freilich in der geistigen Unmündigkeit, in den intellectuellen Rückschritten suchen, wie sie gerade in der Zeit der schwersten Kämpfe sich kundgaben. Eine erleuchtete öffentliche Meinung stand unsern Kaisern nicht zur Seite; nirgends zeigt sich ein klares Verständniß der Lage; jede Fiction, jede Geschichtsfälschung mit den darauf gegründeten Ansprüchen wurde gläubig hingenommen. Wohl standen, mit der einzigen Ausnahme des deutsch dichtenden Italieners Thomasin, alle unsre Dichter auf der Kaiser Seite, sie beklagten oder rügten die hierarchischen, das Reich zerrüttenden Künste und Ränke; man darf da nur an den Freidank, an Walter von der Vogelweide erinnern. Sie fanden einen Wiederhall in den Städten, aber die Fürsten und der Klerus wurden davon nicht berührt. In der staufischen Zeit ist kein einziger Deutscher, in irgend einer nennenswerthen Schrift, für das gute Recht des Reiches und der Kaiser eingetreten, keiner hat gethan, was ein Italiener, Dante, nicht ohne Lebensgefahr that. Selbst unter Ludwig dem Bayern, für den doch die öffentliche Meinung in den Städten so energisch sich aussprach, waren es Ausländer — Engländer, Italiener, Franzosen —, welche für Deutschland und seinen Kaiser in die Schranken traten. Die Deutschen hatten keine rechten Schulen mehr; sie mußten sich ihre Theologie in Paris, ihre Jurisprudenz in Bologna holen; dort lernten sie, daß das Kaiserreich nichts sein dürfe als ein päpstliches Dienstreich, und was sonst noch die Hierarchie und ihre juristischen und theologischen Parasiten darüber ersonnen hatten; mit der Reichsfeindschaft im Herzen kehrten sie zurück.

In lehrreichem Contrast tritt uns einerseits das Bewußtsein von dem kaiserlichen Beruf des deutschen Volkes, und andrerseits die Resignation bezüglich der wirklichen Lage und des gefallenen

Kaiserthums in der im J. 1288. verfaßten Schrift eines ungenannten Deutschen — Notitia saeculi — entgegen. Er vergleicht die drei Hauptvölker: Franzosen, Deutsche, Italiener. In Frankreich herrscht der Klerus, in Deutschland der Adel oder Kriegerstand, in Italien das Bürgerthum; bei den Deutschen waltet vor die Herrschsucht, bei den Italienern die Habgier, bei den Franzosen die Wißbegier. Von den drei göttlichen Institutionen haben die Italiener das Priesterthum, die Deutschen das Kaiserthum, die Franzosen das Studium. Die Laster der Deutschen sind Grausamkeit, Raubsucht, Grobheit und Zwietracht, die der Franzosen Hochmuth, Unzucht, Geschwätzigkeit, Selbstbewunderung und Verachtung andrer, die der Italiener Geiz, Neid und Hader. Die römische Kirche hat nun, wie er sagt, das römische Kaiserreich zum Theil bereits zu Grunde gerichtet, und wird es wohl mit französischer Hülfe vollends zerstören. Gleichwohl wünscht er, daß der Papst, da er doch nun der allgemeine Weltregierer sei, das französische Volk als seinen gehorsamen Sohn, das deutsche als dessen nach Gleichem strebenden Bruder, das italienische aber als das widerspenstige Hausgesinde behandeln möge. Diese Stimme vom Jahre 1288 klingt also ähnlich jenen deutschen Stimmen um das Jahr 1806, welche meinten: der großmächtige Kaiser an der Seine möge doch die Deutschen rücksichtsvoll behandeln, die Deutschen aber sollten doch auch gehorsam der im Imperator verkörperten höheren Weltordnung sich unterwerfen.

Wie wunderbar sind doch, seit fast 2000 Jahren schon, die Geschicke Deutschlands und Italiens mit einander verflochten! Jahrhunderte lang schien es, als wäre es im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß beide Völker unauflöslich an einander gekettet bleiben, beide sich wechselseitig ihre Güter und Gaben mittheilen, und doch zugleich einander schädigen, quälen und hassen sollten. Aber was wir Deutschen von Italien empfangen haben, das würde uns auch auf friedlicherem, unblutigem Wege zugekommen sein. Frankreich hat, ehe noch seine Heere auf italienischem Boden erschienen, durch seine Sprache, seine Hochschule,

seine Kirche und Literatur, weit mehr auf Italien gewirkt, und seinerseits von dort stärkere Einwirkungen empfangen, als Deutschland. Darin aber glichen sich Deutschland und Italien, daß es dieselbe Macht war, die päpstliche, welche, gestützt auf ihre Werkzeuge, die geistlichen Fürsten, das deutsche Reich und die Reichseinheit zerrüttet und aufgelöst, und welche zugleich in Italien jede Bildung einer Einheit, eines italischen Reiches, verhindert hat.

Jetzt haben, fast gleichzeitig, die Deutschen ihr Reich, mit besseren Bürgschaften für dessen Dauer und Stärke, wiedergewonnen, die Italiener das ihrige aufgebaut. In Deutschland denkt kein Mensch mehr an eine Herrschaft über Italien. Das Umgekehrte, daß auch in Italien Niemand an eine Herrschaft in oder über Deutschland denke, läßt sich freilich nicht sagen, und hier liegt ein Problem vor, das noch seiner Lösung harrt. Zwischen den beiden Nationen aber ist der alte Groll und Argwohn ganz oder nahezu geschwunden. Beide begreifen, daß sie in Kunst, Wissenschaft, Industrie viel von einander zu empfangen und zu lernen, in neidlosem Wetteifer und wechselseitiger Hülfeleistung weiter zu streben berufen sind. Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur macht mit jedem Jahre Fortschritte jenseits der Alpen, die Uebersetzungen mehren sich. Jüngst hat der frühere Unterrichts-Minister Bonghi geäußert: „Die Deutschen sind die unermüdlichsten Ergründer ihrer eignen Angelegenheiten und derjenigen anderer, die es je gegeben hat, und es ist unmöglich, mit mehr Redlichkeit dabei zu Werke zu gehen, als sie es thun, um sich ein richtiges und genaues Urtheil darüber zu bilden."* Daß die Deutschen für Erforschung und Darstellung der italienischen Vergangenheit mehr und werthvolleres geleistet haben, als die Eingeborenen, daß sie in der Schärfe der wissenschaftlichen Methode, in der Sorgfalt der Kritik, nachahmenswerthe Meister seien, das wird dort bereitwillig erkannt.

---

* Italia, von Karl Hillebrand. I, 3.

So rücken wir einander immer näher, der geistige Verkehr führt zur wechselseitigen Anerkennung der nationalen Vorzüge, ein Band des Vertrauens und der Neigung schlingt sich um beide Nationen; für die Erkenntniß aber, daß beide auch durch die politischen Interessen auf einander angewiesen und einträchtig zusammenzugehen berufen sind, sorgt schon die Lage Europas.

Personen-Register.

(Die Ziffern bedeuten die Seiten.)

S. 79 Z. 13 v. u. lies Georg Ludwig v. Maurer.
S. 141 Z. 12 v. o. l. Gedichte des Lauremberg.
S. 191 Z. 5 v. o. l. Clemanges.
S. 287 Z. 4 v. u. l. Thugs.
S. 312 Z. 9 v. o. l. Duport.
S. 337 Z. 10 v. o. l. Hermann.
S. 361 Z. 3 v. o. u. S. 366 Z. 10 v. o. l. Zirngibl.